This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

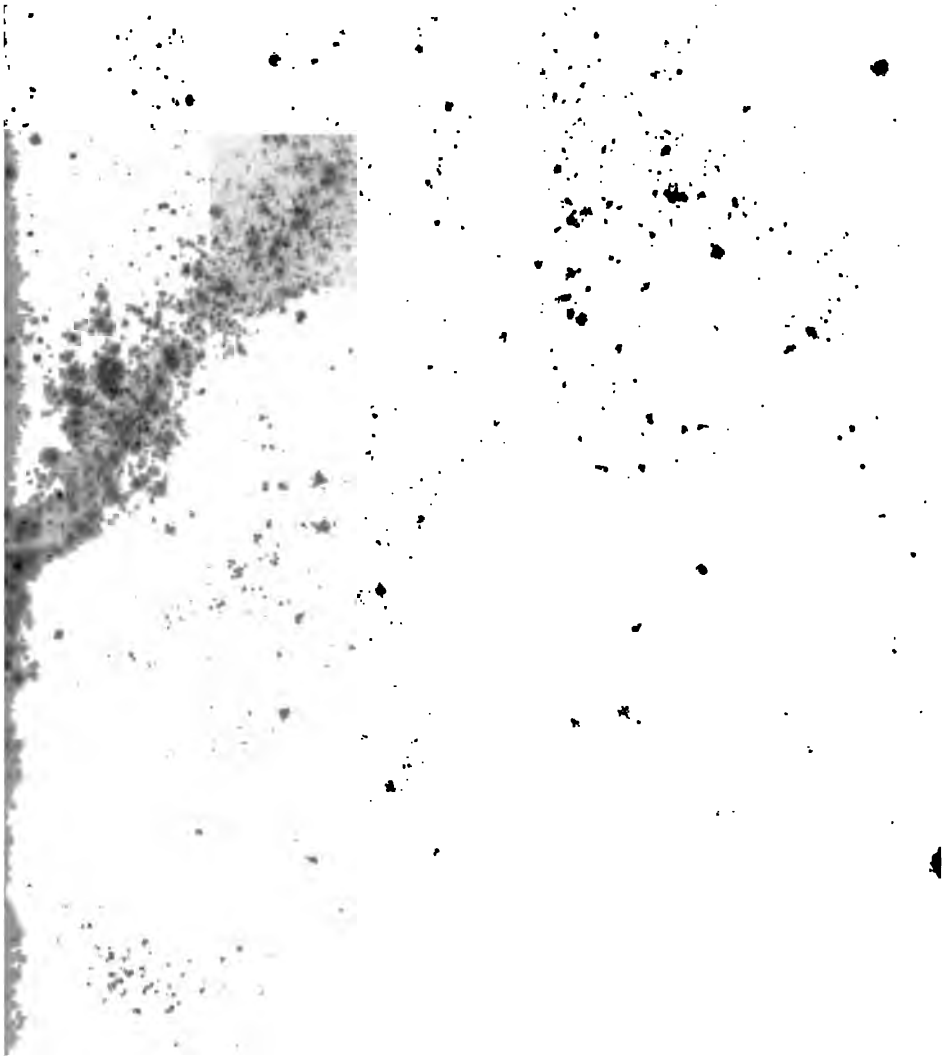
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

[redacted]



DAS SCHLOSS ZU FONTAINBLEAU

Die Wundermappe

oder

sämmtliche Kunſt- und Natur-Wunder

des

ganzen Erdballs.

Treu nach der Natur abgebildet und topographiſch-
hiſtoriſch beſchrieben

von

C. Strahlheim.

Zweiter Band.

Erſte Lieferung. — Frankreich (Paris.)

Frankfurt am Main 1832.
Im Verlagsmagazin für Literatur und Kunſt.

Die Wundermappe

oder

sämmtliche Kunst- und Natur-Wunder

des

ganzen Erdballs.

Treu nach der Natur abgebildet und topographisch-historisch beschrieben

von

C. Strahlheim.

Zweiter Band.

Frankreich.

Frankfurt am Main.
Im Comptoir für Literatur und Kunst.
1837.

D21.5
I 7
v. 2

Seite

Der Justizpallast 95
Platz und Brunnen der Unschuldigen . . . 98
Der Platz Vendôme mit der Kanonensäule . . 99
Der Pallast der Ehrenlegion 101
Das Stadthaus 115
Zustand Frankreichs bei dem Sturze des Schreckensystems 136
Die Pfarrkirche St. Eustache 149
Die Flucht der königlichen Familie aus Paris . . 171
Fortsetzung derselben 181
Schluß derselben 213
Der botanische Garten 176
Der Pallast Bourbon 179
Der Triumphbogen auf dem Carousselplatz . . 179
Die Getreidehalle 180
Das Marsfeld und die Militärschule . . . 205
Die Sorbonne 210
Die neue Brücke mit der Samariterin . . . 210
Die Fontaine Grenelle 211
Das Odeon 212
Die Pforte St. Denis 212
Das Hôtel der Invaliden 215
Der Pallast Luxemburg 229
Das große Chatelet 230
Das kleine Chatelet 230
Das alte Louvre 231
Die Austerlitzbrücke oder Pont du jardin du Roi . 231
Val de Grace 245
Bicetre 245

Versailles.

Beschreibung der Stadt 246

Seite
Begebenheiten zu Verſailles aus den Zeiten der Revolution 249
Schluß derſelben 277
Das Ballſpielhaus 272

Die Gruft zu St. Denis.

Vernichtung derſelben 274

Das Schloß zu Vincennes.

Beſchreibung deſſelben 275

St. Cloud.

Beſchreibung deſſelben 294
Die Revolution vom 18. und 19. Brümaire . . 294
Fortſetzung derſelben 309
Schluß derſelben 341

Malmaiſon.

Beſchreibung deſſelben 298

Saint Germain en Laye.

Beſchreibung derſelben 300

Rambouillet.

Beſchreibung der Stadt 302

Maintenon.

Beſchreibung deſſelben 303

Breſt.

Beſchreibung der Stadt 307

Bordeaux.

Beſchreibung der Stadt 325

La Rochelle.

Beſchreibung der Stadt 329

Seite

Nantes.

Beſchreibung der Stadt 331

Rouen.

Beſchreibung der Stadt 335

Mont St. Michel.

Beſchreibung deſſelben 355

Havre.

Beſchreibung der Stadt 358

Dieppe.

Beſchreibung der Stadt 360

Rheims.

Beſchreibung der Stadt 363

Nancy.

Beſchreibung der Stadt 365

Straßburg.

Beſchreibung der Stadt 367

Beſançon.

Beſchreibung der Stadt 373
Das Felſenthor bei Beſançon 376

Dijon

Beſchreibung der Stadt 378

Auxerre.

Beſchreibung der Stadt 381

Orleans.

Beſchreibung der Stadt 383

Seite

Einiges aus der Geschichte von Frankreich, auch die Thaten der Jungfrau von Orleans enthaltend 385

Schluß derselben 405

Blois.

Beschreibung der Stadt 410

Tours.

Beschreibung der Stadt 412

Lyon.

Beschreibung der Stadt 415

Greuelscenen während der Revolution . . . 418

Schluß derselben 437

Nimes.

Beschreibung der Stadt 454

Avignon.

Beschreibung der Stadt 457

Marseille.

Beschreibung der Stadt 458

Abbildungen.

Das Schloß zu Fontainebleau (Titelkupfer). — Die Tuilerien S. 7. — Das Louvre S. 36. — Das Palais-Royal S. 42. — Das Pantheon oder die Kirche St. Genofeva S. 47. — Der Tempel S. 50. — Die Bastille S. 53. — Notre Dame S. 61. — Das Innere der Notre Dame S. 61. — Die Catakomben S. 62. — Die Börse S. 66. — Die Münze S. 67. — Platz Ludwig XV. S. 69. — St. Sulpiciuskirche S. 93. — Der

D21.5
F7
v.2

Inhalt.

Paris.

	Seite
Geschichte und Beschreibung der Stadt . . .	3
Die Tuilerien	7
Erstürmung der Tuilerien den 10. August 1792 .	13
Das Louvre	36
Das Palais-Royal	42
Das Pantheon oder die Kirche St. Genofeva . .	47
Der Tempel	50
Die Bastille	53
Die Erstürmung und Zerstörung der Bastille den 14. Juli 1789	55
Die Kathedrale de Notre-Dame	61
Die Catacomben	62
Die Börse	66
Die Münze	67
Der Platz Ludwig XV. mit dem Garde Meuble .	69
Die St. Sulpicius-Kirche	93

Seite

Der Justizpallast 95
Platz und Brunnen der Unschuldigen . . . 98
Der Platz Vendôme mit der Kanonensäule . . 99
Der Pallast der Ehrenlegion 101
Das Stadthaus 115
Zustand Frankreichs bei dem Sturze des Schreckensystems 136
Die Pfarrkirche St. Eustache 149
Die Flucht der königlichen Familie aus Paris . . 171
Fortsetzung derselben 181
Schluß derselben 213
Der botanische Garten 176
Der Pallast Bourbon 179
Der Triumphbogen auf dem Carousselplatz . . 179
Die Getreidehalle 180
Das Marsfeld und die Militärschule . . . 205
Die Sorbonne 210
Die neue Brücke mit der Samariterin . . . 210
Die Fontaine Grenelle 211
Das Odeon 212
Die Pforte St. Denis 212
Das Hôtel der Invaliden 215
Der Pallast Luxemburg 229
Das große Chatelet 230
Das kleine Chatelet 230
Das alte Louvre 231
Die Austerlitzbrücke oder Pont du jardin du Roi . 231
Val de Grace 245
Bicetre 245

Versailles.

Beschreibung der Stadt 246

Seite

Begebenheiten zu Verſailles aus den Zeiten der Revolution 249
Schluß derſelben 277
Das Ballſpielhaus 272

Die Gruft zu St. Denis.

Vernichtung derſelben 274

Das Schloß zu Vincennes.

Beſchreibung deſſelben 275

St. Cloud.

Beſchreibung deſſelben 294
Die Revolution vom 18. und 19. Brúmaire . . 294
Fortſetzung derſelben 309
Schluß derſelben 341

Malmaiſon.

Beſchreibung deſſelben 298

Saint Germain en Laye.

Beſchreibung derſelben 300

Rambouillet.

Beſchreibung der Stadt 302

Maintenon.

Beſchreibung deſſelben 303

Breſt.

Beſchreibung der Stadt 307

Bordeaux.

Beſchreibung der Stadt 325

La Rochelle.

Beſchreibung der Stadt 329

Seite

Nantes.

Beſchreibung der Stadt 331

Rouen.

Beſchreibung der Stadt 335

Mont St. Michel.

Beſchreibung deſſelben 355

Havre.

Beſchreibung der Stadt 358

Dieppe.

Beſchreibung der Stadt 360

Rheims.

Beſchreibung der Stadt 363

Nancy.

Beſchreibung der Stadt 365

Straßburg.

Beſchreibung der Stadt 367

Beſançon.

Beſchreibung der Stadt 373
Das Felſenthor bei Beſançon 376

Dijon

Beſchreibung der Stadt 378

Auxerre.

Beſchreibung der Stadt 381

Orleans.

Beſchreibung der Stadt 383

Seite

Einiges aus der Geſchichte von Frankreich, auch die Thaten der Jungfrau von Orleans enthaltend 385

Schluß derſelben 405

Blois.

Beſchreibung der Stadt 410

Tours.

Beſchreibung der Stadt 412

Lyon.

Beſchreibung der Stadt 415

Greuelſcenen während der Revolution . . . 418

Schluß derſelben 437

Nimes.

Beſchreibung der Stadt 454

Avignon.

Beſchreibung der Stadt 457

Marſeille.

Beſchreibung der Stadt 458

Abbildungen.

Das Schloß zu Fontainebleau (Titelkupfer). — Die Tuilerien S. 7. — Das Louvre S. 36. — Das Palais-Royal S. 42. — Das Pantheon oder die Kirche St. Genofeva S. 47. — Der Tempel S. 50. — Die Baſtille S. 53. — Notre Dame S. 61. — Das Innere der Notre Dame S. 61. — Die Catakomben S. 62. — Die Börſe S. 66. — Die Münze S. 67. — Platz Ludwig XV. S. 69. — St. Sulpiciuskirche S. 93. — Der

Juſtizpallaſt S. 95. — Platz und Brunnen der Unſchuldigen S. 98. — Der Platz Vendôme S. 99. — Pallaſt der Ehrenlegion S. 101. — Das Stadthaus S. 115. — St. Euſtachius-Kirche S. 149. — Das Innere der St. Euſtachius-Kirche S. 151. — Jardin des plantes S. 176. — Pallaſt Bourbon S. 179. — Carouſſel-Triumphbogen S. 179. — Das Innere der Getreidehalle S. 180. — Militärſchule S. 205. — Die Sorbonne S. 210. — Die neue Brücke und die Samariterin S. 210. — Die Fontaine Grenelle S. 211. — Das Odeon S. 212. — Porte St. Denis S. 212. — Hôtel des Invalides S. 215. — Palais du Luxembourg S. 229. — Das große Chatelet S. 230. — Das kleine Chatelet S. 230. — Das Louvre unter Karl V. S. 231. — Auſterlitz-Brücke S. 231. — Val de Grace S. 245. — Das Bicetre S. 245. — Verſailles S. 246. — Das Ballſpielhaus zu Verſailles S. 248. — Das Innere der Gewölbe von St. Denis S. 274. — Vincennes am 28. Febr. 1791 S. 275. — St. Cloud S. 294. — Malmaiſon S. 298. — Saint Germain en Laye S. 300. — Rambouillet S. 301. — Château de Maintenon S. 303. — Der Hafen von Breſt S. 307. — Bordeaux S. 325. — La Rochelle S. 329. — Nantes S. 331. — Rouen S. 335. — Hauptkirche zu Rouen S. 336. — Bildſäule der Johanna d'Arc S. 338. — Sanct Michaels-Berg und -Feſte S. 355. — Havre S. 358. — Dieppe S. 360. — Kirche zu Rheims S. 363. — Place Royale zu Nancy mit der Statue des Königs Stanislaus S. 366. — Das Münſter zu Straßburg S. 367. — Beſançon S. 374. — Das Felſenthor bei Beſançon S. 376. — Dijon S. 378. — Notre-Dame-Kirche zu Dijon S. 379. — Auxerre S. 381. — Orleans S. 383. — Platz zu Orleans mit der Bildſäule der Jungfrau von Orleans S. 384. — Blois S. 410. — Tours S. 412. — Lyon S. 415. — Lyon, zweite Anſicht S. 417. — Platz Bellecourt in Lyon S. 418. — Die Gardabrücke bei Nimes S. 456. — Der Tempel (la maison quarrée) in Nimes S. 455. — Das Amphitheater in Nimes S. 454. — Avignon S. 457. — Der päbſtliche Pallaſt daſelbſt. S. 457. — Marſeille S. 458. —

Paris.

Frankreichs und der Moden Hauptſtadt, und beinahe ſeit einem halben Jahrhundert der Feuerheerd, an dem alle europäiſche Revolutionen wenn nicht geſchmiedet, doch entzündet werden, der Tummelplatz aller ſogenannten unruhigen Köpfe, und der Hauptplatz und Markt des Papier-Schachers, einer moraliſchen Cholera, an der alle, die damit befallen ſind, zuletzt drauf gehen müſſen.

Ihr Urſprung verliert ſich in die Finſterniß der grauen Vorzeit. Ungefähr 50 Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung fand Cäſar auf der Inſel, welche man jetzt die Cité nennt, einen ärmlichen Flecken, von den Galliern Lutetia oder Leutitia genannt; einige Geſchichtſchreiber wollen dieſen Namen von einem galliſchen Prinzen Lucus ableiten, andere von dem lateiniſchen Wort lutum, welches ſoviel als Koth, Schlamm, bedeutet, weil der Ort von Moräſten umgeben war, das Wahrſcheinlichſte iſt aber, daß es aus dem Celtiſchen abſtammt. Das Wort Paris aber verdankt ſeinen Urſprung dem Volk, deſſen Hauptſtadt es war, und welches Cäſar, Strabo, Ptolomäus u. a. mit dem Namen Parisii bezeichnen, und das eine der 64 Provinzen bewohnte, welche den Staat der Gallier bildeten. Lächerlich iſt

die Fabel, durch welche mehrere ältere französische Geschichtschreiber das Wort Paris von dem trojanischen Paris ableiten wollen, indem sie behaupteten, die Stadt Paris sey durch einen Prinzen Namens Francus, einem Sohne Hektors, gegründet worden, der bei der Zerstörung von Troja dem Tod entgangen, und nachdem er die Stadt Troyes in der Champagne erbaut hätte und König in Gallien geworden wäre, die Stadt Paris gegründet habe, welcher er den Namen seines Oheims, des schönen Paris beigelegt habe. — Diese kühnen Ursprungs-Fabrikanten sind aber hierbei nicht stehen geblieben, sondern haben sogar ganze Geschlechtsregister von trojanischen Fürsten, die über Gallien geherrscht haben sollen, fabricirt, und um ihre Behauptungen zu unterstützen, diesen Prinzen direkt von Samothes, dem Sohne Jephtha's und Noah's Enkel abstammen lassen, indem diese so unwissenden als unsinnigen Schreiber, gleich dem stupiden Erbadel wähnten, daß das älteste Herkommen auch zugleich das ehrenvollste seyn müsse. Nicht minder abgeschmackt ist die Meinung derjenigen, die das Wort Paris von einem gewissen König Isis oder der Göttin Isis ableiten wollen, und welche sie beide mit Francus als die Gründer von Frankreichs Hauptstadt anzusehen vorgeben. Niemals hatte dieses Volk einen Cultus der Isis, und ein dem Jupiter geweihter Altar, den man unter dem Chor der Hauptkirche Notre Dame entdeckte, enthielt alle Namen der römischen und gallischen Gottheiten, welche die Parisii verehrten, aber der der Isis war nicht darauf zu finden. Auch erwähnt Cäsar, welcher der erste Schriftsteller ist, der von diesen Völkern redet, von all diesen Mährchen nichts, die erst viel später erfunden und leichtgläubigen Schwachköpfen von Schmeichlern und Pfaffen aufgebürdet wurden. — Wie dem nun auch sey, so war doch Lutetia lange Zeit die Hauptstadt der Parisii, d. i. der Gallier, die beinahe ganz das heutige Isle

de France beſaßen, als Cäſar nach Gallien kam. Er wollte derſelben bemächtigen und ſchickte Truppen gegen dieſen Ort, damals nur aus einigen hölzernen Häuſern, mit Rohr ged beſtand, und ungefähr den Theil der heutigen Inſel Notre D einnahm. Da die Einwohner noch keine Brücke hatten, trieben ſie mit kleinen Fahrzeugen ihren Handel. So wa ſie auch, den römiſchen Truppen auf ihren platten Fahrze entgegen zu gehen, und wurden geſchlagen. Cäſar, nachden ſich der Stadt bemeiſtert hatte, umgab ſie mit Mauern, feſtigte ſie mit Thürmen und baute daſelbſt einen Pallaſt den Proconſul und die übrigen Beamten. Man glaubt, dieſer Pallaſt in der Gegend lag, wo jetzt das Palais Justice ſteht. Der Kaiſer Julian hielt ſich daſelbſt auf. jener Zeit gelangte man zur Stadt auf zwei hölzernen Brü wovon die eine gegen Mittag, die andere gegen Mittern ſich befand. Nachdem ſie die Reſidenz der fränkiſchen Kö geworden war, vergrößerte ſie ſich ſchnell. Im 6ten J hundert betrug die Länge dieſer Stadt 380 Toiſen, ſo wie Breite 150 *).

Das heutige Paris hat ohne ſeine 10 Vorſtädte ei Umfang von nicht weniger als 42,000 Fuß, und mit denſe 54000 (8 Stunden), und liegt auf einem 10,000 Morgen gro Flächenraum in einer ſehr ſchönen mit herrlichen Villen Gärten geſchmückten und trefflich bebauten Ebene, die ge Norden der bekannte Hügel Montmartre begränzt. Die S theilt die Stadt und bildet drei beträchtliche Inſeln. U 4000 Reverberen und mehr als 10,000 Laternen erleuc jede Nacht die ungeheure Stadt, die in 12 Munizipalitä und 48 Quartiere getheilt iſt. Sie hat jetzt 1093 Stra

*) Eine Toiſe iſt ein Längemaaß von 6 Pariſer Fuß.

110 Plätze, 150 Sackgassen, bei 160 Durchgänge, ein halbes hundert Carafours, 22 Boulevards, 32 Kai's, 8 Häfen, 10 Hallen, an 40 Märkte, weit über 30,000 Häuser und nach der letzten Zählung im Jahre 1828 nahe an 800,000 Einwohner. — Die Straße St. Honoré ist 860 Toisen lang. Ueber die Seine führen 16 Brücken und 58 Barrieren führen in die Stadt. Kirchen zählt Paris nur 40, unter denen 4 protestantische sind, dagegen aber über 400 Palläste, Hotel's genannt, unter denen 22 Ministerial- und Administrationsgebäude sind. 84 große öffentliche Brunnen versehen die Stadt mit Wasser, 26 davon schöpfen es aus der Seine, die übrigen aus dem Oureg Kanal, außerdem sind noch 7 Reservoirs vorhanden. Eine Universität, 4 Liceen, 12 Seminarien, 40 Institute, 24 Spezialschulen, die polytechnische Schule, das Conservatorium der Musik, die Musikschule, die Mosaik-Lehranstalt die der schönen Künste, der Steinschneiderei, zwei Zeichenschulen, das Institut der Taubstummen, das der Blinden, sorgen nebst noch 70 Privatanstalten und Congregationen für den hohen und niederen Unterricht jeder Art, und für alle Stände und Gewerbe sind Künstler und Handwerksschulen da. Ein Dutzend Krankenspitäler für jedes Geschlecht, Alter und Bedürfniß, zum Theil mit vortrefflichen Einrichtungen und sorgsamer Pflege, besonders wo Nonnen die Krankenwärterinnen sind, öffnen ihre mildthätigen Pforten der leidenden Menschheit. An 13 Theater und Circus, mehr als 400 öffentliche Gärten, unter denen einige, wie l'Elysée, der türkische Garten, Paphos, Frascati, Tivoli u. s. w. die mannigfaltigsten und seltensten Parthien enthalten, sorgen nebst den vielen öffentlichen Spaziergängen für das Vergnügen der Pariser, so wie 3000 Kaffeehäuser, und eben so viel Restaurationen, über 600 Garküchen, und noch mehr Limonadieren, an 2000 Cabarets und Tabagien nebst 80 großen

Die Tuilerien.

Gasthöfen und 600 Hotels-garni für das Bedürfniß Hungriger, Durstiger und Müder sorgen. 2000 Fiaker, anderthalbtausend Stadtwagen, 2000 Wagen, 3000 Cabriolets, eine Menge Omnibus, Dames blanches u. s. w. sind fortwährend mit dem schnellen Transport der Einwohnerschaft beschäftigt. Man rechnet, daß die ungeheure Stadt jährlich an 80,000 Ochsen, 20,000 Kühe, über 100,000 Kälber, 200,000 Hämmel, 550,000 Schweine, 200,000 Centner Fische, bei 2 Millionen Stück Geflügel aller Art; Millionen Krebse, mit 20 Millionen Maaß Wein, 40,000 Tonnen Bier und Cider und 10,000 Tonnen Brandwein verschlingt. Eier, Butter u. s. w. lassen sich kaum berechnen, und Tabacksrauch geht für beinahe 1 Million Gulden in die Luft, Brennholz für noch mehr, und der Caffeebohnen werden mehr als Sand am Meer geröstet und zermahlen. Auch Millionen Austern muß das Meer alljährlich für Paris produciren.

Die Tuilerien.

Der kluge König Ludwig XII sagte in einem Anfall von Unwillen, „wir sparen vergeblich, der dicke Junge wird wieder Alles verderben.“ Hiermit meinte er seinen Nachfolger Franz I, der auch nur gar zu bald den königlichen Schatz leerte. — Nicolaus Neuville, derselbe, dem dieser Franz, als er Geld brauchte, im Jahr 1522 um die Summe von 50,000 Franken das Einkommen aller Gerichtsstuben und Obergerichte zu Paris verkaufte, besaß damals noch außerhalb der Hauptstadt ein Haus nebst Garten, in dessen Nähe man Ziegel brannte, und diese Gegend wurde im vierzehnten Jahrhundert, la Sabloniere

(die Sandgrube) genannt. Carl VI gab ihr aber den Namen Tuileries (Ziegelbrennerei.) Er befahl zu gleicher Zeit, daß alle Schlächtereien von Paris künftig außerhalb der Stadtmauern verlegt werden sollten, und zwar in die Nähe der Tuileries Saint Honoré, die an dem Seinefluß liegen.

Franz I machte die Besitzung der Neuville, welche er durch einen für sich sehr nachtheiligen Tausch, indem er das Gut Chantelon bei Montluzi dafür gab, an sich gebracht hatte, seiner Mutter Louise von Savoyen zum Geschenk, die ihren bisherigen Aufenthalt, das Hôtel des Tournelles, für ungesund ansah.

Nur kurze Zeit bewohnte die Königin Mutter das Hotel der Tuilerien. Im Jahr 1525 übergab sie es dem Haushofmeister des Dauphins und seiner Gattin zum lebenslänglichen Genuß. —

Als Catharina von Medicis eine besondere Wohnung für sich zu haben wünschte, und nicht länger mit ihrem Sohne im Louvre zusammenwohnen wollte, der auch 1564 durch ein Edikt das Niederreissen des Schlosses Tournelles befohlen hatte, wählte sie die Tuilerien zu ihrem künftigen Wohnort, kaufte noch mehrere Gebäude und Ländereien, welche die Ziegelbrennerei umgaben, und ließ im Monat Mai 1564 die Grundlage zu dem neuen Gebäude legen. Die Gärten wurden nun mit einer hohen Mauer von dem einen Ende umgeben, und zum andern Ufer der Seine wurde eine Bastion angelegt, zu welcher der König den 11. Januar 1566 den Grundstein legte.

Mehrere Baumeister, unter ihnen Delorme, hatten ihre Pläne zu einem Schloß vorgelegt, welches noch größer geworden wäre, als das welches jetzt steht, die jedoch nicht vollständig ausgeführt wurden.

Zuerst wurde der große Pavillon des Centrums aufgeführt,

der nebſt den beiden Seitengebäuden und den zwei Pavill
die ſie flankiren, lange Zeit den Palaſt der Tuilerien ausmach

Unter Heinrich IV wurden auf derſelben Linie, ge
Süden und Norden noch zwei Corps de Logis und ein gr
Pavillon hinzugefügt, ſo daß die Façade, welche unter Carl
nur 80 Toiſen Länge betrug, jetzt 168 hatte. Erſt unter
wig XIII wurden die beiden Pavillons an den äußerſten En
vollendet, und noch gegen das Ende ſeiner Regierung ſtan
in dem Hofe des Schloſſes die Oefen der Ziegelbrennerei,
waren im Gebrauch, der Garten aber war durch eine St
von dem Schloſſe ſelbſt getrennt. Im Jahr 1664 trug Lud
XIV dem Baumeiſter Levau auf, den Pallaſt der Tuilerien
vollenden. Der Pavillon in der Mitte erhielt ſtatt der
herigen runden Kuppel einen viereckigen Dom, und zwei
Arkaden, eine im corinthiſchen, die andere in einem gemiſc
Styl, nur das Rez-de Chausée (gleicher Erde) blieb un
ändert, wie es Philibert de l'Orme erbaut hatte, auch
andere Veränderungen fanden ſtatt, es hielt aber Levau
ſeinem Schüler Orbay ſchwer, eine gewiſſe Einheit in
ganze, in ſo verſchiedenen Zeiten, Formen und Stylen erb
Gebäude zu bringen. Die Gallerie, welche die Tuilerien
dem Louvre verbindet, wurde ſchon unter Heinrich IV erric
das Innere deſſelben aber erſt im Jahre 1802 während
Republik vollendet, und der Fußboden gelegt.

Das Rez-de Chausée der beiden Façaden des Urgebä
iſt mit Pilaſtern und Säulen von joniſcher Ordnung geſchm
allein in den Verzierungen herrſcht weit mehr Ueberfluß
Geſchmack. Ludwig XIV ſah mehr auf das Aeußere als
das Innere, er ließ die Bas-Reliefs an den großen Pavil
verfertigen, ſo wie alle die, welche man an den Galle
ſowohl nach der Seine hin, als nach dem Carouſſelplatz

erblickt. Unter dieſen Bas-Reliefs, die alle in einem ſehr ſchönen Style gearbeitet ſind, findet man einige Emblemen, (Sinnbilder) welche ſowohl den lächerlichen, eingebildeten Hochmuth dieſes Königs, als die niedrige Schmeichelei ſeines Hofgeſchmeißes verkünden. Da erblickt man in ihm die Sonne, welche die Welt durch ihre Strahlen befruchtet, und den Ueberfluß aus zwei Füllhörnern ſchüttet, dann wieder die Sonne (einen Ludwig XIV vorſtellend) wie ſie die Weltkugel erleuchtet, u. ſ. w. und dieſe Sonne ſtand doch unter dem geſtrengen Pantoffel einer Maintenon, nachdem ſie ſo manche andere zweideutige Schönheit hatte, wo nicht erleuchten, doch erwärmen müſſen, und ging endlich total verfinſtert unter.

Der früher durch die Straße der Tuilerien getrennte Garten enthielt ein großes Vogelhaus, einen Teich, einen Kaninchengarten, eine Menagerie und eine Orangerie, und war durch eine dicke Mauer, einen Graben und eine Baſtion geſchützt. Nahe an derſelben war ein Stadtthor, das Conferenzthor genannt.

Le Notre erhielt 1565 den Auftrag, den Garten neu anzulegen. Er wurde nun gänzlich umgeſtaltet, zwei Terraſſen mit Bäumen bepflanzt, umgaben denſelben; durch einen Zwiſchenraum, den man offen ließ, konnte man ganz die eliſäiſchen Felder überſehen. Mehrere Vaſen, Statuen, Buchsbaum, zu den verſchiedenartigſten Figuren beſchnitten, und ein Parterre mit Taxus bepflanzt, machten deſſen Herrlichkeiten unter Ludwig XIV aus. Jetzt iſt er abermals und ſehr glücklich verändert. An das Parterre ſtößt ein großes Bosquet, jenſeits deſſelben befindet ſich ein weites Baſſin. Alle Parthien, die Terraſſen und der Garten ſind mit einer großen Anzahl Vaſen, Bildſäulen und Marmorgruppen verziert, die theils den Antiken nachgezeichnet, theils durch die Talente der berühmteſten Bild-

hauer der neueren Zeit erſchaffen wurden. Die vorzüglichſten Kunſtwerke ſind: die Gruppe, wie Aeneas nach der Einnahme von Troja ſeinen Vater Anchiſes entführt, und ſeinen Enkel Askan an der Hand führt, von Lepautre. Der Tod der Lukretia von Thédow in Rom begonnen, und von Lepautre beendigt. Eine vollendete Veſtalin von Legros. Vier koloſſale Gruppen, von denen zwei den Nil und den Tiber vorſtellen, die beiden andern Piedeſtale tragen eins die Seine und die Marne, das andere die Loire und den Loiret, alle durch Franzoſen verfertigt. An dem Gitter, welches auf die eliſäiſchen Felder führt, ſieht man zwei ſehr ſchöne Marmorgruppen, von denen die eine das Renommée vorſtellt, wie ſie auf einem geflügelten und ungezügelten Roß ſitzend, in eine Trompete ſtößt, und über eine Trophäe ſetzt; die andere iſt ein Merkur, gleichfalls auf einem Vogelpferd ſitzend, das über ein Waffenbund (Fasces) ſetzt, aber gezügelt iſt. Leicht iſt zu errathen, warum der Künſtler Coizevox, die Renommée ungezügelt davon fliegen läßt, während Merkur ſein Roß am Zaum hält. 1819 wurden an die beiden Enden der Terraſſe, welche auf den Platz Ludwig XV geht, noch zwei große ſchöne Löwen von weißem Marmor aufgeſtellt. Die ganze Länge dieſes jetzt mit breiten Gängen und Alleen durchſchnittenen Gartens iſt 376 Toiſen, ſeine Breite 168.

Im Jahre 1717 hatte man an der Seite, welche auf die eliſäiſchen Felder führt, eine Dreh-Brücke, eine Erfindnng des Auguſtiner-Mönchs Nicolaus Bourgeois, angelegt, über welche man am Tage über den Graben in den Garten gelangt, während ſie des Nachts getheilt, an den Rand der Mauer geſtellt wurde, und ſo gleich einer Zugbrücke den Graben offen ließ. Dem Czar Peter I gefiel dieſe Erfindung außerordentlich und machte ihm viel Spaß, als er in Paris war.

Catharina von Medicis bewohnte das für ſie mit unge-

heuren Koſten erbaute Schloß nur ſehr kurze Zeit, und ließ bald eine prachtvolle neue Wohnung für ſich aufführen. Warum? — ein Aſtrolog hatte ihr geweiſſagt, daß ſie an einem Ort ſterben würde, der St. Germain genannt würde, und die Tuilerien lagen im Kirchſprengel von St. Germain l'Auxerrois. Von dieſem Augenblick an mied dieſes eben ſo abergläubiſche, ſchwachſinnige und furchtſame, als hochmüthige ränkevolle und grauſame Weib, alle Orte und Kirchen, die den Namen St. Germain führten, mit äußerſter Behutſamkeit. Mit abermals enormen Koſten ließ ſie jetzt das Hotel Soiſſons für ſich erbauen. Aber auch hier hatte die ſchändliche Urheberin und thätige Theilnehmerin der Pariſer Bluthochzeit, die Vergifterin ihres Stiefſohnes, unter deren Herrſchaft Frankreich in jeder Hinſicht in das tiefſte Elend verſunken war, eben ſo wenig Ruhe. — Wie konnte dieß auch anders bei einem Weibe ſeyn, das auf der einen Seite ſo gefürchtet war, als es Urſache hatte, ſich zu fürchten, und dem dümmſten Aberglauben unterlag, deſſen ſich heut zu Tage ein altes Höckerweib ſchämen würde. Ein jeder alter Wahrſager mit braungefärbten, eingefallenen Wangen reichte hin, durch ſeine elenden Orakel die Frau Königin in die ſichtbarſte Angſt auf Monden lang zu verſetzen.

Seit Ludwig XIII hatten die Könige immer nur auf kurze Zeit in den Tuilerien reſidirt. Unter Ludwig XIV und ſeinen Nachfolgern befand ſich der ganze Hof faſt immer in Verſailles. Der unglückliche Ludwig XVI ſchlug gegen das Ende des verhängnißvollen Jahres 1789 ſeine Reſidenz daſelbſt auf, um von hier in den Kerker, und von da auf das Schaffot zu gelangen. Die furchtbar-merkwürdige Einnahme dieſes Schloſſes in dem Jahre 1792, theilen wir unſern Leſern aus dem Werke „Unſere Zeit“ im Auszug mit. —

Erstürmung der Tuilerien den 10. August 1792.

Damit sich der Leser von den folgenden Begebenheiten einen desto deutlichern Begriff machen könne, wird es nöthig seyn, die Gegend um das Schloß der Tuilerien etwas genauer zu beschreiben.

Das Schloß der Tuilerien bestand aus fünf Haupt-Pavillons, welche durch Zwischengebäude mit einander verbunden waren. Das Ganze machte einen der prächtigsten Palläste in der Welt aus. Eine Gallerie von außerordentlicher Länge verband das Schloß der Tuilerien mit dem Schlosse des alten Louvre. Seit dem 25. Juli, von welcher Zeit an man im Schlosse täglich einen Angriff erwartete, hatte Herr von Salis, Officier bei der Schweizerwache, in dieser Gallerie eine Art von Verschanzung mit Brettern anlegen lassen, um den Aufrührern allen Zugang von dieser Seite zu verwehren. Hier standen dreißig Schweizer.

Der erste Pavillon des Schlosses, welcher dem Pont-Royal gegenüber lag, wurde der Pavillon der Flora genannt. Ihn bewohnte die Prinzessin Elisabeth. In diesem Pavillon befand sich eine prächtige Treppe, die Treppe der Prinzen genannt, welche nach dem Prinzenhofe führte. Ein Arm dieser Treppe führte nach einer eisernen Gitterthüre, die in den Garten ging und das Gitter der Königin hieß.

Von dem Pavillon der Flora ging eine lange Gallerie, die Gallerie des Coreggio genannt, nach den drei mittlern Pavillons. Unter dieser Gallerei befanden sich die großen Staatszimmer der Königin, beinahe ebenen Fußes mit der Terrasse im Garten, welche die Terrasse des Pallastes genannt wurde.

In den mittlern drei Pavillons war die Wohnung des Königs, welche aus dem Billardzimmer, dem großen Speisesaale,

dem Zimmer des Staatsraths, einem prächtigen Saale, dem ſogenannten Ochſenauge, und verſchiedenen andern für die Leibwache beſtimmten Sälen beſtand. Zu dieſer königlichen Wohnung führte die ſogenannte große Treppe, welche ſich mitten im Schloſſe befand und zwei Ausgänge hatte, die durch Gitterthüren verſchloſſen wurden; einer dieſer Ausgänge führte nach dem Garten, der andere nach dem königlichen Hofe.

Unter der Wohnung des Königs, in den Zimmern des Erdgeſchoſſes, waren die Wohnungen des Dauphins, der Prinzeſſin von Lamballe und mehrerer anderer Hofdamen.

Die andere Hälfte des Schloſſes, von der großen Treppe bis nach dem Pavillon der Ställe, enthielt die Capelle, das Theater und diejenigen Zimmer, welche von den Prinzeſſinnen, Tanten des Königs, vor ihrer Abreiſe nach Rom bewohnt worden waren.

Gegen die Seite des Carouſſelplatzes hatte das Schloß vier große Höfe: den Prinzenhof, in welchem eine Wachtſtube für die Bürgermiliz errichtet worden war; den königlichen Hof, in welchem unten an der großen Treppe ſeit dem 6. October 1789 zwei Kanonen ſtanden; den Schweizerhof, in welchem die Schweizerwache ihre Wachtſtube hatte, und den Hof von Marſan. Die vier Höfe waren von ſehr vielen Zimmern umgeben, in denen die Hofbedienten und andere zum Hofe gehörige Perſonen wohnten.

Aus dem Hofe Marſan gelangte man, wenn man ſich um die Ecke drehte, in den Stallhof, welcher an den Pavillon der Ställe ſtieß, und aus dieſem Hofe kam man in den Hof der Reitbahn. Dieſer Hof hatte zwei Ausgänge: den einen links nach dem Garten der Tuilerien durch eine Seitenthüre, den andern nach der vormaligen Reitbahn, in welcher die Nationalverſammlung, ſeitdem ſie ſich zu Paris befand, ihre Sitzungen hielt.

Der Garten der Tuilerien hatte fünf Terraſſen. Die erſte, welche neben dem Schloſſe in ſeiner ganzen Länge herlief und mit prächtigen Statuen geziert war, hieß die Terraſſe des Pallaſtes; die zweite, welche rechts auf der ganzen Seite des Gartens herunterlief, wurde die Terraſſe der Feuillants genannt, von welcher ein Eingang in den Verſammlungsſaal der Nationalverſammlung führte; die dritte Terraſſe befand ſich am Ende der zweiten, und hieß die Terraſſe der Orangerie, aus welcher man auf den Platz Ludwigs XV gelangt; gegenüber, an dem Fluſſe, lag die Terraſſe des Dauphins; die fünfte Terraſſe lief, dem Fluſſe entlang, parallel mit der Terraſſe der Feuillants, und wurde die Waſſerterraſſe genannt. Dieſe letzte Terraſſe hatte an ihrem Ende, neben dem Pavillon der Flora, eine Gitterthüre, durch welche man von dem Pont Royal in den Garten kommen konnte.

Zwiſchen der Terraſſe des Dauphins und der Terraſſe der Orangerie wurde der Garten durch einen Graben von dem Platze Ludwigs XV abgeſondert. Ueber dieſen Graben ging die Drehbrücke, welche jeden Abend verſchloſſen wurde, ſo daß Niemand von dieſer Seite in den Garten kommen konnte. —

Der Aufſtand hatte drei Centralpunkte: den Clubb der Jakobiner, den der Cordeliers und die Section der Quinze-Vingts in der Vorſtadt St. Antoine. Der der Cordeliers war von der furchtbarſten Art; hier waren die Marſeiller und begehrten ungeduldig das Signal. Um ſie noch mehr anzufeuern und den Zaghaften Muth einzuflößen und ihre Rachſucht zu entflammen, erinnerte Danton ſie in einer kurzen Wiederholung an alle Verbrechen des Hofes.

Um 11 Uhr in der Nacht erklärte ſich dieſe Verſammlung in Aufſtandszuſtand, und jetzt geht ein Flintenſchuß im Handelshofe los und ſetzt alles in Bewegung. Es iſt jetzt halb zwölf, man hört

Kanonen fahren, die Marſeiller ſtellen ſich an den Thoren der Cordeliers auf, und ihre Zahl wächſt mit jeder Sekunde, und Chabot und Camille-Desmoulins eilen fort, um die Sturmglocke anziehen zu laſſen, wobei ſie an mehreren Orten Widerſtand finden, und ſich mit Gewalt und fechtend der Glockenſeile bemächtigen müſſen. Endlich ertönt der furchtbar gräßliche Ton von allen Seiten, und verbreitet Angſt und Schrecken in den Tuilerien und allen Wohnungen der Hauptſtadt; 450 Tambours ſchlugen den Generalmarſch in allen Straßen und die Lärmkanone wurde an zehn Orten zugleich gelöſt.

Auf Befehl der Polizei waren alle Häuſer erleuchtet, ſo daß es in den Straßen ſo helle war wie am Tage. Beim erſten Schlage der Sturmglocke begaben ſich 200 Jakobiner nach dem Rathhauſe, woſelbſt der Bürgerrath verſammelt war. Sie kündigten den Mitgliedern dieſes Rathes an, daß ſie das Zutrauen des Volkes verloren hätten; jagten ſie alle, Manuel und Danton ausgenommen, von dem Rathhauſe und nahmen ihre Stellen ein. Pethion, der von dem, was geſchehen ſollte, unterrichtet war, wollte nicht zugegen ſeyn, um keine Verantwortung zu haben: er blieb daher in dem Schloſſe.

Sobald die Sturmglocken geläutet wurden, begaben ſich die jakobiniſchen Mitglieder der Nationalverſammlung nach ihrem Verſammlungsſaal.

Die königliche Familie war in dieſer fürchterlichen Nacht, die letzte, welche ſie noch in dem alten Pallaſte ihrer Ahnherren zubrachte, ohne Schlummer und in banger Erwartung der Dinge, die da kommen würden, im Rathsſaale mit einer Menge Beamten und Officiere beiſammen geblieben. Der König hatte es ſeiner Gattin verweigert, ſich dießmal des verborgenen Bruſtharniſches zu bedienen, indem er ſagte: „Ich will vor denen, die mich vertheidigen, nichts voraus haben.“ — So

wie am 20. Juni kamen jeden Augenblick andere und immer furchtbarere Nachrichten im Schloſſe an, welche theils die Späher des Hofes, theils das Hofgeſinde oder die Nationalgarden überbrachten. Einer derſelben berichtete, daß der Präſident der Cordeliers den Seinigen geſagt habe: „Dießmal ſey nicht mehr die Rede von einem bloßen patriotiſchen Spaziergange, wie am 20. Juni, damals habe man nur noch drohend gewarnt; da aber die Warnung den verſtockten Hof nicht gebeſſert habe, ſo ſey der 10. Auguſt zur Ausführung der Drohung beſtimmt.

Die Miniſter waren mit dem Schall der Sturmglocke in die Nationalverſammlung getreten, und hatten von derſelben verlangt, daß ſie eine Deputation in das Schloß zum Schutze des Königs ſenden ſollten, wie dieß den 20. Juni Statt gefunden hatte, allein ihr Geſuch wurde unbeachtet gelaſſen, und man ſchritt zur Tagesordnung.

Die königliche Familie beſchwerte ſich bitter, daß eine Verſammlung, die noch geſtern Lafayette gerettet hatte, heute nicht einmal einen Schritt zu ihrer Rettung thun wollte.

Um ein Uhr nach Mitternacht wollten die Königin und Madame Eliſabeth ſich ein wenig auf einen Sopha in einem Cabinette des Entreſols, deſſen Fenſter in den Hof der Tuilerien gingen, niederlegen, um auszuruhen, und verließen den Rathsſaal. Eliſabeth entledigte ſich einiger Kleidungsſtücke, welche ſie genirten; dabei nahm ſie eine Nadel von Karneol von ihrem Halstuch, auf welcher um einen Lilienſtengel die Worte: „Vergiß Beleidigungen, verzeihe Beſchimpfungen" eingegraben waren; dabei ſagte dieſe tugendhafte Dame: „Ich fürchte ſehr, daß dieſe Maxime wenig Einfluß auf unſere Feinde hat, ſie muß uns aber deßhalb nicht weniger theuer ſeyn." — Die beiden Damen konnten nicht ſchlafen, ſondern unterhielten ſich über ihre entſetzliche Lage, in Gegenwart ihrer Kammerfrauen. Auf

einmal fällt ein Schuß im Hof, und beide ſpringen auf, indem ſie ausrufen: „Das iſt der erſte Schuß, aber es wird unglücklicherweiſe nicht der letzte ſeyn; wir wollen daher zum König.“ Um vier Uhr des Morgens trat die Königin wieder aus den Gemächern des Königs, indem ſie ſagte, daß ſie alle Hoffnung aufgäbe; ſie hatte ſo eben die Ermordung Mandats erfahren, ſo wie, daß man deſſen Kopf bereits in den Straßen von Paris zur Schau trage. Noch mehr Unruhe und Hoffnungsloſigkeit machten dem König die zweideutigen Geſinnungen eines Theiles der zur Vertheidigung des Schloßes herbeigekommenen Nationalgarden und der Gensd'armerie, welche aus den Soldaten der ehemaligen franzöſiſchen Garde, folglich aus den Eroberern der Baſtille zuſammengeſetzt war.

Der ganze Generalſtab der Nationalgarde war erneuert und mit Freiheitsmännern beſetzt worden; und — Lafayette ſtand nicht mehr an ihrer Spitze. — Nur auf die Bataillone der Filles-Saint-Thomas und der Petits-Pères konnte ſich der König verlaſſen, alle andere, und beſonders die Kanoniere, waren mehr gegen als für ihn. Es waren demnach nur die 900 Schweizer und ungefähr zwei Bataillone Nationalgarde, auf die der Hof feſt zählen konnte. Die Anſtalten, welche Mandat zur Vertheidigung des Schloſſes getroffen hatte, waren übrigens ſehr gut. Rings herum hatte er Vorpoſten, und die vorzüglichſten Truppen an ſolchen Orten aufgeſtellt, die am meiſten der Gefahr ausgeſetzt waren, und am leichteſten eingenommen werden konnten, namentlich an die Seite des Gartens und in die Höfe. Weißlich hatte er die verdächtigſten Nationalgarden gemeinſchaftlich mit Schweizern in die Höfe, Zimmer, Ställe ꝛc. vertheilt. Drei Kanonen ließ er in dem Prinzenhof, eine gleiche Anzahl in dem mittlern Hof und ein Stück in dem Hof der Schweizer aufſtellen, und da er den Kanonieren

nicht trauen konnte, ſo umgab er ſie mit Schweizerſoldaten, welche ſie genau beobachteten, und feſt entſchloſſen waren, bei einer zweideutigen Miene dieſer Artilleriſten, ſie ſogleich niederzuſtoßen und ſich ſelbſt des Geſchützes zu bemächtigen. Daß Mandat ermordet worden, war ein großes Unglück für den Hof, dem übrigens dieſer wackere und einſichtsvolle Officier verhaßt war, weil er an der Verfaſſung hing.

Zu dieſen Truppen hatten ſich noch andere Vertheidiger, die ſogenannten „Ritter vom Dolche", geſellt, meiſtens alte Exadelige, die zum Theil in dem burleskeſten Aufzuge in den Pallaſt kamen, und in denen das Volk nur den ganzen Roſt alter Vorurtheile erblickte; unter ihnen waren mehrere aus der ehemaligen Leibwache, Perſonen vom Civilhauſe des Königs, einige alte ihm anhängende Magiſtratsperſonen u. ſ. w., über welche der achtzigjährige Marſchall Mailly das Commando nahm. Dieſe Truppen ſahen ſo komiſch aus, daß die Franzoſen, die das Scherzen, Spotten und Lachen ſelbſt unter den ernſteſten und traurigſten Verhältniſſen nicht laſſen können, auch in dieſer furchtbaren Lage und Gefahr nicht unterließen, ſich auf Koſten derjenigen, welche am komiſchſten ausſahen, luſtig zu machen und witzig zu ſeyn. Ein Stallmeiſter und ein Page des Königs hatten ſich in eine Feuerzange getheilt, die ihnen als Waffe dienen ſollte. Ein anderer Page trug einen Sackpuffer in der Hand, deſſen Mündung er auf die vor ihm gehenden Perſonen richtete, welche ihn jedoch dringend baten, das gefährliche Inſtrument anders zu halten. Die beſſer Bewaffneten waren mit einem Degen und ein Paar Piſtolen verſehen. Die ſämmtlichen Mitglieder der Departementsverwaltung hatten ſich ebenfalls im Schloſſe eingefunden, und Pethion hatte man einen Befehl unterzeichnen laſſen, welcher die Vollmacht enthielt, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Dieſen, der

dem Hof als Geißel hätte dienen können, hatte die Nationalverſammlung zu ſich rufen laſſen; der König, dem man gerathen hatte, ihn nicht fortzulaſſen, hielt dieß für viel zu gewagt, und Pethion hatte ſich ungehindert entfernt.

Durch die Ermordung des Commandanten Mandat waren nun die Vertheidiger der Tuilerien ohne Anführer und ohne Plan. Er hatte keine Befehle hinterlaſſen, keinem Officier während ſeiner Abweſenheit das Commando übertragen; vergeblich wartete man auf ſeine Rückkunft und blieb indeſſen in völliger Unthätigkeit.

Indeſſen gaben die Verſchwornen, welche an vier Orten verſammelt waren, (nämlich auf dem Platze des franzöſiſchen Theaters, auf dem Pferdemarkte, in dem Zeughauſe und bei der kleineren Kirche des heiligen Antonius) ihren Truppen den Befehl zum Aufbruche. Das Zeughaus wurde angegriffen, das bei demſelben ſtehende Commando der Nationalgarde überwältigt; 2600 Flinten wurden herausgenommen und unter den Pöbel vertheilt. Eine unzählbare Schaar bewaffneter Männer zog in ziemlicher Ordnung nach dem Schloſſe der Tuilerien. Es war fünf Uhr des Morgens.

Den Zug des Pöbels nach dem Schloſſe beſchrieb ein royaliſtiſcher Schriftſteller auf folgende Weiſe: „Eine unzählbare Menge Pöbels, angeführt durch die Mörder von Avignon, und begleitet von den Galeerenſclaven aus Marſeille und Breſt, zog nach dem Schloſſe. Landſtreicher, Räuber, gemeine Gaſſendirnen, Tagediebe, das beſoldete Geſindel, welches ſeit 1789 im Solde der Unruheſtifter ſtand, der Abſchaum aller Jacobinerklubbs des ganzen Reiches, welcher wegen der vorgeblichen Föderation nach Paris gekommen war, Taglöhner aus den benachbarten Dörfern, welche die zu machende Plünderung anlockte, ein gräßliches Gemiſch von Weibern in Lumpen und

von Ungeheuern, die kaum wie Menschen aussahen, Lastträger, Schornsteinfeger, Kohlenbrenner, Krämer, welche die Rolle eines Brutus spielen wollten: aus diesen Menschen und aus Verbrechern aller Art war die Armee der Stifter der Republik zusammengeflickt, welche jetzt im Begriffe stand, die Wohnung des tugendhaftesten aller Ludwige mit Feuer und Schwert zu verheeren."

Der Lärm in der Gegend des Schlosses nahm jetzt auf eine schreckliche Weise zu. Man hörte, wie sich der Pöbel näherte, wie die Kanonen herbeigeschleppt wurden, wie die Aufrührer die schrecklichsten Verwünschungen gegen die königliche Familie ausstießen. Der König und die Königin standen am Fenster und sahen voller Unruhe die zahlreiche Armee, welche gegen sie anrückte. Diese Armee kam in zwei Colonnen. Eine dieser Colonnen zog über den Pontneuf, theilte sich, nachdem sie über die Brücke war, in zwei Abtheilungen, deren eine unter den Bogen der Gallerie des Louvre durch, und nach der Straße St. Nicaise maschirte; die andere Abtheilung der ersten Colonne kam durch die Bogen der Gallerie des Louvre auf den Carousselplatz; die zweite Colonne marschirte durch die Straßen St. Honoré und St: Nicaise nach dem Carousselplatze.

Gegen halb sechs Uhr sah der König von einem Balkon des Schlosses auf die in den verschiedenen Höfen versammelten Vertheidiger seiner Person und seiner Familie herab. Sobald ihn die Bürgersoldaten der beiden Bataillone der Filles-Saint-Thomas und Petits-Pères und die Schweizer erblickten, erschallte ein lautes Geschrei: „Hoch lebe der König!" Der Monarch entschloß sich, in Begleitung der Königin, der Prinzessin Elisabeth, des Dauphins und mehrerer Höflinge herunterzugehen und die besetzten Posten selbst zu besuchen. Er trug einen veilchenblauen Rock, hatte einen Degen an der

Seite, und ſein Haar war ſehr unordentlich, da er die Nacht nicht geſchlafen hatte und nicht friſirt war. Die Königin ſagte zu ihm: „Sire, jetzt iſt der Augenblick da, wo Sie Sich zeigen müſſen.“ Sie ſoll ſogar dem alten d'Affry eine Piſtole entriſſen und dem König dargereicht haben, indem ihre roth geweinten Augen und ihre von Zorn und Stolz aufgeſchwollene Naſe einen ſeltſamen Anblick darboten. Die Bürgerſoldaten und Schweizer riefen einſtimmig: „Hoch lebe der König!“ Der König war darüber gerührt; er ſprach in abgebrochenen Worten: „Nun! man ſagt, daß ſie kommen .... ich weiß nicht was ſie wollen .... ich werde mich niemals von den guten Bürgern des Staates trennen; denkt meine Sache iſt ihre Sache.“ Die Bürgermiliz ſchwur bei ihren Waffen, daß ſie den König zu vertheidigen bereit wäre.

Als der König dem großen Thore des Carouſſelplatzes gerade gegenüber ſich befand, wurde das Thor gewaltſam aufgeſtoßen und drei mit Piken bewaffnete Bataillone ſtürzten hinein, mit fliegender Fahne, klingendem Spiele und dem lauten Aufruhrsgeſchrei: „Hoch lebe Pethion! Weg mit dem Könige! Hoch lebe die Nation! Hoch leben die Sanscülotten!“ Der König drehte dieſen den Rücken zu und ging weiter nach dem Hofe Marſan, wo die getreuen Schweizer die Wache hatten. Die eingedrungenen Bataillone der Pikenmänner hielten ſich in dem Schloßhofe noch nicht für ſicher genug, weil ſie noch zu ſchwach waren, um mit den Vertheidigern des Königs einen Kampf zu wagen: ſie wendeten daher um, zogen wieder aus dem Hofe heraus, und erwarteten die Ankunft der Marſeiller.

Der König ſetzte die Muſterung der Truppen fort. Auf der Terraſſe des Pallaſtes baten ihn die daſelbſt befindlichen Nationalgrenadiere ſo dringend, den entfernten Poſten bei der Drehbrücke, am andern Ende des Gartens, auch zu beſuchen,

daß ſich der König entſchloß, dieſer Bitte nachzugeben. Einer unter den Höflingen wünſchte, daß dieſes nicht geſchehen möchte, und ſtellte dem Könige vor, daß er ſich der großen Gefahr ausſetze, von den Pikenmännern, welche bereits in den Garten eingedrungen waren und aus allen Kräften ſchrieen: „Weg mit dem Veto! Weg mit dem Verräther!“ umringt und ermordet zu werden. Dennoch ging der König nach der Drehbrücke. Er fand den Poſten daſelbſt ſehr gut beſetzt. Auf dem Rückwege nach dem Schloſſe gerieth der König in große Lebensgefahr. Der bewaffnete Pöbel drängte ſich auf ihn zu; ein Menſch unter dem Haufen, bei dem man einen gezückten Dolch gewahr wurde, drängte mit wüthenden Gebärden die Officiere weg, welche den König umgaben, ſuchte ſich dem Monarchen zu nähern, und rief dabei ſo laut er konnte: „Hoch lebe Pethion! Hoch lebe die Nation!“ Man ſtieß dieſen Raſenden zurück, und der König ſprach ganz gelaſſen: „Auch ich ſage, hoch lebe die Nation. Ich habe es immer geſagt, und ich habe niemals etwas anders gewünſcht, als ihre Wohlfahrt.“

Als er, um an die Drehbrücke zu kommen, die Terraſſe der Feuillants entlang gehen mußte, trennte ihn nur noch das dreifarbige Band von den Maſſen des wüthenden Volkes, welches ihm die abſcheulichſten Schmähungen und Schimpfworte in's Angeſicht ſagte. In demſelben Augenblicke zogen ganze Bataillone der Nationalgarde, die zu dem Feinde übergingen, unter dem Geſchrei: „Nieder mit dem Veto!“ an ihm vorüber. Dieſer Abfall und der der Kanoniere und Gensd'armen, welche ſich ebenfalls ſchon mit dem Volke vereinigt hatten, ließen wenig Hoffnung mehr zum Siege übrig. — Die Gegenwart der Truppen von Exadelichen in ihrem baroken Aufzuge hatten viele der Nationalgarden argwöhniſch und mißmuthig gemacht; ſie glaubten ſich von ihnen verrathen und wollten nicht an ihrer

Seite fechten. Die Königin ſagte zu ihnen: „Es ſind eure tapfern Waffengefährten, welche ſich entſchloſſen haben, an eurer Seite kämpfend zu ſterben.“ Da einige Perſonen ihre Entfernung als heilſam verlangten, ſagte ſie etwas unwillig: „Dieſe Herren ſind zu unſerer Vertheidigung gekommen, und wir werden ſie nicht fortſchicken.“

Als die königliche Familie von dieſer Inſpection zurückkehrte, war Ludwig XVI blaß wie eine Leiche. Die Königin ſagte: „Alles iſt verloren; der König hat gar keine Kraft gezeigt, und dieſe Art Revüe hat mehr Böſes als Gutes geſtiftet.

Gegen acht Uhr kam ein Mitglied des Bürgerrathes in das Zimmer des Staatsrathes, in welchem ſich der König nebſt der königlichen Familie befand. De Joly, Miniſter der Gerechtigkeitspflege, fragte ihn: „Was gibt's? Was verlangt man?“ — „Die Abſetzung“, war die Antwort. — De Joly erwiederte unwillig: „Ei! ſo mag die Verſammlung dieſelbe beſchließen“ — Dann fragte die Königin dieſes Mitglied des Bürgerrathes: „Was ſoll aber aus dem Könige werden?“ Ein tiefer Bückling erfolgte ſtatt aller Antwort. — In demſelben Augenblicke trat Röderer in Geſellſchaft der übrigen Aufſeher der Abtheilung von Paris herein. Seine erſten Worten waren: „Nichts darf den König von den Aufſehern der Abtheilung trennen.“ Darauf ſagte er: „Ich muß den König und die Königin allein ſprechen,“ und ging mit Beiden in ein inneres Zimmer, wohin die übrigen Aufſeher der Abtheilung und die Miniſter des Königs, welche Zeugen dieſer Unterredung waren, folgten. Herr Röderer erklärte der königlichen Familie: die Gefahr ſey auf den höchſten Punkt geſtiegen; ſie übertreffe Alles, was man ſich vorſtellen könne; unter der Bürgermiliz befänden ſich nur ſehr wenige getreue Vertheidiger des Königs; die übrigen ſeyen beſtochen und würden ſelbſt auf das Schloß ſchießen; der König, die Königin, ihre

Kinder, nebſt allen Perſonen, die ſich in ihrer Geſellſchaft befänden, würden unfehlbar ermordet werden, wenn ſich der König nicht auf der Stelle entſchließe, ſich nach der Nationalverſammlung zu begeben. Die Königin ſah die Abſicht dieſes Vorſchlags ſogleich ein, welche keine andere war, als den Monarchen von ſeinen getreuen Vertheidigern zu trennen, und ihn der Wuth der jakobiniſchen Mitglieder der Verſammlung preiszugeben. Sie erklärte ſich in den ſtärkſten Ausdrücken gegen den Vorſchlag, und ſagte ſogar: „Lieber will ich mich hier an die Wand nageln laſſen, als das Schloß verlaſſen!“ Der König und die Miniſter waren ebenfalls der Meinung, daß man das Schloß nicht verlaſſen dürfe. Nun trat Röderer vor die Königin, und ſprach mit großer Heftigkeit: „Madame! Die Augenblicke ſind koſtbar. Zaudern Sie noch eine Minute, noch eine Secunde, ſo iſt es unmöglich, für das Leben des Königs, für das Ihrige und für das Leben Ihrer Kinder zu ſtehen.“ Nun fragte ihn die Königin: ob er für das Leben ihrer Kinder ſtehen wolle? worauf er ſagte: „Madame! Ich verſpreche Ihnen, an Ihrer Seite zu ſterben; mehr kann ich nicht.“ — Dieſe Worte machten einen großen Eindruck. Die Königin erwiederte mit einem tiefen Seufzer: „Wohlan! ſo müſſen wir denn auch noch dieſes letzte Opfer bringen!“

„Laßt uns gehen,“ ſagte der König, und bald nachher ſetzte er hinzu: „Weil wir nach der Verſammlung wollen, ſo haben wir hier nichts mehr zu thun.“ — Eine große Anzahl von Adeligen drängte ſich zu der königlichen Familie, um dieſelbe zu begleiten. Allein der König verbot ihnen zu folgen, und die Königin ſetzte, um ihnen Muth einzuflößen, hinzu: „Wir werden bald wiederkommen.“ — So zog der König mit ſeiner Gemahlin, ſeiner Schweſter, ſeinen Kindern, der Prinzeſſin Lamballe und Frau von Tourzel durch die lange Reihe von Zimmern ſeines

Schloſſes und durch die dichten Haufen aller Derjenigen, die gekommen waren, ihn zu vertheidigen und vor der Gewalt des Pöbels zu ſchützen. Die unglückliche Familie ging die Treppe ihres Pallaſtes herunter und kam ohne Schwierigkeit zwiſchen einer doppelten Reihe von Schweizern und Bürgerſoldaten bis zu dem Eingange des Saales der Nationalverſammlung auf der Terraſſe der Feuillants.

Unterdeſſen war der bewaffnete Pöbel in immer größeren und zahlreicheren Haufen gegen das Schloß angerückt. Aus allen Winkeln von Paris kam derſelbe herbei, ohne zu wiſſen, was man vorhabe, oder was er ſelbſt anfangen wollte, bereit zu rufen: Hoch lebe der König! oder: Hoch lebe die Nation! je nachdem die Straße, durch welche der Haufen durchzog, ſo oder anders geſtimmt war, je nachdem es der Ausgang ergeben würde, und in jedem Falle entſchloſſen, es mit der ſiegenden Partei zu halten. Die Gensd'armerie zu Pferde, welche auf dem Carouſſelplatze poſtirt war, machte dem anrückenden Pöbel Platz, that keinen Widerſtand, und zog ſich zurück, ehe noch das Gefecht ſeinen Anfang nahm.

Die Aufrührer hatten 22 Männer gefangen genommen, die ſich nach dem Schloſſe begeben wollten, um ſich zu den Vertheidigern deſſelben zu geſellen. Zwölf unter ihnen entſprangen durch eine Hinterthüre; die übrigen wurden nachher nur deſto genauer bewacht. Noch war man unentſchloſſen, was man mit ihnen anfangen wollte, als die berüchtigte wild- und bildſchöne Theroigne de Mericourt in Amazonenkleidung, mit dem bloßen Säbel in der Hand, auf einen Tiſch ſich ſtellte und zu dem Volke ſprach. Sie verlangte, daß die Gefangenen ſogleich ſollten umgebracht werden. Dieſer Vorſchlag ward mit dem größten Beifalle aufgenommen, der Pöbel fiel über die unglücklichen Gefangenen her, ermordete dieſelben und ſteckte

ihre Köpfe auf Lanzen, die nachher in der Stadt herum getragen wurden.

Das ganze Schloß war bereits ſowohl als der Garten der Tuilerien mit dem bewaffneten Pöbel umgeben, welcher mit Kanonen von allen Seiten heranrückte. In dem Inneren deſſelben befanden ſich die Schweizer, eine kleine Anzahl von Bürgerſoldaten und die bewaffneten Edelleute. Zwei Compagnien Schweizer und 300 getreue Bürgerſoldaten hatten den König nach der Nationalverſammlung begleitet und waren nun von dem Schloſſe abgeſchnitten.

Gegen zehn Uhr fing das Gefecht an. Der General Weſtermann war zu Pferde und hatte das Hauptcommando über die Rebellen. Er ſtellte ſie in Form eines Winkelhakens in Schlachtordnung, von den Bogen des Louvre bis nach der Straße de Lechelle, ſo daß der ganze Carouſſelplatz umringt war. Alle Ausgänge dieſes Platzes beſetzte er mit geladenen Kanonen. Während dieſer Zeit kam ein Wagen mit Pulver und ein Wagen voll Kanonenkugeln, mit Bedeckung, unter Anführung Santerres an.

Nun klopfte Weſtermann ſelbſt an das ſogenannte Königsthor und verlangte mit ſeinen Truppen in den Hof gelaſſen zu werden. Die Schildwache weigerte ſich das Thor zu öffnen, und ſogleich wurde daſſelbe mit Gewalt aufgeſprengt. In dem königlichen Hofe wurden nunmehr die Kanonen aufgepflanzt und gegen das Schloß gerichtet. Eine Kanone war abgefeuert; weil ſie aber zu hoch gerichtet war, ſo traf ſie nur das Dach des Pallaſtes, und prallte von da zurück, ohne den mindeſten Schaden gethan zu haben. Eben ſo wenig trafen die übrigen Schüſſe mit den Kanonen, weil ſich die Marſeiller auf die gehörige Richtung derſelben nicht verſtanden.

Die Schweizer berathſchlagten ſich, ob ſie das Schloß

vertheidigen ſollten, oder ob ſie ſich nicht durch die Belagerer durchſchlagen und nach der Nationalverſammlung begeben ſollten, um die Perſon des Königs zu vertheidigen, deſſen Wache ſie waren. Der König hatte ſie verlaſſen, ohne ihnen irgend einen Verhaltungsbefehl zu geben; daher kam ihre anfängliche Unentſchloſſenheit, die aber bald aufhörte, als ſie ſich erinnerten, daß ihnen ſelbſt der Maire Pethion befohlen hätte, Gewalt mit Gewalt zurückzutreiben und auf ihren Poſten zu ſterben. Daß ſie der Gewalt nicht würden widerſtehen können, ſahen ſie voraus, denn ihrer waren 700 mit einem ſehr geringen Vorrathe von Kriegsmunition; dagegen betrug die Anzahl der Angreifenden über 100,000, und dieſe hatten 30 Kanonen nebſt einem außerordentlich großen Vorrathe von Kriegsmunition herbeigeführt. Außerdem befand ſich der König in der Gewalt der Rebellen, und folglich waren die Vertheidiger des Schloſſes auf alle Fälle verloren, ſie mochten ſiegen oder beſiegt werden. Wollten die Schweizer ihr Leben retten, ſo mußten ſie ihre Waffen niederlegen und ſich mit den Rebellen vereinigen.

Der verſammelte Pöbel rief den Schweizern zu: „Weg mit euch Schweizern! Legt die Waffen nieder!“ Doch wagte der Haufe es nicht, weiter als bis in die Hälfte des Hofes vorzurücken. Nach einer Weile war endlich ein kleiner Trupp von Marſeillern dreiſt genug, bis an den Fuß der großen Treppe vorzudringen. Daſelbſt fielen ſie die ſchweizeriſche Schildwache an, und bemächtigten ſich derſelben nebſt fünf andern Schweizerſoldaten, die dem ſchildwacheſtehenden Soldaten zu Hülfe kamen. Die ſechs gefangenen Schweizer wurden am Fuße der Treppe mit Keulen und Flintenkolben todt geſchlagen. Bei dieſem Anblicke geriethen die Schweizer in Wuth, ſtellten ſich, unter den Befehlen des Hauptmanns Stürler und Caſtelberg, am Fuße der Treppe in Schlachtordnung und feuerten ihre Gewehre ab.

Bei der erſten Salve fielen einige von den Rebellen; die übrigen aber zogen ſich fliehend aus dem Schloßhofe zurück, und warfen im Fliehen Flinten, Patrontaſchen, Piken und was ſie ſonſt trugen, von ſich. Auch einige Kanoniere liefen weg und ließen ihre Kanonen im Stiche. Derſelben bemächtigten ſich die Schweizer, welche vorher keine Kanonen gehabt hatten; allein ſie konnten ſich dieſes Geſchützes nicht bedienen, weil ſie weder Schießpulver noch Kugeln dazu hatten.

Sobald die Schweizer ſahen, daß der Königshof von den Rebellen ganz verlaſſen war, beſetzte ein Detaſchement von 60 Mann das Thor, welches aus dem genannten Hofe auf den Carouſſelplatz führte. Dieſes Detaſchement fuhr ſo lange mit Feuern durch das Schloßthor fort, bis der ganze Carouſſelplatz leer war; und die Schweizer verloren bei dieſem erſten Scharmützel nicht mehr als Einen Mann, während von den Marſeillern viele getödtet wurden. Der fliehende Pöbel, nebſt den Föderirten, lief durch die Straßen mit einem gräßlichen Geſchrei: „Ins Gewehr! Ins Gewehr! Wir ſind verrathen! Die Schweizer feuern auf die Bürger! Sie haben ſchon 100 Marſeiller erſchoſſen!“

Ein anderes Detaſchement Schweizer, welches ſich, unter Anführung des Herrn von Salis, dreier Kanonen bemächtigte, welche bei dem Eingange des Hofes der Reitſchule aufgepflanzt waren, litt weit mehr als das erſte. Die Schweizer verloren über 30 Mann.

Auf dieſe Weiſe nahm das Gefecht ſeinen Anfang. Die im Schloſſe vorhandenen Bürgerſoldaten, welche verſprochen hatten, die Schweizer zu unterſtützen, zeigten Furcht, als das Treffen ernſthaft wurde. Ein Schweizerofficier ſprach ihnen Muth ein: „Voran, meine Herrn! ſprach er, Ihnen gebührt der Ehrenpoſten; wir wollen Ihnen folgen.“ Endlich ermann-

ten ſie ſich und unterſtützten die Schweizer in der Vertheidigung des Schloſſes.

Die im Schloſſe befindlichen Adeligen hatten keine andere Waffen, als Piſtolen; ſie konnten daher an dem Gefechte gar keinen Antheil nehmen.

Während die Schweizer auf allen Seiten des Schloſſes über den bewaffneten Pöbel den Sieg davon getragen hatten, und die Kanonen, welche es ihnen gelungen war, zu erobern, welche ſie aber aus Mangel an Munition nicht gebrauchen konnten, mit den Ladeſtöcken ihrer Flinten zu vernageln ſuchen, kam Herr d'Hervilly, ein Officier der Bürgermiliz, durch den Garten der Tuilerien nach der Terraſſe des Pallaſtes. Von da rief er den Schweizern, ſo laut er konnte, zu: „Meine Herren! Im Namen des Königs, und auf ſeinen Befehl, kommen Sie nach der Nationalverſammlung.“

Die Schweizer hielten dieſe Botſchaft, dieſen Befehl des Königs, das Schloß zu verlaſſen und nach der Nationalverſammlung zu kommen, für einen Wink der Vorſehung. Es fehlte ihnen wirklich ſchon an Kriegsmunition, und ſie ſahen voraus, daß ſie, bloß aus Mangel an Patronen, in kurzer Zeit ſich auf Discretion ergeben müßten: ſie verließen daher mit Freuden das Schloß. Alle diejenigen Schweizer, welche ſich auf der Terraſſe des Pallaſtes und in der Nähe deſſelben befanden, ungefähr 200 an der Zahl, marſchirten unter Anführung des Hauptmanns Stürler nach der Nationalverſammlung; die Uebrigen blieben im Schloſſe zurück, weil ihnen der Befehl nicht bekannt geworden war. Auf dem kurzen Wege quer durch den Garten, von der Terraſſe des Pallaſtes bis zum Eingange der Nationalverſammlung an der Terraſſe der Feuillants, verloren dieſe 200 Schweizer über 30 Mann, denn es fielen von allen Seiten des Gartens über tauſend Flinten-

ſchüſſe gegen ſie. Sobald ſie bei der Nationalverſammlung angekommen waren und ſich in die daſelbſt befindliche Wachtſtube begeben hatten, wurden ſie entkleidet und entwaffnet. Die Waffen und die Kleider trug der Pöbel im Triumphe in Paris herum. Die Officiere, welche von dem Pöbel verfolgt und gemißhandelt wurden, wollten ſich in den Saal der Nationalverſammlung begeben, um wenigſtens ſo lange ſicher zu ſeyn, bis ſie weitere Befehle vom Könige würden erhalten haben; allein es kamen ihnen zwei Mitglieder der Verſammlung entgegen, welche ſich weigerten, ſie in den Saal zu laſſen, und welche ſie in ein Nebenzimmer führten, wo ſie von 11 Uhr des Morgens bis 9 Uhr des Abends bleiben mußten.

Die Gemeinen wurden entkleidet und entwaffnet. Sie weigerten ſich lange, ſich entwaffnen zu laſſen; ſie kündigten den Marſeillern ſowohl, als dem umringenden Pöbel mit der größten Entſchloſſenheit an, daß ſie, ungeachtet ihrer kleinen Anzahl (ihrer waren 170), ſich vertheidigen und ihre Waffen nur mit ihrem Leben verlieren würden. Allein während dieſes Streites kam der Hauptmann Stürler zurück, und brachte einen, von dem Könige eigenhändig geſchriebenen Befehl, daß ſie ihre Waffen niederlegen und nach den Kaſernen von Courbevoye ſich begeben ſollten. Der zweite Theil des königlichen Befehls konnte nicht vollzogen werden, weil der Pöbel die Schweizer gefangen behielt. Selbſt die Waffen übergaben ſie nicht dem Pöbel, welcher dieſelben von ihnen forderte, ſondern den Soldaten der Bürgermiliz. Einer nach dem andern wurde entwaffnet, und der Pöbel bemächtigte ſich nachher dieſer Waffen, wie bereits erzählt worden iſt.

Während, vermöge eines Befehls des Königs, dem Schloſſe auf die ſo eben beſchriebene Weiſe 200 Vertheidiger entzogen wurden, um auf eine ſchimpfliche Weiſe entwaffnet und gefangen

gehalten zu werden, hatte der flüchtig gewordene Pöbel wieder Muth gefaßt und war zum zweiten Male angerückt. Neue Truppen hatten ſich mit ihnen vereinigt, und neue Kanonen hatten ſie mitgebracht. Die Kanonen wurden auf dem Carouſſelplatze, an den Eingängen der Straßen St. Nicaiſe, de Lechelle und des Orties aufgeſtellt. Die erſten Schüſſe gingen, beinahe eine halbe Stunde lang, alle auf die Dächer. Ein anderer Theil der Angreifenden drang durch das Thor des Hofes der Reitſchule und durch das Thor des Pontroyal in den Garten der Tuilerien ein, und griff das Schloß von der Seite des Gartens an, welche jetzt ganz unbeſetzt war, ſeitdem ſich diejenigen 200 Schweizer, welche dieſe Seite vertheidigten, hatten zurückziehen müſſen, wodurch die übrigen, die ſich in dem Schloſſe befanden, der größten Gefahr ausgeſetzt wurden.

Die im Schloſſe zurückgebliebenen Schweizer erfuhren nicht eher etwas von dem Rückzuge ihrer Landsleute, als bis ſie bemerkten, daß die nach dem Garten zugehende Seite des Schloſſes nicht mehr vertheidigt wurde. Sobald ſie davon Nachricht hatten, zweifelten ſie nicht länger, daß ſie verloren ſeyen, und gaben ſich der Verzweiflung Preis. Lärm und Unordnung wurden unter ihnen ſo groß, daß Niemand Befehle zu geben, Niemand dieſelben zu vollziehen im Stande war. Die meiſten äußeren Poſten zogen ſich nach der großen Treppe zurück, an deren Fuß ſich gegen 80 Mann Schweizer verſammelten, um dieſen wichtigen Poſten gegen den eindringenden Pöbel zu vertheidigen. Zwanzig Minuten lang thaten dieſe 80 Schweizer dem ganzen auf ſie eindringenden Haufen Widerſtand, und tödteten mehr als 400 ihrer Gegner. Auch wichen ſie nicht zurück, ſondern vertheidigten ihre Poſten bis ſie alle todt waren. Nicht einer von ihnen floh; nicht einer flüchtete ſich

die Treppe hinauf; ſie fielen wie Helden, und ſtarben in Erfüllung ihrer Pflicht.

Nach der Niederlage dieſer Schweizer war die große Treppe unbeſetzt. Mit der größten Wuth ſtieg der Pöbel dieſelbe hinan, durchlief ſchnell die ganze Reihe von Zimmern, und ermordete alle Schweizer, die er antraf, und die ſich nicht länger vertheidigen konnten, weil ſie alle ihre Patronen verſchoſſen hatten. Einige unter ihnen flehten auf den Knieen um Pardon: dieſe wurden lebendig aus den Fenſtern geworfen, und von dem unten ſtehenden Pöbel mit Lanzen aufgefangen. Andere, die zu entfliehen ſuchten, wurden von dem Pöbel, mit welchem ſich nunmehr auch die Bürgerſoldaten vereinigt hatten, verfolgt, und auf die grauſamſte Weiſe gemordet. Noch andere verſteckten ſich in den Sälen, den Kellern, den Ställen und auf den Böden; ſie wurden aber entdeckt, aus ihren Schlupfwinkeln hervorgezogen und geſchlachtet.

Hundert andere entflohen durch den Hof von Marſan nach der Straße de Lechelle zu. Von dieſen wurden 81 auf der Flucht getödtet, deren Leichname in der Straße liegen blieben; die übrigen wurden gerettet.

Die 200 Adeligen, welche nach dem Schloſſe gekommen waren, um den König zu vertheidigen, entgingen alle bis auf zwei der Gefahr, indem ſie ſchon vorſichtigerweiſe früher das Schloß verlaſſen hatten, ehe noch das Volk in daſſelbe eingedrungen waren.

Ungefähr 300 Schweizer flohen durch den Garten der Tuilerien unter einem unaufhörlichen Kugelregen, der gegen ſie gerichtet war, nach den eliſäiſchen Feldern. Die rothe Uniform, welche ſie trugen, entdeckte ſie dem Pöbel, wohin ſie ſich auch begeben mochten, ſogleich. Diejenigen, welche durch die nach ihnen gerichteten Flintenſchüſſe nicht getödtet wurden, retteten

ſich über den Platz Ludwigs XV. Fünfe unter ihnen erhielten in dem Hauſe des venetianiſchen Geſandten, Herrn Piſani, in der Straße St. Florentin, einen ſichern Zufluchtsort. Der Geſandte gab ſich ſelbſt Mühe, dieſe Flüchtlinge zu verſtecken. Ungeachtet man an demſelben Tage zwei Mal in ſeiner Wohnung Hausſuchung hielt, und der Geſandte ſelbſt der größten Gefahr ausgeſetzt geweſen ſeyn würde, wenn man die Schweizer entdeckt hätte, behielt er ſie dennoch bei ſich; und ſie wurden nicht gefunden.

Die Wuth des Volkes gegen die Schweizer war ſo groß, daß alle Perſonen, die man in rother Kleidung in den Straßen antraf, niedergemacht wurden, weil man ſie für Schweizer hielt. Auf dieſe Weiſe kam der Architect Melan um, und ſelbſt einige Föderirte von Breſt, die zufällig roth gekleidet waren, wurden todt geſchoſſen.

Sobald der Pöbel in das Schloß gedrungen war, wurden alle Perſonen, die ſich in demſelben befanden, ohne Unterſchied des Alters, des Ranges oder des Geſchlechtes, umgebracht; ſogar die Schuhputzer und die Küchenjungen entgingen ſo wenig als die Hofmarſchälle und Kammerherren der Rache. Ueberall floß das Blut, überall lagen nackte und verſtümmelte Leichname, denn ein Haufen von Weibern, welcher den Mördern nachfolgte, durchbohrte mit Dolchen alle diejenigen noch einmal, die durch Zuckungen verriethen, daß ſie noch nicht ganz todt waren. Eben dieſe Weiber zogen die Körper der Getödteten nackend aus, bemächtigten ſich der Kleidung, und verſtümmelten die Leichname der Mannsperſonen auf eine Weiſe, welche die Schamhaftigkeit zu beſchreiben verbietet.

In einem der untern Zimmer des Pallaſtes hatten ſich einige Hofdamen von höchſtem Range eingeſchloſſen. Das Zimmer wurde eingeſprengt und der Pöbel war im Begriffe,

auch dieſe Weiber zu morden, als die Prinzeſſin von Tarente, eine von den im Zimmer befindlichen Damen, mit einer ſeltenen Unerſchrockenheit dem mit Blut beſpritzten Anführer der Bande entgegenging, ihn anredete und ihn ſo lange aufhielt, bis die brave Bürgermiliz herbeikommen konnte, um die Prinzeſſin nebſt ihren Geſellſchafterinnen aus den Händen der Mörder zu befreien.

Sobald nichts mehr im Schloſſe zu morden war, fing das Geſindel an zu plündern. Schränke und Schreibtiſche wurden erbrochen, Geld, Juwelen, Silbergeſchirre und Aſſignate geraubt, die koſtbarſten Spiegel zerſchlagen, die herrlichſten Gemälde zerriſſen, die Fußteppiche nebſt den Tiſchen und Stühlen aus den Fenſtern geworfen; die köſtlichſten Weine des königlichen Kellers tranken die Weiber, auf den nackten Leichnamen ſitzend, aus ſilbernen Nachttöpfen; die Garderobe der Königin und der Prinzeſſinnen theilten ſie unter ſich, und ſchmückten ihre in Blut getauchten Hände mit den prächtigſten zum Schmucke der Königin gehörigen Ringen. Die an das Schloß ſtoßenden Gebäude, Wohnungen des Hofgeſindes, wurden erſt geplündert, dann in Brand geſteckt; unten in den Höfen und im Garten ſpielten die Kinder mit den abgehauenen Köpfen und Gliedmaßen der Gemordeten. — Ein Augenzeuge ſagt: „Der Pöbel wetteiferte unter ſich, wer am beſten köpfen und würgen könne; auch lachte und ſpottete derſelbe über das Krümmen und Winden der unglücklichen Schlachtopfer ſeiner Wuth.“ — Ein anderer Augenzeuge beſchreibt den Zuſtand des Schloſſes auf folgende Weiſe: „Während das Blut in den Höfen des Schloſſes über das Pflaſter hinfloß, verzehrte das Feuer die Häuſer, welche das Schloß der Tuilerien umgaben, und fing bereits an, das Hauptgebäude zu ergreifen. Das geplünderte Schloß war eine bloße Ruine. Mobilien, Tiſche, Leinengeräthe, Betten, Alles war auf dem Carouſſelplatz geſchleppt worden, um dieſen Can-

nibalen zu einem Freudenfeuer zu dienen. Das Schloß war von dem Keller bis unter das Dach ausgeplündert. Das kostbarste Geräthe und die Meisterstücke der Kunst hatte der Pöbel zertrümmert.

Von den unermeßlichen Schätzen, die sich im Pallaste der Tuilerien befanden, ist kaum der zwanzigste Theil gerettet und von einigen Bürgersoldaten in die Nationalversammlung gebracht worden; alles Uebrige wurde von den Rebellen zerschlagen oder unter ihnen vertheilt. Mehrere von ihnen entzweiten sich bei dieser Theilung, fielen selbst über einander her und mordeten sich unter einander.

Der Convent verlegte im April 1793 seine Sitzungen in die Tuilerien, und Napoleon schlug hier seine Residenz auf, indem er das Schloß mit einer bis dahin noch nie gesehenen Pracht hatte einrichten lassen, und erließ als Kaiser von hier aus seine ganz Europa erschütternden Dekrete; während er an der Spitze der Armee stand, bewohnte es seine Familie, und verließ dasselbe nur, um die schöne Jahreszeit in St. Cloud hinzubringen.

Ludwig XVIII bewohnte es seit dem 3. Mai 1814 und nach ihm Carl X bis er mit seiner Familie, abermals vom Volke vertrieben, und nach Holy-Rood in schmachvolle Verbannung wandern mußte.

Das Louvre.

Der erste Ursprung dieses Gebäudes so wie dessen Benennung ist ungewiß, und verliert sich in die graue Vorzeit. Einige wollen, daß das Wort von Lupara (ein zur Wolfsjagd geeigneter

Das Louvre.

Ort) abſtammen; andere, von dem altſächſiſchen Lower oder Luwear (Schloß) herleiten. Erſt ſeit der Regierung Philipp-Auguſts hat man authentiſche Nachricht von dieſem Schloß. Es lag in einer weiten Ebene außerhalb den Mauern von Paris, und konnte zugleich als Luſtort für die Könige, und als eine Veſte, welche ſowohl den Feind ab-, wie die Pariſer im Zaum, hielt, dienen. Unter dem erwähnten Philipp Auguſt nahm Paris ſo zu, daß das Louvre bald von Häuſern und Straßen umgeben war. Es hatte damals ein ſehr düſtres Ausſehen, ganz irregulär und ungleich gebaut, von vielen Thürmen flankirt, und von breiten und tiefen Graben umgeben. In der Mitte des großen Hofes war jener berüchtigte dicke Louvrethurm den der mehr erwähnte König erbaut haben ſoll, und welcher zuerſt einigen Königen zur Wohnung diente, dann aber franzöſiſchen Großen und ſelbſt Souverains zum Gefängniß, unter dieſen waren 3 Grafen von Flandern, Herzog Johann von Bretagne; Charles le mauvais, König von Navarra; der Herzog von Bar; der Landhauptmann Grailly von Buch, ebenfalls in denſelben eingeſperrt, ſtarb aus Gram darüber. Der letzte Gefangene dieſer furchtbaren innern Veſte war Johann II Herzog von Alençon, den Ludwig XI daſelbſt feſthielt, auch Schätze, wenn ſie welche hatten, verwahrten die Könige daſelbſt. Unter Franz I im Jahr 1528 wurde das furchtbare Gebäude demolirt —

Unter dieſem Fürſten und Heinrich II erhielt überhaupt das ganze Schloß eine andere Geſtalt, nachdem ſchon Carl VI und ſein Nachfolger nur ſelten mehr das Louvre bewohnt hatten. Faſt alle ſeine alten und ſo übelberüchtigten Thürme, wie den Hufeiſenthurm, der Windalthurm, das Holz-Caſtell u. ſ. w. wurden niedergeriſſen, und neue Gebäude aufgeführt, die unter beſagten Herrſchern vollendet wurden, und unter dem Namen

des alten Louvre bekannt ſind. Carl IX, Heinrich III, Heinrich IV ließen ſämmtlich dieſes Schloß durch neue Bauten vergrößern, und Ludwig XIII ließ den großen Pavillon deſſelben aufführen.

In dieſem Pallaſt war es, wo Carl IX verfluchten Andenkens von ſeiner verruchten Mutter Catharina von Medicis und andern Böſewichtern beſtürmt, die ſcheußliche Metzelei der Proteſtanten anordnete, die unter dem Namen der Pariſer Bluthochzeit bekannt iſt. Sogar eine Stunde früher ließ die Frau Catharina das Morden anfangen, aus Furcht, ihr Sohn könnte andern Sinnes werden.

Es war der 24. Auguſt 1572 um 2 Uhr des Morgens an einem Sonntag, als auf ein Zeichen, welches die Glocken der Bartholomäuskirche gaben, das gräßliche Schlachten aller Hugonotten begann, mit denen man mit teufliſcher Heuchelei vorher Frieden geſchloſſen, und ihr erſtes Oberhaupt, den Admiral Coligny an Hof geladen hatte. Nicht weniger als einen ganzen Monat dauerte die ſchreckliche Schlächterei in allen Provinzen, und an 40,000 Menſchen fielen unten den Beilen, Aexten und Mordinſtrumenten aller Art, der wüthenden Ungeheuer. Coligny, der ehrwürdige Greis, war einer der erſten, den der mordluſtige Herzog von Guiſe meuchelmorden, und ſeinen Leichnam zum Fenſter hinauswerfen ließ. Leider ſpielte ein Deutſcher die Hauptrolle hierbei. — Durch die ſchändlichſten Lügen, indem man Coligny und ſeine Parthei beſchuldigte, eine Verſchwörung gegen das königliche Haus und alle Katholiken angezettelt zu haben, brachte man das Volk zur Wuth gegen die Hugonotten, ſo daß es wie losgelaſſene Tiger zerfleiſchte, und manchen mordete, der gar nicht Hugonotte war. Die Königin Mutter ſelbſt, führte ihre Kinder an der Hand unter den Galgen von Montfaucon, um, wie ein gleichzeitiger Geſchichtſchreiber berichtet, ſich am Leichnam des ermordeten Ad-

mirals daſelbſt zu weiden. Auch der König von Navarra, ſo wie der Prinz Condé, die man in dem Louvre eingeſperrt hielt, waren in Gefahr ermordet zu werden, während man alle ihre Leute aus den Betten jagte und niedermachte, und in allen Straßen von Paris das Blut in Strömen floß. Der König ſelbſt aber, Carl IX ſcheußlichen Andenkens, ſtand an einem Fenſter des Louvre, und ſchrie den Schweizerhenkersknechten zu: „macht Alles todt, ſchont keinen.“ Die ganze Nacht durch wurde im Louvre ſo wie in der Stadt gemordet. Sobald der Tag anbrach, ſtellte ſich der gekrönte Mörder an ein Fenſter, welches auf die Seine ging, und ſchoß mit Carabinern, die er ſich fortwährend laden ließ, auf die Unglücklichen, welche den Dolchen und Beilen entgangen waren, und ſich mit Schwimmen durch die Flucht zu retten ſuchten, dabei hörte er nicht auf zu ſchreien: „tue, tue, tirons mordieu, ils s'enfuient.“ (Schlachtet! Mordet! Himmelſakramenter ſchießt, ſie entfliehn.) — Doch wenden wir die Blicke von dieſen Fluchwürdigkeiten, die leider nur zu wahr ſind, und von ſo vielen gleichzeitigen Schriftſtellern, unter denen der glaubwürdige und wahrhafte Brantôme iſt, berichtet werden. Zur würdigen Feier dieſes Höllenfeſtes ſchrieb der heilige Vater zu Rom — ein Jubeljahr aus!!!

Ludwig XIV ließ den größten Theil der Gebäude des Hofes des Louvres aufführen, und im Jahr 1665 wurden die Grundlage zu der jetzigen Hauptfaçade gelegt, gewöhnlich die Collonnade des Louvre genannt. Damit der gewaltige Despot ja keine Hinderniſſe finden möge, das Gebäude baldigſt zu vollenden, ließ er ein Edikt ergehen, durch welches bei ſchwerer Strafe, (10,000 Franken) es jedermann unterſagt wurde, ohne ſeine Erlaubniß irgend ein Gebäude aufführen zu laſſen, und jedem Arbeiter war es unter Gefängniß- und Galeerenſtrafe

verboten, an Privatgebäuden ohne die ausdrückliche Einwilliguug des Königs zu arbeiten. Hätte man nicht glauben ſollen, der Kaiſer von Fez und Marocco oder der Paſcha von Tunis hätte dieſe Befehle erlaſſen? Aber das Schickſal ſchien ſelbſt des übermüthigen Königs ſpotten zu wollen, denn kaum war man in der Arbeit etwas vorgerückt, ſo brach Feuer in der Bildergallerie aus, und theilte ſich ſchnell der großen Gallerie des Louvre mit. Man kannte damals noch nicht den Gebrauch der Feuerſpritzen, und der abergläubiſche Fürſt ließ das heilige Sakrament in Prozeſſion um das Feuer herum tragen, um es zu beſchwören, das half aber wie natürlich nichts, und man wurde deſſelben erſt Meiſter, als man anfing an den Bauten einzureißen.

Im Jahr **1670** wurde das prächtige Gebäude vollendet. Unter Ludwig **XV** fuhr man noch einige Zeit fort, neuerdings an dem Louvre zu bauen, was aber bald wieder eingeſtellt, und erſt **1804** wieder fortgeſetzt wurde.

Von den beiden unermeßlichen Gallerien, welche das Schloß mit den Tuilerien verbinden, iſt die gegen Norden noch nicht vollendet. Unter Napoleon war hier die reichſte und ſchönſte Gemälde-, Bildſäulen- und Antikenſammlung der ganzen Welt, **1815** aber holte jeder der Beraubten ſeinen Antheil wieder, doch iſt ſie noch reich an Meiſterſtücken jeder Art geblieben. —

Das jetzige Louvre prangt mit einer **697** Toiſen langen unermeßlichen Façade, deren Colonade immer ein Meiſterwerk der Baukunſt bleibt. Claudius Perrault hat den Plan dazu entworfen, und um ihn zu prüfen, wurde ein Baurath berufen, welcher deſſen Projekt als gut anerkannte. Perrault rief bei Erbauung dieſes Periſtyls, die Schönheit und Proportion der antiken Verhältniſſe wieder ins Leben, ebenſo wußte er den Formen die höchſte Eleganz zu geben, indem er die Verzierungen

Das Palais Royal.

mit großem Geſchmack anbrachte. Es wäre zu wünſchen, daß das Ganze des Baues nach der Anordnung dieſes Periſtils vollendet worden wäre, dann würden deſſen Verhältniſſe eine Harmonie zeigen, die ihm nun nicht mehr beizubringen iſt, denn von den vier äußern Seiten ſind ſich keine zwei einander ähnlich. Die Façade von Pilaſtern iſt gleichfalls Perraults Werk, aber ebenfalls nicht vollendet.

Die Gallerie am Ufer der Seine iſt 1360 Fuß lang, die unvollendete aber, nach der Straße St. Honoré hin, erſt 480. Das Louvre enthält das National-Muſeum, die Bibliothek, die Koſtbarkeiten der Krone, Gemäldeſammlungen aus allen Schulen, und überhaupt alle koſtbaren Schätze ſowohl der Kunſt als der Literatur. —

Bis zur Revolution vom Jahr 1789 erhielt ſich im Volke die Sage, daß das Geſpenſt Carl IX ſo wie das ſeiner Mutter zu gewiſſen Zeiten im Louvre umgehe, und daß beide mit flammenden und zugleich blutbefleckten Gewändern bekleidet und heulend weinend, klagend und warnend mehr als einer hohen Perſon erſchienen ſeyn. Auch Ludwig XIV und noch andere Erſcheinungen wollen viele Perſonen in den langen Gängen, Corridors und Gewölben des Louvre geſehen haben, und haben mit allen möglichen Nebenumſtänden dieſe gräßlichen Geſichter beſchrieben, doch hörte und ſah man während der Revolution und unter Napoleons Herrſchaft von allem dem nichts mehr, nur mit dem Wiedererſcheinen der Bourbons, und namentlich unter Carl X, fingen auch dieſe Spukereien wieder an, ſich zu zeigen, ja auch Napoleon will man während der Reſtauration mit vielen ſeiner gebliebenen Generäle und beſonders in der Gallerie, welche die Tuilerien mit dem Louvre verbinden, öfters in der grauſigen Mitternachtsſtunde, Ordres und Befehle ertheilend, geſehen haben,

aber die Juli Revolution von 1830 muß auch dieſe Erſcheinungen verſcheucht haben, da es ſeitdem ganz ſtille davon geworden iſt.

Das Palais-Royal.

Wer hat nicht ſchon von dieſem Quodlibet aller Laſter, aller Künſte, aller Gewerbe, aller Freſſereien, aller Getränke und aller Tollheiten, die in dieſem einzigen Gebäude fortwährend im bunteſten Gemiſch und tollſten Gewirr vereinigt ſind, reden hören. — Es befindet ſich in der Straße St. Honoré, im Quartier, das ſeinen Namen trägt, und iſt auf der Stelle erbaut, wo ehedeſſen die Hotels von Mercoeur und Rambouillet ſtanden, welche im 15ten Jahrhundert der Connetable von Armagnac bewohnte. Der Cardinal Richelieu kaufte dieſe im Jahr 1624 an ſich, nebſt noch andern daran ſtoßenden Räumen, ließ alsdann nach Merciers Zeichnung einen neuen Pallaſt aufführen, auf deſſen Hauptthor er die Inſchrift: „Palais Cardinal“ (Cardinals-Pallaſt) ſetzen ließ. Dies Gebäude vermachte er nach ſeinem Tode Ludwig XIII, der ſammt ſeiner Gemahlin ſeine Reſidenz in demſelben aufſchlug. — Von dieſer Zeit wurde es das Palais-Royal genannt. Ludwig XIV, der es nur während ſeiner Minderjährigkeit bewohnte, überließ es dem Herzog von Orleans. Es befand ſich damals unter andern eine Gallerie in demſelben, die Gallerie der berühmten Männer Frankreichs genannt, es waren nur 25 Portrais daſelbſt, welche der Cardinal ſelbſt zu den „Berühmten“ geſtempelt hatte, zwiſchen denſelben befanden ſich antike Büſten. — Auch zwei Theater hatte Richelieu in dieſem Pallaſt errichten laſſen, wo-

von das kleinere nur für ein ausgesuchtes Publikum bestimmt war, das größere aber für Jedermann offen stand. Auf beiden Bühnen spielten von des Herrn Cardinals, oder vielmehr von dem, durch denselben, dem Volke gestohlnen Geld bezahlte Künstler. Ludwig XIV übergab das große Theater im Jahr 1660 an Molière, nach dessen Tode er lyrische Tragödien aufführen ließ. Zweimal wurde es durch eine Feuersbrunst zerstört, das letztemal den 8. Juni 1781. Unter dem Regenten wurde das sogenannte Wasserschloß nach Decottes Zeichnung erbaut, es dient als Wasserbehälter (Reservoir) um die Wasser aus der Seine aufzubewahren, und die Bassins der Gärten des Palais-Royal, der Tuilerien u. s. w. zu versehen.

Zur Zeit als der Krieg der Fronde ausbrach, bewohnte Anna von Oesterreich mit dem Cardinal Mazarin und ihrem Sohn dieses Schloß.

Der ältere Garten des Palais-Royal war weit größer als der jetzige, man sah daselbst eine sehr schöne große Allee von uralten Kastanienbäumen, die im Jahre 1781 zum großen Leidwesen der Pariser und trotz aller Reclamationen und Bitten der Bewohner dieses Quartiers umgehauen wurde. Sie war der Sammelplatz aller Müßiggänger und Pflastertreter; aller Politiker und Neuigkeitskrämer, aller Gaukler und Taschendiebe, der wandernden Freudenmädchen und Staatsdamen u. s. w., wie dieß noch heut zu Tag derselbe Fall ist.

In der Revolution wurde dieses Gebäude Palais d'Egalité (Gleichheits-Pallast) auch Orleans Egalité genannt, während dieser Zeit war es der Tummelplatz aller unruhigen Köpfe, und die Schaubühne der seltsamsten und wunderlichsten Scenen. Hier wurden alle Neuigkeiten jeder Art zuerst verbreitet und berathen, hier entflammten die Volksredner, Camille Dumoulins

und Andere, das Volk zu guten und bösen Thaten, von hier wälzten sich die Flammenwellen des Aufruhrs über Paris, Frankreich und halb Europa. Im Jahr 1812 wurde es das Palais du Tribunal genannt.

Dieser Ort ist an und für sich schon ein höchst lebendiges Städtchen, Oehlinger gibt in seinem Panorama von Paris folgende Beschreibung von dem in seiner Art einzig dastehenden Gebäude. —

„Der Haupteingang des Palais Royal ist auf der Straße St. Honoré. Der Platz vor demselben ist unaufhörlich mit einer Menge Wagen und Menschen bedeckt und weder geräumig noch elegant.

Zwei Pavillons, an welchen jonische und dorische Säulen emporstreben, und deren jeder mit einem Fronton und mit Bildsäulen von Pajon geziert ist, werden durch eine Mauer verbunden, die von Säulen durchbrochen ist, und von beiden Seiten her drei Eingänge in das Palais hat. Hölzerne Gallerien, die noch nicht ganz ausgebaut sind, laufen quer hin; Buchhändler und Broschüren-Krämer, Modehändlerinnen und Bandverkäufer sind hier vereinigt.

Durch die Gallerie de bois tritt man erst in die eigentliche Feenwelt des von seinen glänzenden Arkaden umgebenen Gartens. Doch dieser selbst ist schattenlos, steif und dürre, der Boden festgestampfter Kies, die Bäume sind klein und verdorren schnell, von den zurückprallenden Sonnenstrahlen getroffen. Die beiden Seitenflügel laufen in einer Länge von 117 Toisen, und der entgegenstehende in einer Breite von 50 Toisen hin. Alle drei sind gleichförmig hoch. Zu ebener Erde läuft eine gewölbte Gallerie rund herum, die von 180 Arkaden durchbrochen wird, zwischen denen zu zwei und zwei ein großer Reverbere

hängt. Sie endigen auf beiden Seiten in zwei von prächtigen Säulen ſtrozzenden Veſtibulen.

Ueber den Arkaden erhebt ſich das erſte Geſchoß mit hohen, pallaſtmäßigen Fenſtern, über dieſem das zweite mit niedrigeren Manſarden, vor deren Fenſtern die Baluſtrade hinläuft.

Es gibt kein natürliches oder erkünſteltes Lebensbedürfniß, keine gröbere oder feinere Begierde, wofür hier nicht Befriedigung ſich darböte.

Beim Buchhändler kann man nach dem älteſten, wie nach dem neueſten, nach dem wiſſenſchaftlichſten, wie nach dem frivolſten Buche fragen, es iſt hier zu finden. Schwärme von berühmten und unberühmten Schriftſtellern verſammeln ſich bei ihm, und um ſie her wimmelt es von Kritikern und Dilettanten. Im Bijouterie-Gewölbe darneben, das drei Arkaden einimmt, iſt für die ärmſte wie für die reichſte Eitelkeit geſorgt; es bietet der armen Braut den kleinen Ring und der reichſten Fürſtin die brillantenen Armbänder. Dieſes Gewölbe iſt des Abends von mehr als 50 Wachskerzen beleuchtet, und große Spiegel vermehren das zauberiſche Farben- und Strahlenſpiel.

Elegante Modehändlerinnen walten hier mit ihrem mächtigen Zepter. Was die phantaſtiſche Laune aus Band und Petinet, Blumen und Federn zu ſchaffen verſteht, formt ſich hier unter den niedlichen Fingern einer Schaar zierlicher Mädchen, welche raſch arbeiten, während ihre Blicke noch raſcher die Vorübergehenden anlocken. Gewölbe mit Uhren und Niederlagen mit dem geſchmackvollſten Porzellan; hier die lieblichſten Parfüms, dort eine Ausſtellung der herrlichſten Kupferſtiche; hier mathematiſche Inſtrumente, dort Kinderſpielzeug; hier Sammlung eleganter Meubles, dort Lotterie-Collecturen, Geldwechsler, Petſchaftſtecher, Paſtetenbäcker, Reſtaurateurs und Obſthänd-

Das Pantheon oder die Kirche der St. Genoveva.

lerinnen, Alles iſt hier zu finden. Alle Waaren ſind aber im Palais royal um die Hälfte theurer als im übrigen Paris.

Es gibt auch hier mehrere Kaffeehäuſer, worunter das Kaffeehaus de foi das beſte Gefrorne liefert. Im Kaffeehaus der Blinden ertönt die fröhlichſte Muſik von lauter Blinden aus dem Spital der Quinze vingts; während aus dem Kaffeehaus du caveau der wildeſte und ausgelaſſenſte Lärm erſchallt.

Noch anlockender als die Gallerien ſind die oberen Säle. Hier ſind die verrufenen Spielzimmer; hier wohnen die Dienerinnen der Wolluſt. Sie ſchwärmen mit Schmetterlingseitelkeit herum, und meiſtens zwei und zwei, oft auch in Begleitung einer Bonne. Ihre Klaſſen ſind ſo verſchieden als die Klaſſen des Publikums ſelbſt. Die meiſten ſind ſehr ſchön, witzig, beleſen, lebhaft und einſchmeichelnd, wiſſen äußeren Anſtand zu heucheln, ſo daß der junge, lüſterne, reiche Fremdling leicht in ihre Netze fällt.

Spaziergänger trifft man zu jeder Tageszeit im Palais royal. Früh eilt nur der ernſte Geſchäftsmann, der fleißige Künſtler durch, um noch einmal friſche Luft zu ſchöpfen, ehe er an ſeine Arbeit geht. Erſt nach acht Uhr werden die Gewölbe eröffnet. Nach neun Uhr füllen ſich die Kaffeehäuſer, die Zeitungsleſer verſammeln und gruppiren ſich. Zwiſchen zwölf und zwei Uhr erſcheint die vornehme Welt. Die Bänke reichen nicht zu: Hunderte von Strohſtühlen werden herbeigeſchafft und um zwei Sous vermiethet. Sobald die wogende Menge abgenommen, kommen die Kinderwärterinnen mit ihren Kleinen, aber bald ſtrömt Alles, was in die Theater eilt, herbei. Gegen acht Uhr fängt es wieder an, äußerſt lebhaft zu werden, und die Stunden bis Mitternacht gehören unter die rauſchendſten und mannigfaltigſten. Auf einmal iſt alles leer und todtenſtille. Höchſt merkwürdig bleibt ſtets für den Beobachter der Menſchen und Sitten dieſer Ort.

Das Pantheon oder die Kirche der St. Genoveva.

Das Pantheon, oder die Kirche St. Genofeva.

Dieſes große und prachtvolle Gebäude wurde erſt im Jahr 1757 nach dem Plane Soufflots zu bauen angefangen. Den 6. September 1764 legte Ludwig XV den Grundſtein dazu. Das Gebäude bildet ein viereckiges Kreuz mit vier Schiffen, die unter dem Dom zuſammenlaufen. Die Fläche deſſelben hat, das Periſtyl (den Säulengang) mit inbegriffen, 339 Schuh Länge, und 250 Schuh Breite. Die Façade beſteht aus einer Säulenvorhalle, welche dem Pantheon zu Rom nachgeahmt iſt, ſie hat 6 Säulen in der Fronte und 22 in Allem; ſie gehören der corinthiſchen Ordnung an, ſind cannelirt, und haben 58 Fuß 3 Zoll Höhe, bei 5½ Fuß im Durchmeſſer. Ueber derſelben erblickt man ein Fronton, (Hauptgiebelſeite) das früher mit einem von Strahlen und anbetenden Engeln umgebenen Kreuz geſchmückt war. Die Façade hat 3 Flügelthüren, die bis zum Jahr 1791 offen waren, im Jahr 1805 aber zugemacht, und ſpäter wieder eröffnet wurden. Der Durchmeſſer der innern Kuppel unter dem Dom iſt 62 Fuß. Dieſe Kuppel an und für ſich bildet ſchon einen prachtvollen runden Tempel, mit 32 corinthiſchen Säulen. Zwiſchen dieſen Säulen befinden ſich 16 hohe Fenſter, welche hinlängliches Licht in dem Innern verbreiten. Dieſer Dom beſteht eigentlich aus 3 übereinanderſtehenden Kuppeln, oder einem dreifachen ſteinernen Gewölbe, von denen die äußerſte oder letzte von dem Boden an eine Höhe von beinahe 250 Fuß mißt. — Lange war wegen der koſtſpieligen Kriege der Bau unterbrochen, und erſt 1784 begann die Arbeit wieder, und die ſogenannte Laterne krönte nun nach Soufflots Plan das Ganze.

Den 4. April 1791 nach Mirabeaus Tod gab die conſtituirende Verſammlung dem Gebäude eine neue Beſtimmung,

nämlich die Ueberreste der großen Männer, welche sich durch ihre Talente und Thaten um das Vaterland wohl verdient gemacht hatten, aufzubewahren. Alle Symbole der katholischen Religion wurden nun abgenommen, und durch die Zeichen der Freiheit und der öffentlichen Moral ersetzt, und das Gebäude erhielt die von Pastoret verfaßte Aufschrift: „Das dankbare Vaterland seinen großen Männern." Das Fronton erhielt ein neues Basrelief, in dessen Mitte die Worte: „Das Pantheon der Franzosen, im Jahr III der Republik," zu lesen waren. —

Auf 5 neuen Basreliefs waren die Rechte der Menschheit, die Jury, Hingebung für das Vaterland, öffentlicher Unterricht, und die Herrschaft der Gesetze allegorisch dargestellt. An die Stelle der Laterne kam ein Fußgestell, auf welches eine kolossale Renommée postirt werden sollte.

Die constituirende Versammlung decretirte, daß erst 10 Jahre nach seinem Tode einem Bürger die Ehre des Pantheons werden dürfte, machte aber bei Mirabeau eine Ausnahme, dessen Büste sogleich im Triumph beigesetzt wurde, eben so wurde Voltaire den 11. Juli und J. J. Rousseau den 16. October desselben Jahres mit großem Pomp und feierlichem Umzug beigesetzt. Auf Voltaires Grab las man: „Geschichtschreiber, Dichter und Philosoph, zündete er dem menschlichen Geiste ein großes Licht an, und lehrte ihn frei zu seyn."

„Er vertheidigte Calas, Färben, de la Barre und Montbailly; bekämpfte die Atheisten und Fanatiker, flößte Duldsamkeit ein, und reklamirte die Rechte der Menschen gegen die Knechtschaft des Feudalismus."

Auf Rousseaus Grabe standen die Worte: „Hier ruhet der Mann der Natur und der Wahrheit."

Durch ein Dekret Napoleons (eine seiner großen Albernheiten) wurde dieser Tempel dem katholischen Kultus wieder-

gegeben, und die nicht leuchtende Laterne demſelben wieder aufgeſetzt. — Das Pantheon, welches nur für wirklich große Männer, die ſich wahrhaft um das Vaterland verdient gemacht hatten, beſtimmt geweſen, wurde nun von dem oft ſehr kleinen Napoleon dazu auserſehen, die Ueberreſte von den meiſtens ganz unbedeutenden Mitgliedern ſeiner Familie aufzunehmen, ſo wie die Großwürden- (oder Laſt-)träger ſeines Hofes!! 49 derſelben, unter ihnen Lannes, wurden daſelbſt begraben. Friede ſey mit ihrer Aſche.

Es war damals hinlänglich, ein ſclaviſcher und vornehmer Livreebediente Sr. Majeſtät zu ſeyn, um nach dem Tod die Ehre eines großen Mannes zu erhalten. Eine königliche Ordonnanz vom Jahre 1822 befahl den katholiſchen Kultus ferner in dieſem Tempel fortzuſetzen, und bewirkte, daß die ſogenannten Glaubensbrüder, Miſſionaire u. ſ. w., ſofort hier ihr ſcheinheiliges Gaukelſpiel trieben. Die oben beſchriebenen Basreliefs verſchwanden wieder. Die Aſche Rouſſeaus, Voltaires und Anderer wurde als gottlos verſchrien und mußte auf den Antrag eines gut katholiſchen Redners wieder weggeſchafft werden. Während der Herrſchaft des Convents hatte es das blutgierige Raubgeſindel der Jacobiner, welches meiſtens von den Ariſtokraten beſtochen war, um die kaum aufblühende Freiheit wieder (gerade ſo wie jetzt) durch Schandthaten und Niederträchtigkeiten gehäſſig zu machen und zu untergraben, durchgeſetzt, daß der faule Körper des ſo nichtswürdigen als talentloſen und ſtupiden Marats im Pantheon beigeſetzt, und Mirabeaus Reſte daraus weggeſchafft wurden, allein noch den 9. Thermidor des II. Jahres (27 Juli 1794) wurden die eckelhaften Reſte dieſes Abſchaums der Menſchheit wieder herausgenommen, und in eine Kloacke in der Straße Montmartre geworfen.

Die unterirdiſchen Gewölbe dieſer Kirche, welche auf dem Grund der uralten Genofevas-Kirche ruhen, bilden eine unge-

heure gewölbte Gruft, deren Bauart nicht minder bewundernswürdig ist, als die der obern.

An dem Ganzen wurde über 60 Jahre gebaut, und es kostete an 50 Millionen.

Der Tempel.

Dieses Gebäude war ursprünglich die Residenz des Groß-Priors der Tempelherrn, und der Umfang seiner Ringmauern hatte sich besonders im 13. Jahrhundert durch das Ankaufen von Ländereien sehr vermehrt. Man sah damals so viele und beträchtliche Bauten in demselben, daß man diesem Bezirke den Namen: „der neuen Stadt des Tempels" beilegte. Im Jahr 1254 als Heinrich III von England nach Paris kam, zog er eine Wohnung im Tempel dem Pallast vor, den Ludwig der Heilige für ihn hatte einrichten lassen.

Den sogenannten Thurm des Tempels hatte im Jahr 1212 der Bruder Hébert, Schatzmeister der Templer, erbauen lassen. Es war ein viereckiges Gebäude, dessen furchtbar dicke Mauern von kleinen Thürmen in den Winkeln flankirt waren.

Lange Zeit hindurch verwahrten hier die Könige von Frankreich ihre Schätze, auch waren die Archive der Templer in demselben, so wie diejenigen des Großpriors der Maltheser, der ihnen im Jahr 1313 folgte. Innerhalb des Bezirks des Tempels übte der Großprior eine ganz unabhängige Justiz aus, auch war dies der Zufluchtsort der Banqueroutirer und anderer, wegen Schulden verfolgter Personen.

Unter Philipp IV (dem Schönen) wurde dieser Orden, dessen Entstehen sich auf den Entschluß tapferer Ritter gegründet

Der Tempel.

hatte, welche die nach Jeruſalem wallfahrenden Pilger vor Mißhandlungen gegen die Ungläubigen ſchützen wollten, vernichtet.

Im Jahr 1128 beſtätigte ſchon der Pabſt Honor XI den Orden förmlich und ward zugleich ſein oberſter Schutzherr. Der Großmeiſter genoß bei allen Fürſten Europas den höchſten Rang, die Großprioren wurden aus den edelſten Geſchlechtern gewählt, und ihre Beſitzungen mehrten ſich ſo ſehr, daß die Anzahl ihrer Commenthureien in Europa und dem Orient endlich auf 9000 ſich belief. Eben dieſe Schätze aber mochten hauptſächlich Philipp von Frankreich zu dem kühnen Entſchluß verleiten, den Orden der Tempelherren mit einem Schlage zu vernichten. Mit dem Pabſt Clemens V im Einverſtändniſſe, ließ er auf einmal (13. October 1307) alle Tempelherren des ganzen Reichs an einem Tage gefangen nehmen, indem er ihnen zur Beſchönigung dieſes beiſpielloſen, einem orientaliſchen Despoten würdigen Verfahrens, Schuld gab, daß ſie Götzendiener wären, eine ſcheußliche Figur anbeteten, Chriſtum verhöhnten, auch unter ſich unnatürlichen Lüſten nachhingen ꝛc. Zugleich bemächtigte er ſich des Tempels (damals eines der größten Gebäude zu Paris, worin ſie wohnten) und aller darin befindlichen Schätze, ließ die Tempelherren, unter welchen ſich auch der Großmeiſter Jakob von Molay befand, durch ernannte Commiſſarien vernehmen, und da ſie ſtandhaft läugneten auf die Folter bringen, wodurch man ihnen Geſtändniſſe abpreßte, die ſie nachher meiſtentheils wiederriefen. Der Pabſt, zwar Anfangs ſelbſt über dies Verfahren empört, wurde dennoch wieder eingeſchläfert, und die nichtswürdige Commiſſion des Königs eben ſowohl, als das elende Concilium des Pabſtes verdammten 1309 nicht weniger als 54 Ritter zum Feuer! Ja, ſie wurden nicht einmal in helles Feuer geworfen, ſondern man ließ ſie bei gelindem langſam verbraten! Der Pabſt hob durch eine Bulle (1312) den ganzen Orden auf.

Den Großmeiſter, Jakob von Molay, ließ der ſchändliche Philipp noch 1314 den Flammen überliefern, doch folgte er ihm nach 8½ Monat ſelbſt im Tode nach.

Der König bemächtigte ſich nun der Schätze des Ordens, und ſchenkte deſſen Immobilien den Hoſpitalitern von St. Johann in Jeruſalem, ſeit der Einnahme der Inſel Rhodus durch die Türken, Maltheſer-Ritter genannt. Der Herzog von Angoulême, jetzt in Holy-Rood, war der letzte Großprior dieſes Ordens.

Den 11. Auguſt 1792 wurde der unglückliche Ludwig XVI in dieſen Thurm mit ſeiner Familie eingeſperrt, wo er den Kelch des Leidens bis auf die Hefen leeren, und jeden Grad menſchlichen Elendes durchmachen mußte. Er verließ ihn nur, um das Schaffot zu beſteigen. Im Jahre 1805 wurde dieſes Gebäude niedergeriſſen. — Das Volk behauptete damals, Ludwig XVI und Marie Antoinette gingen nebſt noch andern blutigen Geſpenſtern darin um, ja beide benannte Perſonen hielten ihre bluttriefenden königlichen Häupter unter den Armen, dies ſey mit ein Grund geweſen, warum man das furchtbare Gebäude niedergeriſſen habe, da Niemand mehr eine nächtliche Ruhe darin hätte haben können, ja ſogar am Tage die Leute oft durch gräßliche Erſcheinungen in Angſt und Schrecken geſetzt worden ſeyen. —

Als der Tempel Nationaleigenthum geworden war, wurde an ſeiner Stelle ein großes Hotel erbaut, welches zuerſt für das Miniſterium des Cultus beſtimmt war. Im Jahre 1814 wurde dieſes Hotel zu einem Nonnenkloſter umgeſchaffen, welchem die Prinzeſſin von Bourbon, ehemalige Aebtiſſin von Biremont vorſtand. — Jetzt iſt an dem Eingang des Gebäudes ein Portal mit joniſchen Säulen, zwei Fontainen ſind an den beiden Seiten des Hauptthors, auf denen die Bildſäulen der Seine und Marne ſtehen. —

Die Bastille.

Die Baſtille.

Das unter dieſem Namen bekannte furchtbare Gebäude, deſſen Zerſtörung das erſte Signal zu der, die halbe Welt erſchütternden franzöſiſchen Revolution gab, lag am Ende der Straße St. Antoine. Man glaubte lange Zeit, daß Hugo Aubriot unter Carl V den 22. April 1371 den Grundſtein dazu gelegt, ſeitdem hat man aber die auf Thatſachen gegründete Gewißheit erlangt, daß die Veſte ſchon viel früher ſtand, und ſchon gegen die Einfälle der Burgunder zu ſchützen beſtimmt war. Sie hatte 8 große und furchtbar dicke, mit vielen Kanonen beſetzte Thürme. Die neuere Befeſtigung dieſes Gebäudes wurde 1533 angefangen, und 26 Jahre ſpäter beendigt, ſie beſtand in einer mit Baſtionen flankirten Courtine, die mit ſehr breiten und tiefen, ſenkrecht ausgeſtochenen Gräben verſehen war; ein Theil derſelben iſt noch vorhanden. Die Baſtille war von jeher ein ſchweres Staatsgefängniß, beſonders für hohe Staatsverbrecher, aber leider diente die ſchreckliche Veſte nur zu häufig die Abſichten abſcheulicher Privatrache und Intriguen u. ſ. w., zu befördern. — Wurde irgend ein Mächtiger von einem Geringen, ein Hofſchranze von einem Bürger im mindeſten beleidigt, oder ſtand er ihm auch nur im Wege, um eine oft ſchlechte und verbrecheriſche Abſicht zu vollziehen, ſo mußte er ſich ſchnell durch Einfluß, Geld oder Protektion einen lettre de cachet (Verhaftsbefehl) zu verſchaffen, und der arme Bürger kam oft auf Lebenszeit dahin, wo ihn weder Sonne noch Mond beſchien, und wo er zwiſchen feuchten Mauern und in ſtinkender Luft lebendigen Leibes verfaulen mußte.

Heinrich der IV ließ den königlichen Schatz in der Baſtille aufbewahren, dem dieſer Aufenthalt nur vortheilhaft ſeyn konnte, und der von der verdorbenen Luft und Feuchtigkeit nichts zu

fürchten hatte. Sally bestätigt, daß 7 Millionen in Gold, im Jahr 1604, hier vorhanden waren, und im Jahr 1610 sich 15 Millionen, 860,000 Pfund, in der gewölbten Kammer, in Kisten und Fässern u. s. w., außer 10 Millionen, die man dem Schatzmeister der Sparkasse zur Verwaltung übergeben hatte, befanden. Unter diesem Minister wurden alle Staatsausgaben auf das pünktlichste bezahlt, man wußte niemals, was Rückstände waren, und die Abgaben waren sehr gering. Dies sind die glücklichen Resultate einer guten Verwaltung. Nach Heinrich IV Tode wurden die von ihm ersparten Schätze durch Höflinge, Maitressen u. s. w., seiner Nachfolger schändlich verschleudert. Frankreich sah, wie sich die Concini, Goudi, Mazarins und Spießgesellen mit seinem Golde mästeten. Furchtbare Schuldenmassen und schwere Abgaben, welche am Ende eine Revolution herbeiführen mußten, waren die natürlichen Folgen dieser Handlungsweise. —

Ueber dem ersten Thore der Bastille, nach der Straße St. Antoine zu, befand sich eine sehr merkwürdige Waffenkammer, mit sehr gut erhaltenen vollständigen Rüstungen aus allen Zeiten. Unter den Legionen von Gefangenen alles Alters und jedes Standes, die hier schmachteten, befand sich auch die berühmte eiserne Maske, von der man bis jetzt noch nicht mit Gewißheit sagen kann, wer sie eigentlich war. Zwei Behauptungen französischer Geschichtschreiber haben die größte Wahrscheinlichkeit für sich, nemlich die eine, daß es ein mit Anna von Oesterreich unehelich erzeugtes und geheim auferzogenes Kind; die andere, daß es ein Zwillingsbruder Ludwig XIV' gewesen sey, welcher ihm Thron und Regierung hätte streitig machen können. Mazarin war im Besitz des großen Geheimnisses und that alles Mögliche, um dasselbe mit dem dichtesten Schleier zu umhüllen. Bei Todesstrafe durfte kein Aufwärter, ja der Gouverneur selbst

nicht, mit dem unglücklichen Gefangenen ſprechen. Er ſtarb im Jahr 1703, und wurde unter dem Namen Marchiali beerdigt.

Es iſt auch keinem Zweifel unterworfen, daß in dieſer Mörderhöle viele geheime Hinrichtungen oder vielmehr abſcheuliche Mordthaten ſtatt fanden, denn bei Zerſtörung der Baſtille fand man viele Scelette theils noch in Ketten, ſo wie mancherlei Mord- und Folterinſtrumente von der gräßlichſten Gattung. — Auch hier wird behauptet, daß auf dem Platz, wo das Gebäude geſtanden, ſich öfters nächtliche Erſcheinungen der ſeltenſten Art zeigen, ja, daß Geiſter und Geſpenſter von allen Farben zu gewiſſen Zeiten hier luſtige Tänze und Gefechte aufführen, bei denen man ein abſcheuliches Geheule und Gepraſſel deutlich vernehme, ohne etwas zu ſehen.

Die Erſtürmung und Zerſtörung der Baſtille den 14. Juli 1789.

Schnell hatte ſich am Morgen dieſes Tages in ganz Paris das Gerücht verbreitet, die Regimenter, welche zu St. Denis lagen, ſeyen im Anmarſch, und man habe die Kanonen der Baſtille auf die Stadt gerichtet. Jetzt wurden von Neuem die Sturmglocken geläutet; was ſich nicht mit Gewehren verſehen konnte, nimmt Säbel, Lanzen, Eiſenſtöcke; man hätte glauben ſollen, die alten Ritter ſeyen aus den Gräbern erſtanden, indem ein Theil des Volkes ſich mit den, aus der königlichen Rüſtkammer entnommenen Harniſchen und Helmen, gewappnet hatte, und ſo in einem grotesken Aufzug einherging. Von allen Seiten hört man das Geſchrei ertönen: „Nach der Baſtille! nieder mit der Baſtille!“ vier Stunden lang erſchallte dieſer Ruf von einem Ende der unermeßlichen Stadt zum andern, während die

ruhigen Bewohner fürchteten, daß die Feuerſchlünde der Zwingburg große Verwüſtungen anrichten würden. Schon war die Menge, welche dieſelbe umgab, ungeheuer angewachſen, die Zugbrücken aufgezogen und die Wachen, wie bei einer Belagerung, ausgeſtellt.

Die Baſtille ſtürmen, hieß in den Augen des Volkes eben ſo viel, als die Tyrannei an ihrem empfindlichſten Theile angreifen. Ein Deputirter des Bezirkes Saint Louis de la Culture, Thuriot de la Roſiere, verlangte den Gouverneur Delaunay zu ſprechen; er wird eingelaſſen und begehrte von ihm, daß er den Kanonen eine andere Richtung geben laſſe. Dieſer antwortet, ſie ſeyen von jeher ſo auf den Thürmen poſtirt und es ſtehe nicht in ſeiner Gewalt ſie herabzunehmen, übrigens habe er ſie, als er von den Beſorgniſſen unterrichtet worden, welche ſie den Pariſern verurſachten, einige Schritte zurück und aus den Schießſcharten fahren laſſen. Nur mit Mühe erlaubte er dem Deputirten weiter vorzudringen, um ſich zu überzeugen, ob der Zuſtand der Zwingburg für die Stadt ſo beruhigend ſey, als es ihm der Gouverneur verſicherte. Er beſieht die Feuerſchlünde, die ſo gerichtet waren, daß ſie die Umgebungen des Platzes beſtreichen und Alles, was ſich der Feſte nähern würde, niederſchmettern konnten.

Vierzig Schweizer und achtzig Invaliden waren unter den Waffen. Thuriot bat ſie, ſo wie ihre Officiere, im Namen der Ehre und des Vaterlandes, ſich nicht als Feinde der Nation zu zeigen.

Man verſpricht ihm, keinen Gebrauch von den Waffen zu machen, wenn man nicht angreifen würde. Das Volk, das ſeinen Abgeordneten nicht wieder kommen ſieht, und ſich deſſen langes Ausbleiben nicht erklären kann, wird unruhig und geräth in Wuth. Endlich zeigte er ſich, und ſucht die Menge zu be-

ruhigen, wovon endlich ein großer Theil abzieht. Nach einer halben Stunde kommt ein neuer Haufe und verlangt die Uebergabe der Baſtille; der Gouverneur, immer noch auf den verſprochenen Succurs hoffend, glaubt jeden Augenblick Truppen ankommen zu ſehen, die ſich durch das Volk einen Weg zu ihm bahnen würden, und ſuchte es durch Unterhandlungen hinzuhalten, um Zeit zu gewinnen, begeht aber dabei die Unvorſichtigkeit, oder vielmehr die unverzeihliche Dummheit, vierzig Mann, die ſich für eine zweite Deputation ausgaben, in den erſten Hof über eine Zugbrücke einzulaſſen, die nur für einzelne Fußgänger beſtimmt war. Sie verlangten nun die Auslieferung aller Waffen der Veſte. Delaunay zaudert mit der Antwort; ſie ſchöpfen Mißtrauen, ihre Anzahl mehrt ſich jeden Augenblick durch Individuen, die mit großer Gefahr und Kühnheit über eine Mauer in den Hof geklettert waren, und einige unter ihnen hauen mit Beilen auf die Ketten der großen Zugbrücken ein; jetzt fällt die Brücke, auf welche die Menge eindringt, und zugleich auf eine zweite ſtürzt, die ſie auf gleiche Weiſe öffnen will. Der Gouverneur befiehlt, Feuer auf ſie zu geben, mehrere bleiben todt, die andern weichen einen Augenblick zurück, kommen aber bald im Sturmſchritt wieder. Mehrere Stunden lang wendet man, unter dem unaufhörlichen Feuer der Garniſon, alles an, die Ketten der zweiten Brücke zu zertrümmern. Das Volk wird ob dieſer Gegenwehr immer wüthender, ſchreit: „Verräther und Mörder", verſucht die Thore mit Aexten einzuſchlagen und Feuer ins Wachthaus zu werfen; der Gouverneur läßt nun mit Kartätſchen unter die dichten Haufen feuern, wodurch Viele theils todt, theils ſchwer verwundet niederſtürzen; dieß entrüſtet die Belagerer nur noch mehr, an deren Spitze der tapfere Elie und der kühne Hulie ſich befanden und den Sturm leiteten. Das auf dem Rathhauſe verſammelte Comite befindet ſich in der

größten Verlegenheit; es ſchickt eine Deputation nach der andern ab, von der ſich aber in dem ungeheuren Gedränge und Tumulte keine Gehör verſchaffen und durchdringen kann, obgleich ſie mit Fahnen und Trommelſchlag, wie Parlamentaire, erſchienen, Niemand wollte ſie anhören. Der Prevôt des marchands hatte ſchon alles Zutrauen verloren, und ſprach nur immer von Unterhandlungen, von Eröffnen der Laufgräben u. dergl.

Ein alter Mann ſchrie: „Was halten wir uns mit Menſchen auf, bei denen wir nur die Zeit verlieren? kommt Kinder, in zwei Stunden iſt die Baſtille unſer.“ —

Bereits eine Stunde währte das Gefecht, die Soldaten ſchoſſen von den Platteformen der Thürme auf das Volk, und ſchon thürmten ſich Haufen von Leichen auf; doch kam eine größere Anzahl durch unglückliche Zufälle und die gränzenloſe Unordnung, als durch die Kugeln um.

Jetzt erſcheinen die franzöſiſchen Garden, und nehmen die Gefahr des Angriffes auf ſich, der bald eine andere Wendung nimmt.

Nach einigen kühnen Bemühungen fällt die Zugbrücke, die Garden dringen in den erſten Hof, das Volk ſtürzt wüthend nach. Während deſſen hatte man einen Brief aufgefangen, in welchem Beſenval an den Gouverneur ſchrieb, er ſollte nur noch einige Zeit Widerſtand leiſten, denn er würde bald Hülfe erhalten. Dieſer Brief wurde auf dem Rathhauſe laut vorgeleſen.

Die erſte Perſon, welche ſich den Blicken der in den Hof Eingedrungenen darbietet, iſt ein ſehr ſchönes junges Mädchen; da ruft eine Stimme: „das iſt des Gouverneurs Tochter! er übergebe die Burg oder wir verbrennen das Mädchen!“ Verblendete Wüthriche fallen ſchonungslos über ſie her und wollen ſogleich den abſcheulichen Rath befolgen, ein gefüllter Strohſack ſoll zum Scheiterhaufen bei der ſchändlichen That dienen, aber

ein Grenadier der französischen Garde, Aubin Bonemern, springt herbei, rettet, doch nicht ohne die größte Gefahr, das unglückliche Schlachtopfer, bringt die Erschrockene in ein nah gelegenes Haus und kehrt zum Kampfe zurück. Sie war die Tochter des Herrn von Montigny, eines Offiziers der Garnison von der Bastille, der während der Belagerung getödtet.

Delaunay, der nun keine Hülfe und Rettung mehr sieht, ergreift in seiner Verzweiflung eine brennende Lunte und will sich, das Schloß, die Besatzung und einen Theil der Stadt in die Luft sprengen; aber sie werden es gewahr; sie halten ihn davon ab, zwingen ihn zu capituliren, und stecken die weiße Fahne auf einem der Thürme auf, von dem sie zugleich Gewehre und Kanonen als Zeichen ihrer Unterwerfung herabstürzen. Die Belagerer hören aber nicht auf zu schreien: „Nieder mit den Brücken!“ Durch eine Schießscharte wird ein Zettel gesteckt, in welchem die Garnison sich zur Uebergabe erbietet, unter der Bedingung, daß man sie mit den kriegerischen Ehren abziehen lasse, und keinem der Vertheidiger der Bastille ein Leid zufügen wolle.

„Nichts da“, schreit die zügellose Menge. Der Officier, der den Zettel übergeben, schlägt vor, das Gewehr zu strecken, wenn man ihnen das Leben schenken wolle. „Laßt die Brücken nieder“, rufen ihm die Vordersten zu, „und es soll euch nichts geschehen.“ Jetzt wurden die Thore geöffnet und die Brücken niedergelassen. Die Menge dringt unaufhaltsam vor, und findet die Schweizer und Invaliden in eine Linie aufgestellt und die Waffen gestreckt. Die an der Spitze des eindringenden Haufens befindlichen Soldaten und Bürger wollen den Gouverneur und die Garnison retten, allein das, durch den letzten Widerstand, die vielen Todten und das sich unter ihm befindliche Gesindel bis zur Raserei gereizte Volk, nimmt keine Ver-

nunftgründe an; zwei Officiere ſind die erſten Opfer ſeiner Wuth; bald darauf wird auch der Gouverneur Delaunay unter Beſchimpfungen und Schlägen an eine Laterne gehängt. Die braven Gardiſten Elie und Hulie hatten ihn, jedoch vergebens, bis auf das Aeußerſte vertheidigt und es über ſich genommen, ihn durch die Menge zu geleiten. Eben ſo wurden mehrere Schweizer und Invaliden ermordet. „Man liefere ſie uns aus, ſie haben auf ihre Mitbürger gefeuert, ſie verdienen den Galgen" rief der erbitterte Haufen. Auch der Major der Baſtille, Delosme, fiel unter den Streichen der Wüthenden. Das nun einmal zügellos gewordene Volk ſteckt die Köpfe der vier ermordeten Officiere auf Piquen und trägt ſie im Triumph durch die Straßen, indem es „Freiheit! Freiheit! und Tod dem Deſpotismus" ſchreit. Zuſchauer wiederholen das Wort „Freiheit", oder wenden das Geſicht von dem gräßlichen Schauſpiel ab. Zwei andere Officiere der Baſtille, Miray und Perſan werden in den Straßen erſchoſſen, den Garden aber gelang es, die Invaliden und Schweizer der Wuth des Volkes zu entziehen.

Notre-Dame.

Das Innere der Notre Dame
im Augenblick der Fahnenweihe den 12 Sept. 1789.

Paris.

Die Kathedrale de Notre-Dame.

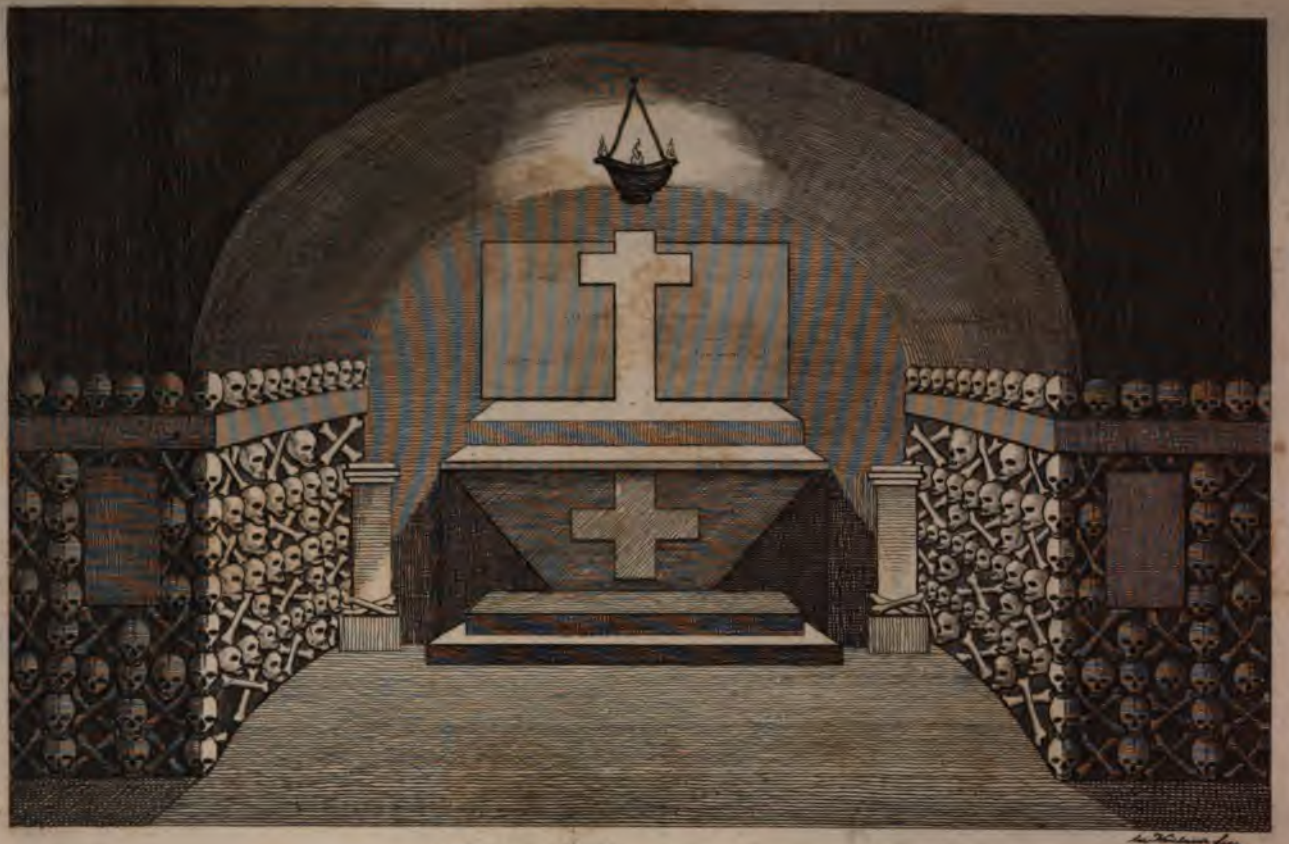
Dieſe Hauptkirche von Paris ſoll auf der Stelle ſtehen, wo ehedem, und zwar unter der Regierung des Tyrannen Tiberius, die Gallier einen, dem Jupiter, Vulkan, Caſtor und Pollux geweihten Altar hatten. Als die Pariſer Heiden chriſtliche Menſchen wurden, ſtürzten ſie dieſe Götzenbilder eben ſo um, wie in unſern Tagen ihre Könige. Valentin I baute auf den Trümmern dieſer Tempel eine kleine, dem St. Stephan gewidmete und geweihte Kirche. Als dieſe unter Childebert I zu eng und zu klein für die vielen gläubigen Seelen wurde, baute derſelbe, oder ließ vielmehr bauen, eine der Jungfrau geheiligte Hauptkirche, welche an die des Stephan ſtieß. Aber bald waren auch dieſe zu klein, und Robert, Hugo Capet's Sohn, ließ im Jahr 1010 die Grundmauern zu der jetzt ſtehenden Kathedrale legen, deren Bau aber erſt im 14. Jahrhundert beendigt wurde; ſie iſt alſo die mühſame Frucht von drei Jahrhunderten Arbeit. Dieſes merkwürdige Gebäude iſt an jeder Seite mit einem 204 Fuß hohen Thurme geziert, in deren einem, eine 320 Centner ſchwere Glocke hängt. Dieſe

Kirche ist 390 Fuß lang und 144 Fuß breit. Das ganze Aeußere derselben ist mit Pyramiden, Obelisken und Figuren geziert. Im Innern tragen 120 Pfeiler das Gewölbe. Die sechs Arkaden des hohen Chores sind mit den geschmackvollsten Gittern versehen. Der in der Sakristei befindliche Schatz enthält die Insignien Karls des Großen, den Kaiserschmuck, der zur Krönung Napoleons diente, Reliquien, heilige Gefäße und prachtvolle Verzierungen.

Nicht weniger als 45 Seitenkapellen umgeben das Schiff dieser Kirche. Das Dach derselben ist mit 1236 Bleitafeln gedeckt, von denen eine zehn Fuß Länge und zwei Fuß Breite hat, und die ein ungeheures Gewicht haben. Die Seitendächer der Gallerien ꝛc. sind dabei nicht einbegriffen. Den 12. Sept. 1789 fand hier unter Lafayette's Anführung die feierliche Fahnenweihe der Nationalgarden Statt. Wir stellen das Innere der Frauenkirche in diesem Moment dar, da es der Architektur derselben keinen Nachtheil bringt.

Die Catacomben.

Diese Todtengewölbe gehören nicht nur zu den größten Merkwürdigkeiten von Paris, sondern der ganzen Welt; sie liegen im Süden der Hauptstadt, wo eine offene Treppe im Innern der Gebäude der Barriere l'Enfer, westlich von der Straße nach Orleans, zu ihnen führt. Diese Treppe geht acht Fuß in die Erde, dann folgt man eine Viertelstunde lang dem Kreuzwege, einer bald weitern bald engeren Gallerie. Die eigentlichen Catacomben bilden einen getrennten uud sorgfältig



Die Catacomben.

verſchloſſenen Umfang. Man durchwandelt im Innern lange, unzählbare Gänge und Säle mit Menſchengebeinen ausgemauert. Die kraßen Todtenſchädel und Schenkelbeine ſind mit vieler Symmetrie aufgeſtellt und machen den Schmuck dieſer Trauermauern aus. In einigen Sälen befinden ſich Altäre aus Todtengebeinen mit Gyps zuſammengefügt. Die Treppe zum Ausgange iſt 18,000 Fuß von der Barriere, öſtlich von der Straße nach Orleans, die man unter der Erde durchkreuzt, entfernt. Ein anderer Weg geht unter der Seine durch. Ueberall ſieht man Schädel in den meilenlangen, düſtern Gewölben und Gängen.

Seit dem Jahr 1786 warf man in dieſe grauenvollen, damals geweihten Höhlen alle Gebeine, welche ſeit Jahrhunderten in den nun aufgehobenen Kirchhöfen und Kirchen der Stadt aufbewahrt worden waren. Die Ueberbleibſel von mehr denn zehn Generationen ſind hier an- und aufgehäuft, und man hält dieſe unterirdiſche, lebloſe Bevölkerung für zehnmal zahlreicher als die lebende oberirdiſche. Auf der engen dunkeln Treppe, welche in dieſe düſteren Höhlen des Todes führet, kann nur einer nach dem andern, von dem matten Schein einer Fackel erleuchtet, wandern. Wenn man 90 Fuß hinabgeſtiegen iſt, kömmt man an eine Gallerie, wo zwei nebeneinander gehen können. Rechts und links öffnen ſich Gänge, welche unter die Ebene von Montrouge und gegen die Vorſtädte St. Jacque und St. Germain führen. Um ſich in dieſem unermeßlichen Labyrinth von Todtengebeinen finden zu können, hat man an den Gewölben der ganzen Länge nach eine dicke ſchwarze Linie gezogen, welche den verirrten Wanderern in dieſen Schauerhöhlen ſtatt eines ariadniſchen Fadens dienen und ihn zurechtweiſen können. Einige ſchreckbar hervorſtehende Felſen unter-

brechen hier und da in langen Zwischenräumen den einförmigen Anblick dieses ungeheuren Magazins von Menschenknochen. Eine Ruine, welche zu gleicher Zeit die furchtbarste und romantischste Ansicht gewährt, besteht aus herabhängenden Felsen, die, wie es scheint, der leiseste Windeshauch umzustürzen droht. Dieses gräßliche Spiel der Natur haben schon mehrere Dekorationsmaler studirt und benutzt; auch haben in früheren Zeiten schon mehrmals Personen durch Einsturz von Felsenmassen hier ihr Leben eingebüßt, unter ihnen der Soldat, der 1756 unter Richelieu die Expedition nach Minorka mitmachte und später um geringen Taglohn hier arbeitete, und während seiner Feierstunden den Plan des Hafens von Mahon en relief verfertigte, und dabei das Opfer seiner genialen Arbeit wurde. Die Gallerie, in welcher man diese Arbeit, nicht sowohl wegen ihrer Kunst, als wegen der unendlichen Mühe, Geduld und Geschicklichkeit, die sie erforderte, bewundert, heißt noch die Gallerie Port-Mahon.

Wenn man bis an eine Art Vorhalle gekommen ist, so erblickt man im Hintergrunde derselben eine schwarze Thüre zwischen zwei Pilastern, über welche geschrieben steht: Has ultra metas requiescunt beatum spem expectantes. (Jenseits dieser traurigen Grenze ruhen die, welche die ewige Glückseligkeit erwarten.) — Jetzt dreht sich die schwere Thüre knarrend in ihren Angeln, und ein unwillkürlicher Schauer überfällt den so leicht gebrechlichen Sterblichen bei dem ersten Schritt in das unermeßliche Reich der Todten. Die Millionen, deren Gebeine hier ruhen, verlebten schnell ihre Tage auf der rauschenden Oberfläche von Frankreichs Hauptstadt. Niemand weiß mehr von ihnen was zu sagen; friedlich unter einander liegen hier die Schädel, in welchen einst weltumstürzende Pläne reiften, die

Geiſt, Talente, Tapferkeit und Genie zu rühmlichen und nichtswürdigen Thaten trieben, ſo wie die der gemeinen Taſchendiebe, Gauner und Hallunken aller Art. Der vornehme Reiche, der nur in Seide, Sammt, Gold und Purpur gekleidet ging und nur von Silber und Gold die Leckerbiſſen aller Welttheile ſchmauſete, liegt hier friedfertig und ohne Spur von Hochmuth unter einem Haufen von Armen und Bettlern, die zur ſelben Zeit in Lumpen gehüllt, ihre Blößen nicht bedecken konnten, von Unrath und Ungeziefer aufgezehrt wurden und an verſchimmelten Brodrinden nagten. In dieſem dunklen Ozean von Gebeinen ſteht unſer aller Schickſal mit hellflammenden Worten geſchrieben, und wer ihn durchwandert, muß unwillkürlich ſagen: das iſt das Loos, was dich erwartet nach einem kurzen, kurzen Leben. Auch der hochmüthigſte und reichſte Stockfiſch muß hier ſeine große Dummheit erkennen lernen. Hier, wo man die Reſte der großen Gelehrten und Weiſen, der Helden, Prinzen und Könige, nachdem man ſie aus ihren marmornen und ſilbernen Sarkophagen geriſſen, mit denen ohne Unterſchied durcheinander geworfen, welche von den Bettlern herrühren, deren Leichname man kaum in einen Lumpen gehüllt, in die nackte Erde vergrub, oder höchſtens mit einigen tannenen Brettern umhüllte. O vanitas vanitatum. — Fürſten- und Bettlerſchädel ſind hier in ein und dasſelbe Moſaik durcheinander verwendet worden, welche die ungeheure Höhle auf das monotonſte verzieren. Hier und da zeigen ſehr einſylbige Inſchriften an, aus welchen Gottesäckern und Kirchen die Gebeine genommen wurden; auch auf religiöſe, mitunter erhabene Inſchriften ſtößt man. So düſter, ernſt und traurig mahnend aber auch dieſer Ort ſeyn mag, ſo treibt doch nicht ſelten auch Frivolität, Rohheit und ganz gemeine Brutalität hier ihren geiſtloſen Spott, nachdem der erſte Schauder vorüber iſt, und ſelbſt die ſtrengſte

Aufſicht kann es nicht verhüten, daß nicht erbärmliche Zweideutigkeiten ꝛc. an die Wände oder auch auf die Schädel gekritzelt werden. Eine kleine Kapelle mit einem Altar, welche in einem Winkel dieſer Gewölbe liegt, ſcheint zuerſt einigen frommen Seelen religiöſen Troſt zu gewähren, doch man tritt näher und lieſt auf einem Granitſtein die Schreckensworte: „Der 2. September 1792. *) —

Hat man die endlos ſcheinenden Gänge, dieſe unterirdiſchen Gewölbe durchwandelt, ſo kommt man 300 Toiſen öſtlich von der Landſtraße, die nach Orleans führt, an eine Treppe, die wieder an das Tageslicht zu den Lebenden der Oberwelt führt, deren bunt-tolles Treiben man in den erſten Stunden kaum faſſen kann, und durchdrungen von der Vergänglichkeit und Nichtigkeit alles Irdiſchen, ſich in ein großes Tollhaus verſetzt glaubt, wenigſtens ging es dem Verfaſſer dieſes ſo.

Die Börſe.

Zu dieſem prächtigen Tempel des Handelsgottes Merkur, der, wie bekannt, auch der Gott des heilloſen Diebsgeſindels iſt, wurde der Grundſtein unter Napoleon, den 24. März 1808 gelegt. Er ſteht auf dem Platz, wo ehemals das Kloſter der frommen Nonnen von St. Thomas war. Dieſes Gebäude dient ſowohl zu den Verſammlungen der Handelsleute, als auch zugleich zu den Sitzungen des Handelsgerichts. Es bildet ein Parallelogram von 69 Meters Länge (212 Fuß) und 41

*) Der Tag, wo die beſoldeten Bluthunde der Jakobiner die wehrloſen Gefangenen in Paris metzelten.

Die Börse

Metres (126 Fuß) Breite, und iſt mit einer ſchönen Kolonade von 66 Säulen umgeben. Eine große Vorhalle führt rechts zu den Privatſälen der Wechſelſenſale und Makler, eine andere links zu dem Handelstribunal. Der eigentliche Börſenſaal iſt gleicher Erde im Mittelpunkt des Gebäudes; er hat 38 Metres (116 Fuß) Länge und 25 Metres (76 Fuß) Breite. Ganz bequem haben 2000 Perſonen Raum genug in demſelben, und das Licht fällt von oben herab. Noch bevor das ſchöne Gebäude ganz vollendet war, ſtarb (1813) der Baumeiſter Bronguiart. Der Leichenzug deſſelben kam an dem von ihm geſchaffenen Werke vorbei und machte Halt daſelbſt, in dem Augenblicke verließen alle die zahlreichen Arbeiter aller Art die Gerüſte und ſtellten ſich reihenweiſe mit entblößten Häuptern vor die Fronte des Gebäudes, wo der Zug hielt, in ehrfurchtsvoller Stille auf, und erwieſen ſo ihrem verblichenen Meiſter und deſſen Talent ehrerbietig ihre Achtung. Gewiß ehrenvoller als die nichtsſagenden Ehrenbezeigungen von tauſend abgerichteten Maſchinenmenſchen. Der Architekt Labarre vollendete das Werk.

Die Münze.

Zu dieſer ſchönſten Zierde an den Ufern der Seine wurde am 30. Mai 1771 der Grundſtein im Namen Ludwigs XV durch einen Abbé Terrai gelegt. Dieſer faule König ließ faſt alles in ſeinem Namen thun. Aber der talentvolle Baumeiſter des herrlichen Gebäudes war Antoine. Es wurde auf der Stelle errichtet, wo das ehemalige Hotel Conti geſtanden hatte,

das seinerseits schon den Raum, auf welchem das Hotel Nesle gestanden, benutzt hatte. Der mittlere Theil der Façade hat 6 schöne jonische Säulen. Vor dem Attikus des Vorbaues befinden sich 6 schöne Bildsäulen, das Gesetz, die Klugheit, die Stärke, den Handel, den Ueberfluß und den Frieden darstellend. Eine Gallerie umläuft den ganzen großen Hof. Das Innere des Gebäudes entspricht dem Aeußeren vollkommen, und enthält außer den verschiedenen Werkstätten und Arbeitssälen alle Bureaus und Comptoirs der Verwaltung, so wie die Wohnungen der Direktoren und vornehmsten Verwalter.

Die ersten Louisd'ors wurden im Jahr 1640 noch in dem früheren Münzgebäude geschlagen, das in der Straße stand, die jetzt noch die alte Münzstraße genannt wird. Claude von Bouillon war damals Oberintendant der Münze. Als die ersten Goldludwige fertig waren, lud er mehrere der vornehmsten Höflinge zu Tische ein, und ließ zum Nachtisch drei Becken mit diesen neuen Goldstücken serviren, indem er seine Gäste höflich (er hätte es auch grob thun dürfen) ersuchte, so viel davon zu nehmen, als ihnen gefällig wäre. In einem Nu waren die drei Becken leer, und die Gäste, vor Freude ausser sich, liefen mit solcher Eile zu Fuß davon, daß sie ihre Kutschen vergaßen, die ihnen nun leer folgten. Zwei, welche die Einladung abgesagt hatten, wollten sich vor Verdruß ins Wasser stürzen. Man sieht, die Höflinge waren zu allen Zeiten dieselben, mit dem Unterschied, daß wenn sie jetzt auch ganze Goldhaufen aus den Schätzen der Völker erhalten, sie deßhalb doch ihre Kutschen nicht mehr im Stiche lassen.

Die Münze.

Der Platz Ludwig XV mit dem Garde Meuble.

Dieser Platz, der größte zu Paris, wurde 1763 nach den Zeichnungen Gabriels angelegt und 1772 vollendet, und erhielt seinen Namen von einer Reiterstatue, welche den beschränkten Wüstling Ludwig XV, mit Lorbeern gekrönt, in römischer Tracht, aber nach der damaligen Mode schön frisirt und gelockt, darstellte. Dieser Platz liegt zwischen den Tuilerien und den elisäischen Feldern; sechs Zugänge führen zu demselben, seine Länge ist nahe an 800 und seine Breite weit über 600 Fuß. Dieser Platz erhielt durch die Hinrichtung Ludwig XVI eine große historische Wichtigkeit, und war dem unglücklichen Fürsten schon als Dauphin bei seiner Vermählung mit Marie Antoinette von sehr unheilverkündender Vorbedeutung. Die Stadt Paris gab nämlich am 30. Mai 1770 ein Fest zu Ehren der Neuvermählten. Ein Feuerwerk sollte auf dem weitläufigen Platze Ludwig XV abgebrannt werden, wo seit kurzem die Bildsäule dieses Monarchen errichtet worden war. Man arbeitete noch an der Vollendung der Rue royale, welche von diesem Platze auf das Boulevard führt, sie war mit Baumaterialien belegt; unausgefüllte Gruben machten die Passage schwierig. Eine unermeßliche Anzahl Wagen waren in großer Unordnung an dem Quai aufgefahren, und hatten den bequemsten Ausgang dieses Platzes versperrt. Einige Patrouillen, die sich in der Menge verloren, waren bei weitem nicht hinreichend, um die Ordnung zu erhalten und Unfälle zu verhüten. Das Feuerwerk entsprach den Erwartungen nicht, welche sich die Tausende von Zuschauern davon gemacht hatten. Noch ehe das Raketen-Bouquet abgefeuert wurde, verbrannten mehrere Verzierungen von Holz. Zuerst bewunderte man dieses Feuer, indem man glaubte, daß es absichtlich angezündet sey, um dem

Ganzen mehr Wirkung zu geben. Als man aber deſſen ſchnelle Ausbreitung wahrnahm, verwandelte ſich die Bewunderung bald in Schrecken, und Jeder ſuchte ſich ſo ſchnell wie möglich zu entfernen. Die Fußgänger verließen den Quai, weil ſie fürchten mußten von den Wagen und Pferden zermalmt zu werden, und eilten alle nach der Rue royale zu. Schon war die Unordnung ſehr groß, als Taſchendiebe und Spitzbuben dieſelbe durch ihr Geſchrei und Gedränge noch zu mehren ſuchten, um diejenigen beſtehlen zu können, an welche ſie ſich drückten und die ſie herumſtießen. Kein Menſch konnte ſich aus dieſem Gedränge herausfinden, das faſt eben ſo gefährlich als auf einem Schlachtfeld wurde. Schrecklich war die Lage derjenigen, welche Weiber oder Kinder bei ſich hatten. Eine gute halbe Stunde dauerte dieſer Zuſtand, in dem man erdrückt, zerſchlagen, zertreten oder verwundet wurde. Endlich gab es Luft, aber 133 Todte, und eine weit größere Anzahl Verwundeter blieben auf dem Platze liegen. Die Zahl der Schlachtopfer dieſes Tages, denn auch an andern Orten, namentlich an dem Quai der Tuilerien, fanden noch dergleichen Unfälle ſtatt, gab man auf 1200 an. Welche ſchreckliche Nacht für die Bewohner der Hauptſtadt. 24 Stunden eines wüthenden Bürgerkrieges würden nicht mehr Schaden und Unglück angerichtet haben. Viele Perſonen, welche dem Tode zwar entgingen, waren ſo zerdrückt worden, daß ſie unaufhörliches Blutſpeien bekamen. In Todesangſt ſchwebten diejenigen, welche theure Perſonen vermißten: Schrecken und Verzweiflung auf dem Geſichte, eilten ſie auf den Wahlplatz, die Leichname der Erdrückten zu erkennen, unter denen man auch viele von den Dieben und Spitzbuben fand, welche das Meiſte zu der allgemeinen Verwirrung beigetragen hatten; ein ſchlechter Troſt für den ungeheuern Verluſt, den ſo manche brave Familie erlitten hatte.

Man schrie und schimpfte über die Regierung, welche so schlechte Maaßregeln zur Verhinderung eines solchen Unglücks getroffen hatte, und glaubte in Jedem, der ein Amt bekleidete, einen Mitschuldigen zu erblicken. Das Parlament machte bekannt, daß es dem Publikum Genugthuung verschaffen werde; es ließ Erkundigungen einziehen und Untersuchungen anstellen. Aber der Schuldigen fanden sich zu viele und zu bedeutende vor, und — Niemand wurde gestraft oder zur Verantwortung gezogen. Der alte, von Wollust abgestumpfte König, bekümmerte sich um nichts, man verschwieg ihm die Zahl der Umgekommenen und er ließ sich gern hintergehen; desto mehr aber ging dem jungen Dauphin dieß schreckliche Ereigniß zu Herzen; vergebens suchte man ihn davon abzubringen, er erkundigte sich nach den kleinsten Details, und seine junge Gattin schwamm in Thränen. Beide überschickten ihre Einkünfte von einem ganzen Jahre, mit einem rührenden Schreiben begleitet, dem Stadtmagistrate, und ersuchten denselben, die unglücklichsten Familien damit zu unterstützen.

Den 11. August 1792 wurde der steinerne Ludwig XV mit den andern Monumenten der Art zu Paris umgestürzt; ein Dekret der gesetzgebenden Versammlung hatte ihre Zerstörung befohlen. Einige Monate darauf wurde an die Stelle der umgeworfenen Bildsäule eine kolossale Figur, die Freiheit vorstellend, errichtet und der Platz Revolutionsplatz getauft. Diese blieb bis zum 20 März 1800 stehen, wo sie der Consul Bonaparte mit noch andern Denkmälern der Freiheit unter dem Vorwand wegnehmen ließ, daß an ihre Stellen, so wie in allen Departementen Frankreichs, eine große Siegessäule der Freiheit der Nation errichtet werden sollte; es wurde sogar der Grundstein derselben durch Lucian Bounaparte gelegt, die Säule

selbst aber sah man nur auf gemalter Leinwand eine kurze Zeit, und Bonaparte ward Kaiser. Damals wurde der Platz de la Concorde (der Einigkeit) genannt, weil sich auf der gemalten Säule, die um ein Gebälk genagelt war, alle Departemente, allegorisch dargestellt, die Hände reichten. Die Idee war nicht übel, aber auf Leinwand wenig haltbar, so wenig wie Napoleons Kaiserreich. Unter der Schreckensregierung der Blutmenschen fielen hier unzählige Opfer, oft die rechtlichsten, freisinnigsten, ganz unschuldigen Bürger. Den 21. Januar wurde auch hier Ludwig XVI enthauptet, wo seine Vermählung so vielen Menschen das Leben gekostet hatte. Es ist hier an seinem Ort, die letzten Augenblicke des hingerichteten Königs unsern Lesern mitzutheilen. Derselbe war durch Stimmenmehrheit der Conventsmitglieder zum Tode verurtheilt, und es handelte sich nur noch darum, ob die Hinrichtung aufgeschoben werden solle, oder nicht. In der Sitzung vom 19. Januar sprach Marat zuerst hierüber und bestand auf der Nothwendigkeit der schleunigen Vollziehung des Todesurtheils. Buzot, Casaneuve, Thomas Paine und Brissot sprachen für den Aufschub; Thuriot, Couthon, Guffroi, Barbaroux und Barrere für die schleunige Hinrichtung. Buzot sagte gerade heraus: er wisse wohl, daß nur die Parthei des Herzogs von Orleans die Hinrichtung so sehr zu beschleunigen suche. „Man verjage", sprach er, „den Orleans und seine Söhne, dann hört sogleich aller Zwist unter uns auf."

Endlich wurde zum namentlichen Aufruf über die Frage geschritten: ob die Hinrichtung Ludwig Capets aufgeschoben werden solle oder nicht? Nach Endigung derselben fand sich, daß unter 690 anwesenden Mitgliedern 310 für den Aufschub, und 380 gegen denselben gestimmt hatten; demnach war be-

ſchloſſen, daß die Hinrichtung unverzüglich und ohne Aufſchub vorzunehmen ſey.

Die Verſammlung faßte folgenden Beſchluß:

1) Der Nationalconvent erklärte Ludwig Capet, letzten König der Franzoſen, einer Verſchwörung gegen die Freiheit der Nation, und eines frevelhaften Angriffes der Sicherheit des Staates ſchuldig.

2) Der Nationalconvent beſchließt, daß Ludwig Capet die Todesſtrafe erleide.

3) Der Nationalconvent erklärt die von den Vertheidigern Ludwig Capets vor die Schranken gebrachte Schrift, worin er von dem durch den Convent gegen ihn ausgeſprochenen Urtheilsſpruche an die Nation appellirt, für nichtig. Er verbietet, daß irgend Jemand darauf Rückſicht nehme, bei Strafe, als ein Verbrecher gegen die öffentliche Sicherheit der Republik angeklagt und beſtraft zu werden.

Ferner wurde auf Cambaceres Vorſchlag beſchloſſen:

„Daß ſogleich dem vollziehenden Staatsrathe eine Abſchrift des Beſchluſſes, vermöge deſſen Ludwig Capet zum Tode verurtheilt werde, zugeſandt werden ſolle; daß der vollziehende Staatsrath den Auftrag erhalte, Ludwig Capet den Beſchluß bekannt zu machen, denſelben innerhalb 24 Stunden nach der Bekanntmachung vollziehen zu laſſen, und wegen dieſer Vollziehung ſolche Maaßregeln der Sicherheit und der Polizei zu nehmen, die ihm nöthig ſcheinen möchten. Dem Maire und den Bürgerräthen der Stadt Paris ſoll befohlen ſeyn, Ludwig die Freiheit zu laſſen, Umgang mit ſeiner Familie zu haben und diejenigen Geiſtlichen zu ſich zu berufen, welche er in ſeinen letzten Augenblicken zu ſprechen wünſche.

Am 20. Januar, um 3 Uhr des Morgens wurde die Sitzung aufgehoben.

Der Staatsrath bekümmerte sich wenig um das Schicksal des Königs. Lebrun und Garat bedauerten, daß dieser Prozeß angefangen worden und schienen sich vor dem Ausgange zu fürchten. Roland schien zu bedauern, daß er durch seine Anklagen die erste Ursache dieses Prozesses geworden war. Claviere freute sich über die Wendung, welche der Prozeß nahm, denn er hatte einen persönlichen Haß gegen den König. Monge gab sich große Mühe die Anzahl der Feinde des Königs zu vermehren, und war ein erklärter Vertheidiger des Königsmordes. Pache war ein wüthender Feind des Königs. Er trieb seinen Haß gegen denselben so weit, daß seine Frau und seine Tochter auf seinen Befehl in die Kasernen der Marseiller und Föderirten von Stube zu Stube gehen, sich den Soldaten anbieten, und die Lüste derselben stillen mußten, unter der Bedingung, daß diese Soldaten den Kopf des Königs verlangen sollten. Grouvelle behauptete, daß die Würde der Republik diese Bestrafung des Königs erfordere.

Die Girondisten waren größtentheils der Meinung, daß man den Prozeß des Königs gar nicht hätte anfangen sollen, und sie stimmten meistens deßwegen für das Todesurtheil, weil sie wußten, daß sonst die Maratisten einen Aufstand erregen, und während desselben die königliche Familie im Tempel ermorden würden. Sie gestanden es offenherzig, daß dieß der Grund wäre, warum sie für den Tod des Königs gestimmt hätten. Da sie einsahen, daß sie ihn doch nicht zu retten vermochten, so wollten sie lieber, daß er durch das Schwert der Gerechtigkeit, als unter den Dolchen der Mörder falle.

Am Vormittage des 20. Januars versammelte sich der

Staatsrath. Der Justizminister Garat hatte in demselben den Vorsitz. Nach geendigter Berathschlagung begaben sich Garat, Roland, Grouvelle, der Maire und zwei Aufseher der Abtheilung von Paris, nach dem Tempel in das Gefängniß des Königs. Um 2 Uhr Nachmittags langten sie daselbst an. Garat, welcher dem König das Todesurtheil vorlesen sollte, war höchst erschüttert. Er stammelte und konnte nicht zum Worte kommen, Der König sah ihn mit unerschrockner Miene an. Er wußte schon, daß er zum Tode verurtheilt war, denn am Abend des 18. hatte bereits Malesherbes ihn mit den Worten angeredet: „Fürst, Sie haben Muth, ich darf Ihnen also nicht verhehlen, daß Sie zum Tode verurtheilt sind;" worauf der König antwortete: „Recht gut, so bin ich nicht länger in Ungewißheit."

Endlich sprach Garat leise und stammelnd: „Ludwig! Der vollziehende Staatsrath hat Befehl, Ihnen den gestrigen Beschluß des Nationalconvents bekannt zu machen." Der Sekretär Grouvelle las den Beschluß ab. Der König stand während der ganzen Zeit der Vorlesung ruhig vor dem Sekretär und hörte geduldig zu, ohne zu klagen. Nur bei dem Eingange als Grouvelle las: „Der Nationalconvent erklärt Ludwig Capet, letzten König der Franzosen, einer Verschörung gegen die Freiheit der Nation und eines frevelhaften Angriffs der Sicherheit des Staates schuldig," sagte der König mit gerührter Stimme: „einer Verschwörung gegen die Freiheit der Nation und eines frevelhaften Angriffs der Sicherheit des Staates?" — Bald nachher setzte er hinzu: „man hat Unrecht mich der Verrätherei zu beschuldigen; ich habe es immer gut gemeint und aufrichtig das Wohl meiner Mitbürger zu befördern gesucht."

Nachdem Grouvelle mit dem Vorlesen fertig war, zog der König eine Schrift aus der Tasche, sagte, was sie enthalte,

und erſuchte Garat, dieſelbe dem vollziehenden Staatsrathe einzuhändigen. Garat erwiederte, es komme dem Staatsrathe nicht zu, über die Forderungen des Königs zu entſcheiden, er werde aber unverzüglich dieſe Schrift dem Convente vorlegen, welche einige in derſelben enthaltene Punkte bereits genehmigt habe. Nachher entließ der König dieſe Todtesboten mit ſo viel Anſtand und Würde, daß ſelbſt Garat, ein Werkzeug der Feinde des Königs, nicht ohne Rührung dieſen Auftritt in der Folge zu erzählen vermochte.

Noch verlangte der König, daß man ihm erlauben möchte, ſeinen Beichtvater, einen irländiſchen Prieſter, Namens Edgeworth, zu ſprechen.

Die Schrift, welche der König übergeben hatte, war folgenden Inhalts:

„Ich verlange einen Aufſchub von drei Tagen, um mich vorzubereiten, in der Gegenwart Gottes zu erſcheinen. Ich verlange zu dieſem Ende, daß es mir erlaubt ſey, Denjenigen, deſſen Namen ich den Mitgliedern des Bürgerrathes anzeigen werde, frei zu ſprechen, wie auch, daß derſelbe wegen des Liebesdienſtes, den er mir erzeigen wird, ganz außer Furcht und Beſorgniß geſetzt werde. Ich verlange von der unaufhörlichen Aufſicht, welche der Bürgerrath ſeit einigen Tagen über mich ausübt, befreit zu werden. Ich verlange während dieſer Zeit, ſo oft ich es nöthig finde, mit meiner Familie, und zwar ohne Zeugen, mich unterhalten zu können. Ich wünſche ſehr, daß ſich der Nationalconvent ſogleich mit dem Schickſale meiner Familie beſchäftigen und derſelben erlauben möchte, ſich frei und auf eine ſchickliche Weiſe an denjenigen Ort zu begeben, den ſie wählen würde. Ich empfehle der Wohlthätigkeit der Nation alle diejenigen Perſonen an, die in meinem Dienſte waren. Es

ſind viele darunter, deren ganzer Reichthum in ihrer Stelle beſtand, und die jetzt, da ſie keinen Gehalt mehr bekommen, in Dürftigkeit ſeyn müſſen — vorzüglich diejenigen, die bloß von ihrem Gehalt lebten. Unter denen, die eine Penſion erhielten, befinden ſich viele Greiſe, Weiber und Kinder, welche nur von ihrer Penſion lebten.

Geſchrieben in dem Thurme des Tempels,
am 20. Januar 1793.

Der Convent beſchloß: „Daß es dem Könige frei ſtehe, denjenigen Geiſtlichen zu ſich kommen zu laſſen, den er verlangen würde, und mit ſeiner Familie ohne Zeugen ſich zu unterhalten; auch ſollte der Staatsrath ihm zu wiſſen thun, daß die Nation, welche jederzeit großmüthig und gerecht handle, ſich ſeiner Familie annehmen werde.“ Die Bitte, welche die Perſonen in ſeinem Dienſte betraf, wurde, ſo wie die Bitte, die Hinrichtnng noch drei Tage lang aufzuſchieben, verweigert.

Der Miniſter kam in den Tempel zurück, und berichtete dem Könige, daß der Convent die meiſten ſeiner Forderungen gewähre; er ſetzte aber hinzu, die Bitte, um Aufſchub der Hinrichtung, iſt nicht bewilligt. „Nun ſo muß ich mich darein ergeben,“ erwiederte der König.

Nachdem der Juſtizminiſter weggegangen war, gab der König einem Commiſſär des Bürgerrathes einen Brief an Edgeworth, den er in ſeinen letzten Augenblicken um ſich zu haben wünſchte.

Der Vater Edgeworths war ein proteſtantiſcher Prediger aus einem guten irländiſchen Hauſe. Er ging zur römiſch-katholiſchen Kirche über, und ließ ſich in Frankreich nieder, wo

er seinen Sohn selbst zum römisch-katholischen Priester erzog. Dieser empfahl sich so sehr durch sein gutes Betragen und seinen vortrefflichen Charakter, daß ihn die Prinzessin Elisabeth zu ihrem Beichtvater wählte. Dadurch lernte ihn der König kennen und hochschätzen.

Drei von dem Bürgerrathe abgesandte Soldaten überbrachten Edgeworth den Brief des Königs. Der Brief enthielt die Bitte um geistlichen Beistand, mit dem Ansuchen an Edgeworth, daß er, wenn er entweder aus Furcht vor den Folgen oder aus anderen Ursachen, nicht geneigt wäre, diese Bitte zu erfüllen, sich bemühen möchte, einen andern, weniger bedenklichen Geistlichen aufzusuchen.

Edgeworth antwortete den Soldaten, er werde ihnen sogleich nach dem Tempel folgen. Seine Mutter und Schwester wohnten damals in der Nachbarschaft von Paris. Er ersuchte die Frau von Argbuge, in deren Hause er sich aufhielt, seine Verwandten von dem Vorgange nichts wissen zu lassen, denn er sah, daß diese Dame selbst sehr erschrocken war, und befürchtete, sie möchte jene mit ihrer Besorgniß anstecken.

Zuerst wurde Edgeworth vor die im Tempel sitzenden Commissarien geführt und nachher zu dem Könige. Gleich bei seinem Eintritte in das Zimmer des Königs, äußerte er so viel Ehrerbietung und Rührung, daß der unglückliche Fürst dadurch ganz erschüttert in Thränen ausbrach, und einige Augenblicke nichts vorbringen vermochte.

Endlich sagte er: „Verzeihen Sie mir, Herr Edgeworth, ich bin seit einiger Zeit der Gesellschaft von Männern Ihrer Art ganz ungewohnt.“

Nachdem der König einige Zeit lang mit seinem Beichtvater allein gewesen war, glaubte er Stärke genug gefaßt zu haben, um eine Zusammenkunft mit seiner Familie ertragen zu können. Die Königin, die Prinzessin Elisabeth, der Kronprinz und die Kronprinzessin wurden in sein Zimmer geführt. — Kein Trauerspieldichter hat jemals einen ähnlichen Auftritt gemalt, als der hier wirklich Statt fand. Die handelnden Personen, welche vor Kurzem noch in der glänzendsten Lage der Welt sich befanden, waren jetzt vom Gipfel des Glückes in den tiefsten Abgrund des menschlichen Jammers hinabgestürzt.

Der König war freilich zuweilen unaussprechlich erschüttert, dennoch behielt er seine Fassung bis zum letzten Augenblicke. Bei dem Abschiede äußerte die Prinzessin Elisabeth: sie hoffe ihn am folgenden Morgen wieder zu sehen. Der König ließ ihr diese Hoffnung. Die Königin war taub gegen alle Worte des Trostes. Durch keine Rücksicht ließ sie sich abhalten, ihren Unwillen gegen die Feinde ihres Gemahls in den heftigsten Ausdrücken zu zeigen. Sie zerschlug sich ihre Brust, zerraufte sich die Haare, wälzte sich auf der Erde, und brach in ein fürchterliches Aechzen und in ein Jammergeschrei aus, welches sogar das felsenharte Herz der vor dem Zimmer lauernden Jakobiner zu erweichen vermochte.

Nachdem sich die Familie entfernt hatte, stand der König eine Zeit lang sprachlos und sah starr auf den Boden. Endlich sagte er mit einem tiefen Seufzer: „das war ein schrecklicher Augenblick.“ Bald nachher erkundigte er sich mit vieler Theilnahme bei Edgeworth nach dem Schicksale verschiedener Personen, die er für seine Freunde hielt, und nach verschiedenen Geistlichen, die man grausam verfolgt hatte. Er freute sich zu

hören, daß viele derselben nach England entkommen wären und daselbst eine günstige Aufnahme gefunden hätten. Edgeworth bewog den König, sich einige Stunden niederzulegen.

Am 21. Januar, Morgens um fünf Uhr, stand der König auf und verlangte die Messe zu hören. Edgeworth berichtete den im Tempel befindlichen Commissären das Verlangen des Königs. Sie machten Einwürfe dagegen. Edgeworth hob aber dieselben, indem er sagte: man könne den dazu nöthigen geistlichen Schmuck, so wie alles andere, was die Feierlichkeit erfordere, aus einer benachbarten Kirche entlehnen. Hierauf bemerkte Einer von den Commissären, man habe Beispiele von Leuten, die durch das Nachtmahl vergiftet worden seyen. Diesem Vorwurf setzte Edgeworth weiter nichts, als die ruhige Antwort entgegen, daß die Commissäre die Hostie selbst besorgen möchten.

Alles Erforderliche wurde endlich herbeigeschafft. Edgeworth las die Messe und reichte dem Könige das Nachtmahl. Dann erinnerte er den König, daß seine Familie, ehe er den Tempel verlasse, ihn zu sehen erwarte. Der König befürchtete aber, er möchte nicht standhaft genug seyn, eine zweite Zusammenkunft zu ertragen. Außerdem wünschte er, den Seinigen die Todesangst eines solchen Auftritts zu ersparen.

Um halb neun Uhr kam Santerre und berichtete dem Könige, daß er Befehl habe, ihn nach dem Richtplatze zu begleiten. Nun blieb der König noch drei Minuten mit seinem Beichtvater allein, dann trat er in das Vorzimmer, woselbst Santerre zurückgeblieben war, und sagte: „wir können gehen, ich bin bereit.“ Indem er die Treppe herunter und in den

Hof hinabſtieg, erſuchte er die Commiſſäre, gewiſſe Perſonen, die ſich in ſeinem Dienſte befanden, dem Bürgerrathe zu empfehlen. Hierauf wollte er von Herrn Edgeworth Abſchied nehmen, weil er nicht erwartete, daß ihn dieſer weiter als bis hierher begleiten würde. Edgeworth ſagte: „Mein Beiſtand iſt noch nicht zu Ende.“ — „Was?“ erwiederte der König, „Sie wollen mich noch weiter begleiten?“ — „Ja“, ſagte der Beichtvater, „bis ans Ende.“

Nun ging der König mit feſten Schritten über den Hofplatz und ſtieg in die Kutſche des Maire. Sein Beichtvater ſaß ihm zur Seite. Auf dem Vorderſitze befanden ſich Gensd'armerie-Offiziere. Ein Mitglied des Bürgerrathes und zwei Offiziere der Bürgermiliz folgten in einem andern Wagen.

Auf dem Wege von dem Tempel nach dem Revolutionsplatze (dem Platze Ludwigs XV) betete der König Todesgebete. Sein ganzes Betragen zeigte chriſtliche Ergebenheit in ein unvermeidliches Schickſal.

Als der Wagen bei dem Blutgerüſte, welches an dem Fußgeſtelle der am 10. Auguſt zertrümmerten Bildſäule Ludwigs XV errichtet wurde, angekommen war, und ſtill hielt, ſagte der König: „Jetzt ſind wir da.“ Hierauf beſtieg er mit feſtem Schritte das Blutgerüſt und betrachtete einige Augenblicke die unzählbare Menge des Volkes. Dann kehrte er ſich mit einem tiefen Seufzer gegen den Palaſt der Tuillerien, und ſah ſtillſchweigend nach ſeiner vormaligen königlichen Wohnung, in deren Angeſicht man auf eine gransame Weiſe das Blutgerüſte aufgeſtellt hatte. Der Platz war außer einer unermeßlichen Menge von Zuſchauern mit fünfzehn bis zwanzigtauſend 'bewaffneten Bürgerſoldaten beſetzt. Zunächſt um das Blutgerüſt ſtellte ſich

ein beträchtliches Corps Reiterei unter Anführung Santerre's auf. In einiger Entfernung ſtanden mehrere mit Kartätſchen geladene Kanonen gegen das Schaffot gerichtet. Der König trug einen bräunlichen Ueberrock und darunter ein dunkleres Kleid. Drei Henkersknechte packten ihn und wollten ihm ſeinen Ueberrock und ſein Kleid ausziehen; er aber ſtieß ſie zurück und entkleidete ſich ſelbſt. Hierauf legten ſie ihm ein weißes Kamiſol an, welches den Hals frei ließ. Dann ſchnitten ſie ihm die Haare ab. Als ſich der eine der Henker mit dem Stricke näherte, um dem Könige die Hände auf den Rücken zu binden, äußerte der König abermals Unwillen und widerſetzte ſich dem Binden. Als ihn aber Edgeworth erinnerte, daß der Erlöſer der Menſchen ſich habe die Arme binden laſſen, wurde der König nachgiebig, und ließ ſich ohne Widerſtand binden.

So ſtand nun der gute König gebunden auf dem Blutgerüſte. Er betrachtete die ſchreckliche Todesmaſchine aufmerkſam, und trat zwei Schritte bei derſelben vorbei auf den Rand des Schaffots, in der Abſicht zu ſprechen, wie man aus einer Bewegung ſeines Kopfes ſchließen konnte. Sogleich verſtummte die Muſik, und der König ſagte mit lauter Stimme: Franzoſen! Ich ſterbe unſchuldig. Ich vergebe allen meinen Feinden, und wünſche, daß Frankreich . . . .“

Santerre ſchrie: „Man muß ihn nicht hören, man muß ihn nicht hören; das iſt gar nicht der Augenblick zu ſprechen.“ Dabei gab er den Trommelſchlägern ein Zeichen und befahl den Scharfrichtern, ihr Amt zu verrichten. Das Wirbeln der Trommeln erſtickte die Stimme des Königs.

Der König ſtand bei dieſem Lärmen unbeweglich. Schmerz und Erſtaunen über eine ſolche Härte ſeiner unverſöhnlichen

Feinde war auf ſeinem Geſichte ausgedrückt. Einer der Scharfrichter packte ihn jetzt und zog ihn. Der König folgte nach einem leichten Widerſtande ganz gelaſſen und ſtellte ſich der Maſchine gegenüber, ſchien die Entfernung zu meſſen, und legte ſich hinein. Der Beichtvater legte ſein Haupt, knieend, dicht an das Haupt des Königs, und rief laut: „Sohn des heiligen Ludwigs! erhebe dich zum Himmel!“ Das Beil fiel. Edgeworths Geſicht wurde mit dem Blute des Königs beſprützt. Der Kopf blieb mit der Unterhaut des Halſes am Rumpfe hangen, und mußte abgeriſſen werden. Der abgeſchlagene Kopf wurde bei dem Schopfe empor gehalten und dem verſammelten Volke gezeigt. Es entſtand ein lautes Jubelgeſchrei: „Es lebe die Nation! Es lebe die Republik!“ Die Hüte und Mützen flogen in die Höhe, während andere ihre Schnupftücher in das hervorſtrömende Blut tauchten. Die Henkersknechte tauchten ihre Hände in das Blut und machten den Umſtehenden unter lautem Lachen Schnurrbärte damit.

Der Leichnam wurde auf einen Karren gelegt, und in dem Kirchhofe der Magdalenenkirche in ein, zwölf Fuß tiefes, zum Theil mit ungelöſchtem Kalk angefülltes Grab geworfen.

Auf den Geſichtern der unzählbaren Zuſchauer bemerkte man weder Mitleid, noch Gefühl der begangenen Ungerechtigkeit. Die meiſten zeigten eine grimmige Freude, die übrigen eine dumme Neugierde. Gleich nach der Hinrichtung tanzten die Umſtehenden die Carmagnole um das Blutgerüſt. Niemand wagte es auch nur eine Thräne zu vergießen. Die Bedienten des Königs, die von ihm mit Wohlthaten überhäuft worden waren, ſtanden zunächſt am Blutgerüſte und zeigten ſich am blutgierigſten.

Am Abende deſſelben Tages waren alle Schauſpielhäuſer gedrängt voll, und drei Tage nachher ſprach man nicht einmal mehr von dieſer ſchrecklichen Hinrichtung. Die Standhaftigkeit, die Seelengröße und der Muth, mit denen der König ſtarb, übertreffen alle Beſchreibung. Ein wüthender Republikaner, der Engländer Marwell, welcher ſich in dem Gefolge Santerre's dicht neben das Blutgerüſt gedrängt hatte, um das Schauſpiel eines Königsmordes recht genießen zu können, ſah ſich gezwungen, zu geſtehen: daß der König mit einer Seelengröße, mit einer Faſſung geſtorben ſey, auf welche nicht einmal die gewaltſame Verhinderung zu reden, Eindruck gemacht habe; mit einer Seelengröße, welche die Erwartung der Umſtehenden weit übertroffen, ſie tief erſchüttert und ihre Bewunderung erregt habe. Marwell ſagt ferner: der König habe, als er aus dem Gefängniſſe geführt worden, und in den Wagen geſtiegen ſey um zum Blutgerüſte zu fahren, ſich ſo frei und heiter umgeſehen, als wenn es zu einer Spazierfahrt ginge; eben dieſe Gemüthsruhe habe der König auch während des Zuges, während des Wartens, beim Ausſteigen und beim Auskleiden gezeigt, wobei er ſelbſt mitgeholfen und es nur äußerſt langſam habe geſchehen laſſen. Die religiöſen Geſinnungen des Königs, ſeine Zuverſicht, in ein beſſeres Leben überzugehen, wo ſeine Unſchuld ſowohl, als die Rechtſchaffenheit ſeiner Denkungsart würde anerkannt werden, machten ihm den Tod nicht nur leicht, ſondern auch erwünſcht. Der Heldenmuth, mit welchem der König ſtarb, dieſer auffallende Beweis ſeiner erhabenen Denkungsart war für ſeine Mörder ein Vorwurf. Sie ſuchten daher denſelben wegzuleugnen, und erfanden zu dieſem Ende ein Gerücht, welches vorzüglich der als Schriftſteller bekannte Champfort zu verbreiten ſich ſehr angelegen ſeyn ließ. Der König ſoll nämlich

bis auf den letzten Augenblick immer noch gehofft haben, begnadigt zu werden, und er ſoll, als ihn die Henkersknechte angriffen und er bemerkte, daß er wirklich werde hingerichtet werden, ausgerufen haben: „Ach! ich bin verloren! ich bin verloren!“ Champfort behauptete ſogar, dieſen Umſtand von dem Scharfrichter Samſon ſelbſt gehört zu haben, und ließ dieſe Erzählung in zwei Zeitſchriften, in den Thermometer Nro. 418 und in das Journal von Brüſſel Nro. 42 einrücken.

Bei dieſer Erdichtung erwachte das Gefühl für Gerechtigkeit und Wahrheit ſogar in der Seele des Scharfrichters, und dieſer ließ in mehrere franzöſiſche Zeitblätter Folgendes einrücken:

„Als Ludwig aus dem Wagen ſtieg, ſagte man ihm, er müſſe das Kleid ausziehen. Er machte einige Schwierigkeit, und ſagte, er könne ſo hingerichtet werden wie er ſey. Da man ihm vorſtellte, dieß ſey unmöglich, half er ſelbſt mit, ſein Kleid ausziehen. Er machte eben dieſe Schwierigkeit, als die Hände ihm gebunden werden ſollten; doch gab er ſie ſelbſt her, als ihm die Perſonen, die bei ihm waren zuredeten, dieſes letzte Opfer zu bringen. Hierauf fragte er, ob die Trommeln immerfort würden gerührt werden? Es wurde ihm geantwortet: man wiſſe es nicht, und das war die Wahrheit. Er beſtieg das Blutgerüſt und wollte vortreten, um zu ſprechen; man ſtellte ihm aber vor, dieß könne nicht geſchehen. Darauf ließ er ſich an die Stelle führen, wo man ihn feſt band und rief ſehr laut: „Volk ich ſterbe unſchuldig!“ Nachher wandte er ſich gegen uns und ſprach: „Meine Herren! ich bin unſchuldig an dem, deſſen man mich anklagt; ich wünſche, daß mein Tod das Wohl der Franzoſen befördern möge!“ — Dieß waren

seine letzten Worte. Der kleine Streit am Fuße des Blutgerüstes betraf blos das Ausziehen des Kleides und das Binden der Hände. Er wünschte auch, sich selbst die Haare abzuschneiden. Wenn man der Wahrheit die Ehre geben will, so muß man gestehen, daß er alles mit einer erstaunenswürdigen Kaltblütigkeit und Festigkeit ertragen hat. Ich bin überzeugt, daß er diese Eigenschaften aus den Grundsätzen der Religion geschöpft hatte, von denen niemand inniger durchdrungen seyn kann, als er es zu seyn schien. Diesen Brief können Sie bekannt machen, er enthält die reine Wahrheit.

Am 23. Februar 1793.

Samson, Scharfrichter.

Nach geschehener Hinrichtung stattete Roux, vormals Priester, nunmehr Commissär des Bürgerrathes, demselben folgenden Bericht ab:

„Wir kommen, von dem Auftrage, den wir erhalten hatten, Bericht abzustatten. Wir begaben uns nach dem Tempel, und kündigten daselbst dem Tyrannen an, daß die Stunde seiner Hinrichtung gekommen sey. Er verlangte, einige Minuten mit seinem Beichtvater allein zuzubringen. Er wollte uns hierauf ein Päckchen übergeben, um Euch (dem Bürgerrathe) dasselbe zu überreichen; wir bemerkten ihm aber, daß wir keinen andern Auftrag hätten als den, ihn zum Blutgerüste zu begleiten; worauf er antwortete: da haben Sie Recht. Er überreichte hierauf das Päckchen einem unserer Collegen, empfahl seine Familie und verlangte, daß Clery, sein Kammerdiener, der Königin Kammerdiener seyn möchte. Schnell unterbrach er sich und sagte: meiner Frau Kammerdiener. Ueberdieß bat er, daß man seine alten Bedienten nicht vergessen möchte.

Dann ſagte er zu Santerre: nun laßt uns gehen. Er ging durch einen Hof zu Fuß und ſtieg erſt im zweiten in den Wagen. Auf dem Wege herrſchte das allertiefſte Stillſchweigen. Es fiel nicht das Mindeſte vor. Wir begaben uns in die Canzlei des Seeminiſters, um über die Hinrichtung ein Protokoll aufzuſetzen. Wir folgten Capet mit den Augen bis unter die Köpfmaſchine. Um zehn Uhr und zehn Minuten kam er an. Er brauchte drei Minuten, um aus ſeinem Wagen zu ſteigen. Er wollte zu dem Volke ſprechen; Santerre widerſetzte ſich — und ſein Kopf fiel."

Darauf ſagte Santerre: „Man hat Euch ſo eben von allem was vorgefallen iſt, einen genauen Bericht abgeſtattet. Ich muß die bewaffnete Macht loben, die ſich im höchſten Grade gehorſam gezeigt hat. Ludwig Capet wollte zum Volke um Mitleid ſprechen, ich habe ihn aber daran verhindert, und das Geſetz vollziehen laſſen."

Am Tage der Hinrichtung (am 21. Januar 1793) verſammelte ſich der Convent. Benedikt Leduc bat ſich den Leichnam des hingerichteten Königs aus, um denſelben zu Sens in der Gruft beiſetzen zu laſſen, in welcher der Leichnam des Vaters des Königs beigeſetzt worden war. Die Bitte wurde auf Chabots Vorſchlag verweigert. Nachher entſtanden Privatſtreitigkeiten und Zankereien zwiſchen den Mitgliedern. Endlich überſandte der Bürgerrath das Protokoll über die Hinrichtung des Königs. Man wollte daſſelbe vorleſen, Lemarque aber ſagte: „Jetzt, da der Tyrann todt iſt, ſind ſeine Verbrechen getilgt. Laſſet uns die Tyrannei bekriegen und den Tyrannen vergeſſen." Nach dieſer Bemerkung fuhr der Convent in ſeinen Debatten fort und das Protokoll wurde nicht geleſen.

Der Kammerdiener des Königs, Clery, überreichte dem Bürgerrathe folgende Dinge, welche ihm von dem Könige an ſeinem Todestage überreicht worden waren: 1) einen goldnen Ring, denſelben, welchen der König bei ſeiner Vermählung von der Königin als Trauring empfangen hatte. Es ſtanden darauf die Buchſtaben M. A. A. A. (Maria Antonia, Archiduc. Austriae) nebſt dem Datum, 19. April 1770. Dieſen Ring bat der König, ſeiner Gemahlin zu übergeben und ihr dabei zu ſagen, er trenne ſich ungern von ihr. 2) Ein dreiſeitiges Siegel, an einer Uhr zu tragen. Auf der einen Seite war das Wappen von Frankreich, auf der zweiten der Namenszug des Königs, L. (Louis), auf der dritten ein mit dem Helm bedeckter Kopf eines Kindes. Dieſes Siegel bat der König dem Kronprinzen zu übergeben. 3) Ein kleines Päckchen, auf welchem von der Hand des Königs geſchrieben ſtand: „Haare von meiner Frau, meiner Schweſter und meinen Kindern.“ In dem Päckchen waren vier andere kleine Päckchen, mit Haaren enthalten. Dieſes Päckchen erſuchte der König den Kammerdiener ſeiner Gemahlin zu überreichen und ihr zu ſagen, ſie möchte ihm verzeihen, daß er ſie vor ſeinem Tod nicht noch einmal geſprochen habe, er habe ihr den Schmerz einer ſo ſchrecklichen Trennung erſparen wollen.

Der Bürgerrath befahl Clery, dieſe Dinge aufzubewahren. Die Perſonen, denen der König dieſelben beſtimmt hatte, konnten ſie alſo nicht erhalten, und der letzte Auftrag des Königs blieb unerfüllt.

Das Garde Meuble der Krone, welches auf der Mitternachtſeite des Platzes liegt und in dem jetzt das Miniſterium

des Innern seinen Sitz hat, wurde 1760 erbaut. Es war dazu bestimmt, alle Seltenheiten, Kostbarkeiten, Juwelen, seltene Waffen ꝛc., der Krone gehörig, aufzubewahren, und enthielt in der That seltene Schätze jeder Art, die in vielen Sälen vertheilt und aufbewahrt wurden. Hier war auch der berühmte Diamant, der Regent genannt, den die Könige von Frankreich oft als Knopf auf ihrem Hut trugen, den aber Napoleon auf seinen Degenknopf hatte fassen lassen. Er war mit noch vielen andern Kostbarkeiten in der Nacht vom 16. auf den 17. September 1792 mittelst Einbruch gestohlen worden, doch wurden später viele der Diebe, 21 an der Zahl, verhaftet, und die meisten der gestohlenen Gegenstände kamen wieder zum Vorschein.

Während der Schreckenszeit ging folgende so schauerliche als abentheuerliche Sage in ganz Paris von Mund zu Mund, und es fehlte nicht an Leuten, welche die Wahrheit derselben auf das feierlichste betheuerten und sogar verbürgen wollten.

Einen jungen Maler, der eben von einem ziemlich lärmenden Abendschmaus heimkehren wollte, führte sein Weg über den Revolutionsplatz. Sein Kopf war etwas schwerer als gewöhnlich und der Schaum des genossenen Champagner brauste noch in seinem Kopfe, als er bei hellem Mondschein eine schlanke, schwanenweiß gekleidete Frauenzimmergestalt an dem Fuße des Blutgerüstes, den Kopf auf die Hand gestützt, bemerkte. Der junge Maler ging auf sie zu, redete sie an und fragte sie, wie sie zu dieser Stunde an einen so schrecklichen Ort käme. Das Mädchen hob langsam ihr Haupt in die Höhe, blickte den jungen

Mann mit wehmüthig bedeutungsvollen Augen an, und ließ ſodann den Kopf wieder in die vorige Stellung ſinken. Jetzt lud ſie St. Croix, ſo nannte ſich der Maler, ein, dieſen Ort zu verlaſſen und noch eine Promenade im Mondſchein mit ihm zu machen. Das Mädchen willigte ſtillſchweigend ein, erhob ſich langſam von ihrem Sitze und nahm den ihr angebotenen Arm an. Beide wandelten eine Zeit lang in den elyſäiſchen Feldern und den zunächſt gelegenen Straßen auf und ab, aber das Frauenzimmer gab auf keine der Fragen, welche St. Croix an ſie richtete, Antwort, ſondern drückte ihren Willen nur durch Schütteln oder Nicken des Kopfes aus, und war durchaus nicht zu bewegen mit ihrem Begleiter in ein Kaffeehaus oder in eine Reſtauration oder einen andern öffentlichen Ort zu gehen, wie ihr derſelbe dieſes zu wiederholten Malen vorſchlug. St. Croix bat ſie nun, ihm in ſeine Wohnung zu folgen, nachdem er lange noch vergeblich nach der ihrigen gefragt hatte, wobei ſie immer die Augen gegen die Sterne richtete. — Sie gab nun ihre Einwilligung durch Kopfnicken zu erkennen, und beide langten nach einer viertel Stunde Weges in der rue St. Appoline an, wo St. Croix die Thür öffnete, und ſeine ſtumme Begleiterin drei Treppen hoch in ſein Wohnzimmer führte. Er ſchlug Licht und erblickte eine todtenblaſſe Schönheit, die nur um den Hals einen ganz ſchmalen rothen Streif, kaum von der Breite einer Meſſerklinge hatte, den er zwar auch ſchon im Mondſchein bemerkt hatte, aber für ein ſchmales Bändchen oder etwas dergleichen gehalten hatte. Er fragte auch nach der Urſache dieſes Streifes, konnte aber auch jetzt keine andere Antwort als ein leiſes Kopfſchütteln erhalten. Er fing nun an, die ſchöne Stumme zu liebkoſen und zudringlich zu werden, und ſie widerſetzte ſich lautlos keiner

dieſer immer feuriger werdenden Liebkoſungen, ſondern blieb die ſtille Dulderin unter allen Umſtänden. Schon lange war Mitternacht vorüber und der anbrechende Morgen nicht mehr fern, als auf einmal das Mädchen von dem Ruhebette aufſprang, der Thüre zueilte, und wie ein Zephirlüftchen der Treppe hinabglitt; St. Croix folgte ihr nach und konnte trotz aller Eile ihr nicht näher als auf 50 Schritte kommen. Sie begab ſich auf dem kürzeſten Weg nach dem Revolutionsplatz, fiel an dem Fuß des Schaffots bewegungslos nieder; und als ihr nächtlicher Geſellſchafter ſie daſelbſt erreichte, da — man denke ſich deſſen Entſetzen — fand er das Mädchen, den Rumpf vom Kopf getrennt daſelbſt liegen und fiel bewußtlos nieder. — Der Tag graute, es wurde lebendig; Leute fingen an zu gehen und zu kommen; einer derſelben brachte ihn wieder zu ſich ſelbſt, doch das war nicht wohl möglich, denn St. Croix ſprach unverſtändliche Worte, verfiel in einen dumpfen Wahnſinn und gab nach drei Tagen den Geiſt auf, nachdem er noch zuvor dieſe grauenvolle Begebenheit in einem lichten Augenblicke mit allen Nebenumſtänden den Perſonen die an ſeinem Sterbebette waren, erzählt hatte. — Den Tag bevor ihm dieſes begegnete, war das reizende Fräulein von G .... auf den Befehl des ſtupiden Bluthund Robespierre guillotinirt worden. — Es gab viele Perſonen die noch lange nachher dieſes Paar in der Mitternachtsſtunde die Ronde um dieſen Platz machend, geſehen haben wollten.

Anfangs April 1814 erhielt der Platz wieder ſeine erſte Benennung nach Ludwig XV.

Platz Ludwig XV.

ST SULPICIUS KIRCHE

Paris.

Die St. Sulpicius-Kirche.

Dieſer ſchöne chriſtliche Tempel liegt zwiſchen dem Platz dieſes Namens und der Palatinſtraße. Seine erſte Entſtehung verliert ſich in das 12. Jahrhundert. Als im 16. Jahrhundert die Bevölkerung der Vorſtadt St. Germain immer zahlreicher wurde, mußte man auch an die Erweiterung der Hauptpfarrkirche derſelben denken. Unter Ludwig XII. und Franz I. erhielt ſie einen Seitengang mehr und 1614 ſechs Seitenkapellen; indeſſen waren alle dieſe Erweiterungen nicht hinreichend, und 1643 wurde beſchloſſen, die Kirche von Grund auf neu zu bauen. 1646 ging man an das Werk; der Baumeiſter Gamart wurde mit der Leitung des neu zu errichtenden Gebäudes beauftragt, und der Herzog Gaſton von Orleans legte den Grundſtein. Nachdem man 9 Jahre nach dem entworfenen Plane gebaut hatte, wurde man erſt gewahr, daß dieſes Gebäude nicht Raum genug haben würde, und man fing das Werk faſt von Neuem nach Lourbeaus Zeichnungen an. Jetzt war es Anna von Oeſtreich, welche 1655 den Grundſtein legte. Nachdem

der Bau 1678 aus Mangel an Fonds unterbrochen worden war, wurde er nach manchen Schwierigkeiten erſt 43 Jahre ſpäter fortgeſetzt, und endlich mit Hülfe von Lotteriegelder erſt im Jahr 1749 vollendet, nachdem die Kirche aber ſchon 1745 eingeweiht worden war. Die Schönheit ihres Portals, nach Servandoni's Zeichnungen, iſt überraſchend, und daſſelbe trägt das Gepräge der Erhabenheit, und imponirt durch die vollendete Uebereinſtimmung aller ſeiner Theile. 384 Fuß iſt ſeine Länge, und hat eine doriſche und eine joniſche Säulenreihe. Die beiden Thürme, welche es flankiren, ſind 6' höher, als die an Notre-Dame. Zwiſchen ihnen hatte Servandoni einen breiten gebrochenen Giebel angebracht, den aber 1770 der Blitz, der gerade Kirchen am wenigſten verſchont, zerſtörte; er wurde durch eine Balluſtrade erſetzt. Die Kapelle der heiligen Jungfrau dieſer Kirche iſt als ein Meiſterſtück der Baukunſt merkwürdig; das Frescogemälde der Kuppel derſelben, von Lemoine gemacht, ſtellt die Himmelfahrt der Jungfrau Maria dar. Die beiden Weihkeſſel der Kirche ſind zwei große ſeltene Muſcheln eines Schaalthieres, welche die Republik Venedig Franz I. zum Geſchenk machte. Ein Pfarrer dieſer Kirche, Namens Longuet, (1750) war durch ſeinen Eifer, dieſelbe reich zu machen, berühmt, und hatte ein ſchönes Denkmal in derſelben, von Michel Ange Stodz verfertigt, das aber ſpäter in das Muſeum des Petit-Auguſtin gebracht wurde. Um zu ſeinem Zweck zu gelangen, die Kirche reich zu machen, hatte der Hr. Pfarrer die Gewohnheit angenommen, bei den Hochzeiten, Taufen, Mahlzeiten u. ſ. w. ſeinen reichen Pfarrkindern ohne weiteres und unverſtohlen ſilberne Becken, Schüſſeln, Leuchter, Kaffeekannen, Löffel ꝛc. mitzunehmen, ohne daß dieſe etwas dagegen einwendeten. Endlich ließ er aus dieſem geſammelten Silber eine 6 Fuß hohe maſſive Bildſäule der Jungfrau gießen; die man aber, aus Furcht

DER JUSTITZ - PALAST.

vor Dieben in die Sakriſtei verſchließen mußte, und an ihre Stelle eine weniger verführeriſche von Stein ſetzte. Die ſilberne mußte der eiſernen Nothwendigkeit weichen und wurde in der Revolutionszeit in Franken verwandelt, in alle Welt geſchickt. Schon viel früher, (1648) wurde dieſe Kirche einmal von Spitzbuben heimgeſucht, welche durch die Fenſter eingebrochen waren, das Tabernakel der Jungfrau einbrachen, den goldenen Kelch mitnahmen und die geweihte Hoſtien in den Winkel eines Beichtſtuhls warfen. Man konnte nie entdecken, wer die Diebe waren. Um dieſes gottloſe Verbrechen zu ſühnen, wurden Proceſſionen und viel ſeltſamer Fix-Fax angeſtellt. Im Jahr 1802 wurde die Kirche St. Sulpicius zur Pfarrkirche des 11. Bezirks erhoben.

Der Juſtizpallaſt.

Er liegt auf der Inſel, die Citè genannt, am Platz Dauphine. Wer es wagen wollte, alle in dieſem Gebäude der Gerechtigkeit ſchon vorgefallene Ungerechtigkeiten zu erzählen, würde vielleicht mit hundert enggedruckten Folianten nicht ausreichen. Eine nicht erwieſene Sage berichtet, daß König Dagobert hier ſein Hoflager gehalten habe; gewiſſer iſt es, daß die Grafen von Paris hier wohnten. Hugo Capet vereinigte den Pallaſt mit den Krongebäuden, und er war von jetzt an bis zu Carl V. die gewöhnliche Reſidenz der franzöſiſchen Könige. Seine älteſten noch beſtehenden Bautheile datiren ſich von der Regierung des Königs Robert, der gegen das Jahr Tauſend die Thürme und Gallerien zu bauen anfing. Als das Gebäude vollendet war, ließ er am Oſterfeſt viel große Tiſche für Arme decken, und bevor die Mahlzeit begann, wuſch er ſich die etwas ſchmutzigen

Hände. Ein Blinder trat unter den Haufen gegenwärtiger Bettler hervor, und bat den König um ein Almoſen. Scherzend ſprützte ihm S. M. etwas Waſſer ins Geſicht, und — o Wunder! — der Blinde ward ſehend! Gewiß war dieß das größte Almoſen, das ihm der König geben konnte. Alle Anweſenden ſchrieen nun Mirakel; Alles ſtrömte nach dem Pallaſt, der, wie ein alter Schriftſteller erzählte, der dieſe Sache berichtet, hierdurch zu großer Ehre kam. — Der heilige Ludwig ließ ſich ein Schlafzimmer, eine Capelle und einen großen Saal, der nach ſeinem Namen die Kirche des heiligen Ludwig genannt wurde, daſelbſt bauen. Philipp der Schöne ließ den Pallaſt noch ſehr erweitern. In dem großen, prachtvollen gothiſchen Saale wurden nun Geſandtſchaften empfangen, die Hochzeiten der königlichen Brüder und Kinder und andere große Ceremonien gefeiert. — **1618** verzehrte ein Feuer dieſen Saal, und die berühmte Marmortafel wurde mit ihrer antiken Bildſäule zerſchmettert. **1762** wurde der Saal **des pas perdus** (der verlornen Schritte), es iſt der größte Saal in ganz Frankreich, erbaut. **1776** richtete eine abermalige Feuersbrunſt große Verheerungen in dem Gebäude an, welches nun von mehreren Baumeiſtern nach einem großen Plane wieder hergeſtellt wurde, wobei aber die antike Capelle, in welcher Philipp Auguſt noch getauft worden war, abgetragen wurde. Unter dieſem König waren die vornehmſten Zimmer des Pallaſtes mit Stroh tapeziert, welches, ſobald es zu faulen anfing, der großmüthige Monarch den Armen ſchenkte.

Der große Saal, der nicht weniger als **230** Fuß lang und **84** breit iſt, dient zum Aufenthalt der klagenden Partheien u. ſ. w.; von ihm führen viele Thüren zu den verſchiedenen Tribunalen, mit Aufſchluß gebenden Aufſchriften.

In ſeinem Ganzen bietet der Pallaſt, von ſo vielen Bau-

PLAZ UND BRUNNEN DER UNSCULDIGEN.

meiſtern und mit Gebäuden aus ſo verſchiedenen Jahrhunderten, natürlich wenig Uebereinſtimmung dar. Zwei dicke Thürme nach dem **Quai de l'horloge** ſcheinen aus dem **13.** Jahrhundert zu ſtammen, andere aus dem **16.** u. ſ. w. — In dem ſogenannten niedrigen Glockenthurme befand ſich eine Glocke (Tuſin genannt) welche das Vorrecht hatte, nur bei der Geburt und dem Tode der Dauphins und Könige von Frankreich geläutet zu werden; da ſie aber den **24.** Auguſt **1572** das Zeichen zu dem ſchändlichen Gemetzel der Bartholomäusnacht, fluchwürdigen Andenkens, gegeben hatte, wurde ſie während der Revolution zertrümmert.

Der Appellationshof, der Caſſationshof, **La salle des enquêtes**, die Tribunale von der erſten bis zur letzten Inſtanz, die Aſſiſen oder das Criminalamt ꝛc. ꝛc. haben alle ihren Sitz in unzähligen Sälen und Zimmern dahier; auch fehlt es weder an verbundenen, noch an unverbundenen Bildſäulen der Juſtiz.

Ueber dem Eingange zu dem großen Saale des Caſſationshofes iſt dieſe Göttin zwiſchen zwei Löwen dargeſtellt. Vor der Revolution ſah man auf dem großen Kamine dieſes Saals Ludwig **XIV.** zwiſchen der Wahrheit und der Gerechtigkeit. Man war im Zweifel, ob dieſes eine beißende Satire auf S. M. oder auf die beiden Göttinnen oder auf alle drei zugleich ſeyn ſollte. Drei große Gallerien über dem ungeheuren Saal dienen als Archive. In dieſem Papiermeer liegt unter unendlich viel Ungerechtigkeiten und jämmerlichem Advocaten- und Rabuliſtengeſchmier mancher geſchichtliche Schatz begraben; wer vermag aber dieſen Augiasſtall zu ſäubern! Der Rechnungshof iſt ebenfalls in dem Juſtizpallaſt, unfern der heiligen Kapelle des Pallaſtes. Durch drei ſchöne Gitterthore kommt man in den Vorhof deſſelben, der zu den Mittelgebäuden führt, an deſſen Balluſtraden man die Statuen der Gewalt, des Ueberfluſſes, der

Gerechtigkeit und der Klugheit findet. Vier Dinge, die hier so selten, als allenthalben sind.

Breite Treppen führen zur Vorhalle und in das Innere des Gebäudes. Wie mancher arme Teufel hat dieselben schon mit Zittern und Zagen, voller Hoffnung und Angst erstiegen, und ist mit der Verzweiflung im Herzen wieder herabgestiegen. Ein Glück, daß die Oeffentlichkeit der Gerichtssäle der Kabale und den Intriguen der Rechtsverdreher wenig Spielraum läßt. Dieß ist auch der Hauptgrund, warum in unserem deutschen Vaterland sich alle schlechte Juristen und blutsaugende Rechtsverdreher so sehr gegen diese Oeffentlichkeit sträuben; denn sie würde sowohl den talentlosen, als den bestechbaren Advocaten gar bald das falsche Spiel legen. Wer den Zulauf aller, die in diesem Pallast Recht suchen, vom Grauen des Tages bis in die sinkende Nacht, noch nicht gesehen hat, kann sich unmöglich eine richtige Vorstellung davon machen; es ist ein ewig summender Bienenkorb in einem ungeheuern Maßstab.

Platz und Brunnen der Unschuldigen. (Des Innocens.)

Im 9. Jahrhundert stand auf diesem Platz ein hoher Thurm, von welchem man den Parisern das Herannahen der Normänner ankündigte. Im 10. Jahrhundert wurde daselbst ein Kirchhof gegraben, den Philipp August im Jahr 1186 mit Mauern umgeben ließ, und den man erst 1785 schloß, wo alle Gebeine in die Katakomben gefahren wurden. Jetzt wird auf dessen Stelle ein großer Gemüsemarkt abgehalten, der sich noch bis in die umgebenden Straßen verliert. Des Morgens wird hier der Gemüsehandel en gros betrieben, und die Gemüsegroßhändler machen jahraus, jahrein, bedeutende Geschäfte; den

DER PLAZ VENDOME

übrigen Theil des Tages bringen die Detailhändler damit zu, das Gemüse im Kleinen an Mann oder vielmehr an die Köchinnen zu bringen. Ungeheuere Zufuhren und Lastwagen treffen jeden Morgen mit Blumenkohl, Salat, Spinat ꝛc. ꝛc. aus der Umgegend von Paris hier ein, und wandern alle 24 Stunden durch eine Million Magen in die Seine. Mitten auf diesem Platze prangt der Brunnen der Unschuldigen, ein Meisterstück, welches die berühmten Baumeister Johann Gougeon und Peter Lecot im Jahr 1551 aufführten. 1785 stand der Brunnen noch an einer Ecke des Platzes und der Straße St. Denis, aber noch dasselbe Jahr wurde er auf die Mitte desselben verlegt. Die wasserspeienden Löwen und die auffangenden Becken erhielt er erst 1788. Seine 4 Façaden bilden eine jede einen offenen Porticus, der auf jeder Seite 2 corinthische Pilaster hat; zwischen denselben erblickt man Najaden. Das Wasser erhält er durch den Canal de l'Ourcq. Napoleon ließ ihn noch verschönern.

Der Platz Vendôme mit der Kanonensäule.

Dieser Platz wurde 1687 angelegt und 1701 nach Mansards Zeichnungen beendigt. Seinen Namen hat er von dem ehemaligen Hôtel Vendôme, das darauf stand, und welches dem Cäsar Vendôme, einem Kind der Liebe Heinrich IV. und der schönen Gabriele d'Estrée, gehörte. Unter Ludwig XIV. nannte man ihn den Platz der Eroberungen, weil damals seine Generale gerade für den König siegten, dann aber gab man ihm den Namen: „Ludewig des Großen" (groß war er gewiß, denn sogar Frau von Sevigné hat es versichert, nachdem sie einmal mit ihm getanzt hatte), und stellte seine Bildsäule daselbst auf,

die aber 1792, gerade den 10. Auguſt klein gemacht, ſo klein, daß ſie unſichtbar wurde. 1793 wurde er der Piquenplatz getauft. Die Großcanzlei Frankreichs und das Hôtel des Etatmajor von Paris befindet ſich auf demſelben. Er iſt 74 (444') Toiſen lang und 70 breit. Seine ganz gleiche Façade iſt mit korinthiſchen Pilaſtern verziert, welche zwei Stockwerke durchlaufen und auf dem Portiques des Rez de Chauſſée ruhen. Mitten auf demſelben ſteht die berühmte Siegesſäule, gerade auf der Stelle des umgeſtürzten Ludwigs. 1806 wurde der Grundſtein derſelben gelegt; ſie iſt eine Nachahmung der Trajansſäule zu Rom, 218 Fuß hoch bei einem Diameter von 12 Fuß. Das Erz von 1200 den Ruſſen und Oeſtreichern abgenommenen Kanonen wurde hierzu verwendet. Die Inſchrift, welche dieß beſagte, wurde 1814 vertilgt. Schade, daß man den Urſprung dieſer Säule nicht auch aus der Geſchichte vertilgen kann, ſelbſt dann nicht einmal, wenn die Säule ſelbſt ſchon lange nicht mehr ſtehen wird. Dieſes Erz wiegt eine Million und achtmal hunderttauſend Pfund. Die Basreliefs der Säule wurden von 31 Bildhauern bearbeitet, und die des Piedeſtal von Gerard, Renaud und Beauvallet. Die berühmteſten Meiſter der damaligen Zeit. Sie ſtellen die Siege und Heldenthaten der franzöſiſchen Heere des Feldzuges von 1805 dar bis zum Frieden nach der Schlacht von Auſterlitz. Oben auf der Säule lieſ't man die Inſchrift: „Denkmal des Ruhmes der großen Armee, den 25. Auguſt 1806 angefangen und den 15. Auguſt 1810 vollendet, unter der Leitung des Generaldirectors Denon und der Baumeiſter Peyre und Gaudoin.“ Napoleons Bildſäule ſtand 10 Fuß hoch auf dieſer Säule, wurde aber nach dem Einzug der Feinde 1814, nicht mehr wie billig, herabgenommen, denn der lebende Napoleon war ja auch vom Thron geſtoßen. Ein Lilienſtengel mit einem weißen Lappen ſollte ihn erſetzen, aber der

PALLAST DER EHRENLEGION

wurde durch den großen Sturm von 1830 auch geknickt, und nicht mehr wie billig, denn er war schon durch und durch faul, und konnte daher weder Wurzel noch Blumen mehr treiben. Die Säule aber steht noch fest, und kein Sturm wird sie so leicht erschüttern, da dieß selbst die gewaltigen Winde von 1814 und 1815 nicht konnten. Um dieselbe zu besteigen, muß man sich eine Erlaubnißkarte auf dem Bureau Conservatoire des Monumens, Straße St. Honoré Nro. 19, holen.

Der Pallast der Ehrenlegion

zeichnet sich besonders durch seine einfache, aber schöne Erhabenheit aus. Die Façade am Quai d'Orsay mit ihren Säulen, Büsten und Statuen ist die sehenswertheste. Das Gebäude selbst wurde schon 1786 nach M. Rousseaus Zeichnungen für einen Fürsten Salm erbaut, und damals Hôtel de Salm genannt, welchen Namen es bis 1802 trug, wo Bonaparte den Orden der Ehrenlegion gründete, in welchem mehrere Mitglieder des Tribunals einen Eingriff in die bürgerliche Gleichheit sahen, und sich sogar weigerten, diese Dekorationen anzunehmen; sie hatten so Unrecht nicht, wie die Folge nur zu sehr bewies. Wir theilen hier die merkwürdige Geschichte seiner Entstehung unsern Lesern mit.

In der Sitzung des Staatsraths vom 14. Floreal des Jahres 10, ließ der erste Consul den Staatsrath Röderer den Plan zur Errichtung einer Ehren-Legion vorlesen und entwickelte hernach selbst die Gründe dafür.

Diese Ehren-Legion sollte bestehen aus einem Ober-Verwaltungs-Rath, von 7 Personen und aus 15 Cohorten, zu welchen nachher noch für Piemont die 16. kam; jede Cohorte hatte

7 Oberbeamte, 20 Commandirende, 30 Officiere, 350 Legionär, eine beſondere Reſidenz und 200,000 Franken jährliche Einkünfte von Nationalgütern. Mitglieder der Legion wurden alle Krieger, welche Ehrengewehre erhalten hatten; „es können ſolche Militär-Perſonen dazu gewählt werden, die während des Freiheits-Krieges große Dienſte geleiſtet; auch andere Bürger, welche durch Wiſſen, Talente, Tugenden, zur Gründung oder Vertheidigung der Republik beitragen; doch müſſen ſie in ihrem Wohnort als National-Garden Dienſte gethan haben. Die Mitglieder der Legion werden vom Verwaltungsrath ernannt, und behalten ihre Stellen auf Lebenszeit. Der erſte Conſul iſt ihr Chef, jeder Oberbeamte hat jährlich 5000 Franken, jeder Commandirende 2000, jeder Officier 1000, jeder Legionär 250. Jedes Mitglied ſchwört auf ſeine Ehre, ſich dem Dienſte der Republik, der Erhaltung ihres Gebietes in ſeiner Unverſehrtheit, der Vertheidigung der Regiernng, der Geſetze und des öffentlichen Eigenthums zu widmen; durch alle Mittel, welche Gerechtigkeit, Vernunft und Geſetze gut heißen, jedes Unternehmen zu bekämpfen, das auf Wiederherſtellung der Feudal-Verfaſſung, der dazu gehörigen Titeln u. ſ. w. abzwecke; kurz, aus aller ſeiner Macht zur Behauptung der Freiheit und Gleichheit mitzuwirken.“

„Das gegenwärtige Syſtem der militäriſchen Belohnung,“ ſagte der erſte Conſul, „iſt nicht geregelt. Der 87. Artikel der Conſtitution ſichert zwar den Soldaten National-Belohnungen zu, aber es iſt nichts Feſtes darüber beſtimmt. Es exiſtirt allerdings ein Beſchluß, nach welchem Ehrenwaffen mit doppeltem Gehalt ertheilt werden ſollen, was eine beträchtliche Ausgabe verurſacht. Es gibt ferner Ehrenwaffen mit bloßer Vermehrung des Gehalts, und wieder andere, ohne eine damit verbundene Gehalts-Zulage. Das iſt eine Verwirrung, aus der Niemand kommen kann. Es iſt aber vor allen Dingen nöthig, dem

Geiſte der Nation eine Richtung zu geben, noch mehr aber ihn zu erhalten. Was aber dieſen Geiſt im gegenwärtigen Augenblicke bei den Soldaten erhält, iſt die Idee, daß ſie an die Stelle der ehemaligen Adeligen getreten ſind. Der vorgeleſene Plan gibt dem Syſteme militäriſcher Belohnungen mehr Conſiſtenz, macht daraus ein Ganzes, und iſt der Anfang der Organiſation der Nation."

Mathieu Dumas las ſeinerſeits eine Denkſchrift vor, um die vorgeſchlagene Inſtitution zu unterſtützen; bekämpfte aber den Theil des Plans, vermöge deſſen auch die übrigen Bürger in die Legion aufgenommen werden können, und wollte, daß es ein rein-militäriſches Inſtitut ſeyn ſollte, um dadurch den militäriſchen Geiſt in der Armee und der Nation aufrecht zu erhalten. „Seit dem Verfall und der Auflöſung des Feudal-Syſtems," rief er aus, „das dem Kriegsſtande die erſte Stelle im Staate anwies, habe die militäriſche Ehre und der militäriſche Ruhm immer mehr abgenommen." Er führte ſodann dieſe Ideen weiter aus, und endigte damit, „es ſolle wenigſtens kein Staatsbürger, in die Ehren-Legion aufgenommen werden können, wenn er nicht erweiſen könne, daß er den Conſcriptions-Geſetzen ein Genüge geleiſtet habe."

Der erſte Conſul hielt hierauf folgende höchſt intereſſante Rede: „Dieſe Ideen würden ſehr gut in die Zeiten des Feudal-Regiments und des Ritterthums oder in die Zeit, als die Gallier die Franken unterjochten, gepaßt haben. Damals beſtand die Nation aus lauter Sclaven, die Ueberwinder allein waren Freie, und da ſie alles in Allem waren, ſo waren ſie auch als Soldaten die erſten im Staate. Damals war körperliche Stärke die erſte Eigenſchaft eines Generals. Clovis, Carl der Große, waren auch zugleich die ſtärkſten und gewandteſten Männer ihrer Armee, ſo daß ſie für ihre Perſon allein

ein ganzes Bataillon werth waren, und dieß war es, was ihnen Gehorsam und Achtung verschaffte. Das Alles paßte zu dem Militär-Systeme jener Zeit. Die Ritter schlugen sich Leib gegen Leib, und körperliche Geschicklichkeit allein entschied den Sieg. Als aber das Militär-System sich änderte, als organisirte Corps, macedonische Phalangen und die Massen des Ritterwesens verdrängten, hat sich dieß ganz geändert. Nun entschied nicht mehr körperliche Stärke, sondern der schnelle Ueberblick, wissenschaftliche Bildung u. s. w. das Schicksal der Schlachten, den Beweis hievon kann man bei den Schlachten von Azincurt, Crecy nnd Poitiers sehen. Der König Johann mit seinen Rittern wurde von den gasconischen Phalangen geschlagen, wie einst die Truppen des Darius von den macedonischen. Hierin lag auch der Grund, warum keine Macht den siegreichen Lauf der römischen Legionen hemmen konnte."

„Das veränderte Militär-System, und nicht die Abschaffung des Feudal-Wesens, machte, daß ein General Eigenschaften besitzen mußte, die von den frühern sehr verschieden waren. Uebrigens ward das Feudalwesen von den Königen selbst abgeschafft, um sich von dem Joche eines trotzigen und übermüthigen Adels zu befreien. Indem sie die Nation frei machten, verschafften sie sich Nationaltruppen, und verbreiteten dadurch den militärischen Geist über alle Gallier, der bisher auf einige tausend Freie beschränkt gewesen war, und der, anstatt dadurch geschwächt zu werden, an Stärke gewann. Er war nicht länger auf körperliche Kraft und Gewandtheit, sondern mehr auf Civilisation gegründet. Die Entdeckung des Schießpulvers, und alle ihre Folgen, hatten auch einen ungeheuern Einfluß auf die Veränderung des Kriegssystems. Seit dieser Zeit bestehen die Vorzüge eines guten Generals in seinen bürgerthümlichen Eigenschaften, einem schnellen Ueberblicke, Berechnung, Verstand, Kennt-

niß der Administration, Beredsamkeit und zwar nicht in einer juridischen, sondern in einer solchen, wie sie für die Soldaten taugt, hauptsächlich aber in Menschenkenntniß; alles das sind aber Eigenschaften des Bürgers. Wenn zu einem Generale blos Körperkraft und Bravour gehörte; so hätte jeder Soldat Anspruch auf das Commando der Armee. Nur derjenige General, der alle jene bürgerlichen Eigenschaften in sich vereint, wird große Dinge ausrichten. Denn der Soldat gehorcht und achtet seinen Führer nur deswegen, weil er ihm mehr Verstand zutraut. Man höre ihn nur urtheilen, wenn er neben seinem Feuer liegt, er achtet Umsicht weit höher als Bravour. Ich will damit nicht sagen, als wenn dem Soldaten Bravour nichts gälte; im Gegentheil, er würde den General verachten, dem solche mangelte. Murad-Bei war der stärkste und gewandteste Mann unter seinen Mameluken, denn sonst hätte er nicht ihr Bei seyn können. Er konnte deswegen, als er mich zum ersten Male sah, nicht begreifen, warum mir meine Soldaten gehorchten; und erst als er einmal unser System kannte, ward ihm dieß klar."

„Die Mameluken schlugen sich, wie die alten Ritter, ohne Ordnung, und Leib gegen Leib, deswegen überwanden wir sie auch. Hätte man die Mameluken ausgerottet, Egypten frei gemacht, und Nationalbataillone errichtet, so wäre der militärische Geist nicht ausgestorben, sondern dessen Stärke hätte vielmehr zugenommen."

„In allen Ländern muß die rohe Stärke bürgerlicher Civilisation weichen. Die Bajonette senken sich vor dem Priester, der im Namen Gottes spricht, zu Erde, so wie vor dem Manne, der ihnen durch sein Wissen zu imponiren weiß. Ich habe es mehreren Militärs, die in einiger Besorgniß schwebten, voraus gesagt, daß eine Soldatenregierung in Frankreich nur

dann aufkommen könne, wenn die Nation durch eine 50jährige Barbarei in den Wiſſenſchaften herabgewürdigt wäre. Alle Verſuche der Art werden mit dem Untergang ihrer Urheber enden. Die Nation hat mir nicht als General die Regierung anvertraut, ſondern weil ſie mir die zum Regieren nothwendigen bürgerlichen Eigenſchaften zutraut; wenn ſie nicht dieſe Meinung von mir hätte, ſo würde ſich die Regierung nicht halten können. Ich war mir gar wohl bewußt, was ich that, als ich, obgleich Anführer einer Armee, die Stelle eines Mitglieds des Inſtituts annahm; und ich konnte ſicher ſeyn, daß auch der letzte Tambour meine Abſicht dabei begriff. Man kann in unſern Zeiten nicht ferner die Jahrhunderte der Barbarei anführen. Wir ſind jetzt eine durch Kenntniſſe, Eigenthum und Handel vereinte Nation von dreißig Millionen. Was wollen 3—400,000 Soldaten gegen eine ſolche Maſſe bedeuten? Außerdem, daß ein General nur durch ſeine bürgerlichen Eigenſchaften zu befehlen fähig wird, tritt er auch, ſo wie er nicht mehr in Thätigkeit iſt, in die Claſſe der Bürger zurück. Was ſind überhaupt die Soldaten anders als Söhne der Bürger? Die Armee iſt ein Theil der Nation. Wollte man den Soldaten außer aller Beziehung betrachten, ſo kann man ſich leicht davon überzeugen, daß er kein anderes Geſetz kennt, als die Stärke, und daß er ſich als den Mittelpunct der Geſellſchaft betrachtet, während der Civiliſt nur das allgemeine Beſte im Auge hat. Despotismus liegt im Weſen des Soldaten, der Civiliſt hingegen unterwirft Alles der Unterſuchung der Wahrheit und der Vernunft. Das Prisma, wodurch ſie die Dinge ſehen, iſt verſchieden, es täuſcht ſie zwar häufig; indeß iſt größeres Licht immer Folge der Erörterung. Ich nehme deswegen keinen Anſtand, zu behaupten, daß der Vorrang unſtreitig dem Bürgerſtande gebührt. Wollte man alſo die Nationalbelohnung in bürgerliche und militäriſche eintheilen,

ſo würde man dadurch die Nation in zwei Abtheilungen ſtellen, da es doch nur eine Nation gibt. Wollte man aber gar dem Militär allein Ehrenzeichen ertheilen, ſo wäre dieß ein noch ſchlimmerer Vorzug, denn in dieſem Falle würde man die Nation für nichts zählen."

Eine große Mehrheit des Staatsraths, aus Leuten vom Civilſtande beſtehend, theilte obige Grundſätze, die, mit einer ungewöhnlichen Stärke der Beredtſamkeit und der Vernunftgründe vorgetragen, noch in dem Munde des Staats-Ober-Haupts und des Ober-Generals der Armeen ein größeres Gewicht erhielten. Dumas fiel es nicht ein, darauf zu antworten; überhaupt wollte Niemand ferner das Wort nehmen. Es ſchien, als fürchtete man ſich davor, den Eindruck dieſer Rede zu ſtören, und der erſte Conſul ſelbſt hob die Sitzung auf, um ſolchen nicht ſelbſt zu verwiſchen.

Allein noch hatte man den zarteſten Punkt, den Vortheil oder Nachtheil dieſer Inſtitution, nicht erörtert.

Die Discuſſion hierüber wurde in der Sitzung vom 18. fortgeſetzt. Obgleich die Gegner des Vorſchlages ein Syſtem der Belohnungen und Auszeichnungen, welche ſchon früher durch die geſetzgebenden Verſammlungen decretirt worden waren, nicht ganz verworfen, ſo ſahen ſie doch in dem vorliegenden Vorſchlage den Anfang zu einem Orden, den ſie mit dem Geiſte der Gleichheit, dem weſentlichen Charakter der franzöſiſchen Republik, unverträglich fanden, und es entſchlüpften einigen Rednern Anſpielungen auf die Römer und Griechen.

Berlier ſagte unter anderm: „Der vorgeſchlagene Orden führt zur Ariſtokratie; Orden und Bänder aber ſind das Spielwerk für Monarchien. Ich will hier nicht die Römer als Beiſpiel anführen, denn dieſe waren in Plebejer und Patricier abgetheilt; dieß geſchah aber nicht etwa zur Belohnung, ſondern

es war eine politiſche Einrichtung, eine Zuſammenſetzung der Volksclaſſen, die ihr Vortheilhaftes und Nachtheiliges haben konnte. Es war die Geburt und nicht die geleiſteten Dienſte, welche die Claſſification beſtimmte. Die öffentlichen Ehrenbezeugungen und Belohnungen waren nur eine vorübergehende Auszeichnung, änderten nichts an den Claſſen, und die auf dieſe Art Ausgezeichneten bildeten deßwegen keine eigene Claſſe. Da wir aber überhaupt nichts mehr von Claſſen wiſſen, ſo laßt uns auch ſolche nicht wieder einführen. Obrigkeitliche und andere Stellen allein dürfen in einer Republik die Belohnungen für geleiſtete Dienſte, für Talent und Tugend ſeyn."

Berlier ſuchte ſofort Dumas zu widerlegen.

Der erſte Conſul aber antwortete ſowohl Berlier, als hauptſächlich allen denen, welche die alten Völker angeführt, folgendes: „Man ſpricht uns ſtets von den Römern vor, und es iſt wirklich ganz eigen, um Auszeichnungen für die Bürger zu verwerfen, ein Volk als Beiſpiel anzuführen, bei dem ſolche am auffallendſten ſtattfanden. Heißt das die Geſchichte inne haben?"

„Die Römer hatten ihre Patricier, ihren Ritter- und Bürger-Stand und ihre Sclaven, und jede Claſſe hatte ſogar ihre eigenthümliche Kleidung und Sitten. Sie ertheilten zur Belohnung alle Arten von Auszeichnungen, als das ſind Beinamen, welche an geleiſtete Dienſte erinnerten, Mauerkronen, Triumphe, und bedienten ſich hiezu ſogar des Aberglaubens. Man nehme Rom ſeine Religion, und es fällt in ſich ſelbſt zuſammen. Als endlich jene edle Genoſſenſchaft der Patricier zu Grunde ging, wurde Rom von allen Seiten zerfleiſcht, das Volk war nichts mehr als ein elender Haufen, man ſah es unter der Geißel eines Marius bluten und unter Sylla und den folgenden durch Proſcriptionen mißhandeln. So citirt man, noch immer Brutus als den Feind der Tyrannei während er der größte Ariſtokrat war."

„Brutus tödtete Cäsar nur darum, weil er die Macht des Senats mindern und die Bedeutsamkeit des Volkes vermehren wollte. Hieraus kann man sehen, in welchem Sinne gewöhnlich die Unwissenheit und der Partheigeist die Geschichte citirt.“

„Ich fordere Jedermann auf, mir eine der ältern oder neuern Republiken zu zeigen, worin es nicht Auszeichnungen gegeben. Man nennt es zwar Spielereien; es bedarf deren, um die Menschen zu führen. Ich würde zwar Anstand nehmen, das, was ich sagen will, vom Rednerstuhle herab zu behaupten, allein in einer Versammlung von Weisen und Staatsmännern darf man Alles sagen; ich behaupte, daß die französische Nation nicht einmal einen Werth auf die Freiheit und Gleichheit setzt, denn sie hat sich durch zehn Jahre der Revolution nicht geändert, es sind immer noch die alten Gallier, stolz und leichtsinnig, nur für die Ehre allein empfänglich; man muß ihnen also hier etwas geben. Der Franzose bedarf der Auszeichnungen. Man sehe nur die tiefe Ehrfurcht, die der Pöbel vor allen fremden Decorationen hat; er wurde förmlich davon außer sich gesetzt, deßwegen ermangelt er auch nicht, solche zu tragen.“

„Voltaire hat Alexanders Soldaten die Sechskreuzer-Helden genannt, und er hatte Recht, denn dem ist wirklich so. Glauben Sie etwa, daß Sie die Menschen durch philosophische Erörterungen dahin bringen können, sich zu schlagen? Nie, diese taugen nur für den Stubengelehrten. Der Soldat schlägt sich für den Ruhm, für Auszeichnungen und Belohnungen. Die republikanischen Armeen haben deßwegen große Dinge ausgerichtet, weil sie aus Söhnen der Bauern und Pächter, und nicht aus Werbgesindel bestanden; weil sie statt der adeligen Officiere neue bürgerliche Officiere und Ehrgeiz hatten.“

„Die Armeen Ludwig XIV. thaten aus dem nämlichen Grunde daſſelbe. Man kann das vorgeſchlagene Inſtitut auch einen Orden nennen; Worte thun nichts zur Sache. Seit zehn Jahren ſchon ſpricht man von Inſtitutionen, was iſt aber bis jetzt geſchehen? Nichts. Die Zeit war noch nicht gekommen. Man hatte einmal den Einfall, die Bürger in den Kirchen zu verſammeln, wo ſie, (halb todt vor Kälte), die Geſetze vorleſen hörten, welche ſie ſelbſt leſen und ſtudiren ſollten. Eine Sache, die ſogar Denjenigen Langeweile verurſachte, die ſolche vollziehen ſollten; wie konnte man nur glauben, das Volk durch eine ſolche Inſtitution an ſich zu ziehen! ich weiß gar wohl, daß, wenn man, um den Vorſchlag annehmbar zu finden, ſich in den Tiegel, welche die zehn Revolutionsjahre in ſich begreift, verſetzt, man ihn untauglich finden wird. Wenn man ſich aber in die auf Revolution folgende Zeit, und in die Nothwendigkeit verſetzt, der Nation endlich wieder eine Organiſation zu geben, ſo wird man ganz anders davon denken.“

„Nachdem man Alles über den Haufen geworfen, muß man nun wieder anfangen, aufzubauen. Man hat zwar eine Regierung und öffentliche Gewalten eingeſetzt; die Nation ſelbſt aber befindet ſich noch in einem Chaos, während wir noch die alten Pivilegirten in unſerer Mitte haben, welche durch ihre Grundſätze und Intereſſen wohl organiſirt, wohl wiſſen, was ſie ſollen. Dieſe kennen ihre Anzahl, indeſſen wir durch ganz Frankreich zerſtreut, ohne Syſtem, ohne Vereinigung und Berührung daſtehen. So lange ich an der Spitze der Republik bin, ſtehe ich gut für dieſelbe, allein man muß auch an die Zukunft denken. Wenn Sie die Republik für unerſchütterlich feſt gegründet halten ſo irren Sie ſich ſehr. Wir haben zwar die Macht, es zu thun, haben es aber noch nicht ſo weit gebracht

und werden auch nie dazu gelangen, wenn wir nicht einige Granitwälle auf Frankreichs Boden aufführen. Wer ſich auf das Volk verläßt, der irrt! Man kann es eben ſo leicht: „Es lebe der König, es lebe die Ligue!“ rufen machen.“

„Man muß ihm eine beſtimmte Richtung geben, und hierzu bedarf es der Werkzeuge. Ich habe geſehen, wie während des Krieges in der Vendée dreißig Menſchen in einem Departemente den Meiſter geſpielt haben, daſſelbe Syſtem müſſen auch wir ergreifen.“

„Darüber, daß wir Inſtitutionen bedürfen, ſind wir einig; wer alſo die vorgeſchlagenen nicht für gut findet, ſchlage eine andere vor. Ich behaupte gar nicht, daß ſie allein die Republik retten werde, aber ihre Rolle wird ſie ſpielen.“

Der zweite Conſul unterſtützte den Vorſchlag und ſuchte hauptſächlich zu beweiſen, daß überhaupt Auszeichnungen durch die Conſtitution nicht verboten ſeyen.

Savoye Rollin bekämpfte denſelben, in einer durch Grundſätze und Thatſachen unterſtützten Rede, welche tiefen Eindruck machte. Chauvelin vollendete das Syſtem ſeines Angriffs durch ſeine ebenſo wohl begründete Meinung.

Folgendes waren ſeine Haupt-Einwürfe gegen den Geſetzes-Vorſchlag: „Die Ehren-Legion ſchließt alle Elemente in ſich, welche bei allen Völkern des Erdballs dem Despotismus vorangegangen ſind; ſie ertheilt beſondere Vorrechte, Macht, Ehrenzeichen, Titel und beſtimmte Einkünfte; Vortheile, welche ſelbſt dem Adel bei ſeiner Entſtehung mangelten. Die Verſchiedenheit der Zeiten, und die Fortſchritte der Aufklärung dürfen uns nicht einſchläfern. Das menſchliche Herz bleibt immer daſſelbe. Gleiche Umſtände verführen es zu gleichen Verirrungen, und es

regen dieſelben Neigungen in ihm. Dem zu Folge wird auch die Errichtung der Ehren-Legion die ſchlummernden, in ganz Europa geehrten Vorurtheile wieder erwecken, den militäriſchen Einfluß und die Ideen des Adels, die ſtets eine Folge der Vorurtheile ſind, verſtärken, und den Gemeingeiſt durch den Partheigeiſt verdrängen. Unter dem Vorwande, den Adel gänzlich zu verbannen, ſetzt man durch die Errichtung der Ehren-Legion einen neuen ein, und gibt dem alten Adel ſeine Macht wieder. Es iſt wahr, daß Zwiſchenſtellen in despotiſchen Staaten von Nutzen ſind. Allein bei einer Regierung mit Volksvertretung und bei einem Volke, deſſen Geſetze glücklicherweiſe öffentlich erörtert werden, ſind die conſtituirenden Körperſchaften die einzigen und wahren Zwiſchenſtellen zwiſchen Volk und Regierung. Die vorgeſchlagene Inſtitution iſt aber ganz gegen den Geiſt und die Grundſätze einer Republik und dem Inhalte der Conſtitution zuwiderlaufend."

Freville vertheidigte den Geſetzes-Vorſchlag; Lucian Bonaparte hingegen behandelte ſeine Gegner ganz wie ein eitler junger Menſch, der ſich auf ſeine Verwandſchaft mit dem erſten Conſul etwas zu gute that; er legte ihnen verbrecheriſche Abſichten unter, ſprach von einem Angriff auf die Regierung, von Indignation und ergoß ſelbſt einen Theil ſeiner Galle über die Nation, die er mit der Benennung „erbärmlich" brandmarkte. Die Unklugheit dieſes Redners ſchadete dem Geſetzes-Vorſchlage ſehr, und er ward nur mit 56 Stimmen angenommen.

Nun begann deſſen Erörterung in der geſetzgebenden Verſammlung, wo er aber keinen großen Widerſpruch erlitt. Sowohl die treuen Redner, von Seiten der Regierung als auch jene vom Tribunate hatten bloß den Auftrag, den Geſetzes-Vor-

ſchlag zu vertheidigen, und ſuchten daher alles Mögliche auf, was zu ſeinen Gunſten ſeyn konnte. Die Erörterung ward eine Anſpielung, welche Dumas aus der römiſchen Geſchichte herholte, nämlich auf Markus Claudius, der das Römerſchwert genannt wurde, beendigt.

„Unſer Conſul," rief der Redner aus, „den das Volk ſo eben für die Dauer ſeines Lebens zur erſten Magiſtrats-Perſon ernennen will, derſelbe Mann, der mitten unter den Gräueln des Krieges Künſte und Wiſſenſchaften beſchützte, und ſolche ſogar in Egypten, der Wiege derſelben, von wo aus ſie die Griechen und Archimedes hergeholt hatten, durch den Schutz ſeiner ſiegreichen Waffen wieder aufleben machte, dieſes Franzoſenſchwert ſchlägt auch Euch, ihr Hohenprieſter des Geſetzes, die Errichtung eines der Ehre und Tugend geheiligten Tempels vor."

Endlich ſtimmten dieſe Hohenprieſter über den Geſetzesvorſchlag ab, und obgleich man alle denkbaren Mittel der Beredſamkeit angewandt hatte, um ihre Stimmen für ſich zu gewinnen, wurde die Einführung der Ehrenlegion nur mit **166** Stimmen gegen **110** beſchloſſen.

Ein ſo lebhaft beſtrittener Sieg, der dieſen beiden Körperſchaften, die überdieß erſt kürzlich eine Reinigung erlitten hatten, auf eine ſo mühſelige Weiſe abgezwungen worden war, war für den erſten Conſul nicht ſehr ſchmeichelhaft; weswegen auch der Staatsrath Il zu ihm ſagte:

„Sie ſehen alſo doch, daß diejenige Staatsräthe, welche für eine Vertagung geſtimmt haben, einigen Grund dazu hatten, denn eine ſo ſtarke Oppoſition iſt immer unangenehm."

„Sie haben Recht," antwortete er ihm, „man hätte warten und die Sache reif werden laſſen ſollen; denn der Fall war keineswegs dringend. Ueberdieß waren die Gründe, welche die

Redner zur Vertheidigung dieſes Geſetzvorſchlages angeführt haben, nicht gut gewählt."

Die Annahme der Ehrenlegion geſchah alſo

im Staatsrathe mit	14	gegen	10
„ Tribunate „	56	„	38
in der geſetzgebenden Verſammlung „	166	„	110
	236		158

Mehrheit 78.

Keine Inſtitution fand je einen ſo gewichtigen Widerſtand; mit derſelben wurde die Grundlage zu einem neuen Adel gelegt, was ebenfalls nicht wenig dazu beitrug, Bonaparte vielen Gemüthern zu entfremden, und ihm die Herzen zu entziehen, die ihn bisher noch bewundert hatten. Das Schlimmſte dabei war, daß es gerade die beſten und vorurtheilsfreiſten Köpfe waren, deren Stütze er ſich beraubte. Man ſagte unter Anderem: „Durch die Legion wird ein förmliches Patriciat eingeführt; ſie beſitzt alle Elemente, aus denen der Erbadel entſprang; Privilegien und Erblichkeit werden bald nachfolgen, ſobald man in den Gemüthern eine Neigung, ſie zuzulaſſen, wahrnehmen wird. Civilperſonen werden hier durch militäriſche Auszeichnungen belohnt, doch ſo, daß der Officier, der eine Schanze erſtürmen half, durch die Statute der Legion, weit über dem unſterblichen Genie eines Montesquieu ſtehen würde." Am lauteſten ſprach Chauvelin im Tribunate. „Perſönliche Auszeichnungen eines beſondern Corps wecken einen Particulargeiſt, und gebären Zwietracht; die Legion bedroht uns mit der Wiederkehr des Zunftgeiſtes, der die beſten Gedanken entſtellt, die edelſten Abſichten vergiftet, und alle Freiheit und Gleichheit vernichtet."

DAS STADTHAUS

Das Stadthaus (Hôtel de ville).

Es liegt auf dem berüchtigten Greveplatz, auch Place de l'hôtel de ville genannt. Der Italiener Cortone war der Baumeiſter dieſes unter Franz I. erbauten Gebäudes. 1533 wurde der Grund dazu gelegt, aber erſt 73 Jahre ſpäter daſſelbe vollendet. Hier hat die Präfektur ihren Sitz. Zwei Pavillons mit großen Thorhallen bilden die Flügel des Gebäudes, in deſſen Mitte die Uhr angebracht iſt, nach welcher ſich ganz Paris richtet, alle Beamte und Müſſigänger, der Hauptſtadt ſind von ihrer Genauigkeit überzeugt. Der innere Hof iſt mit Arkaden umgeben. Die Bildſäule Heinrichs IV. zu Pferd iſt über der Mittelthüre angebracht und war lange Zeit durch Napoleons Statue abgelößt worden. Jetzt ſteht wieder der gute König da, chacun a son tour. Auch ein Ludwig XIV. iſt, wenn wir nicht irren, im Inneren des Hofes irgendwo ganz an einer Treppe als Wächter angebracht. — Das Stadthaus iſt von großer hiſtoriſcher Wichtigkeit, und hat namentlich bei der Revolution von 1789 eine große Rolle geſpielt, und wurde damals (1792) la maison commune (das Gemeindehaus) genannt. Hier war es unter andern auch, wohin ſich Robespierre in ſeiner Herzensangſt mit noch mehreren ſeiner blutigen Helfershelfer geflüchtet hatte, um dem gerechten Racheſchwert zu entgehen, aber gerade hier wurde die Hyäne gefangen. Die höchſt merkwürdigen letzten Augenblicke dieſes ſo blutdürſtigen als kurzſichtigen Ungeheuers verdienen hier aufgezeichnet zu werden. Schon war Robespierre's Macht und Einfluß ſogar bei dem raub- und mordſüchtigen Pöbel ſehr geſunken, als der Convent den 9. Thermidor ſich um die gewöhnliche Stunde verſammelte. Aber der Enthuſiasmus, den Robespierre während der Nacht unter den Jacobinern hervorgerufen hatte, gab ihm wieder Vertrauen.

Der Tyrann und ſeine beiden Akoliden, Couthon und St. Juſt, hatten beſchloſſen, den Kampf im Convente zu erneuern, und hofften den nämlichen Schrecken, wie bei den Jacobinern, in demſelben zu verbreiten. Es ſchien, als träumten ſie nur von Rache, von der Dictatur, von Feſten und Hinrichtungen. Robespierre bemerkte indeſſen, daß die Männer des Berges noch nie ſo entſchloſſen und drohend ausgeſehen hatten, wie heute. — Ihre Reihen ſind dicht und zahlreich, und ſeine Bank iſt verlaſſen und einſam. Vergeblich ſucht er die gewöhnliche Miene der Demuth und Unterwerfung; dieß ſcheint ihn zu beunruhigen, und er erblaßt. — Indeſſen ſind ſeine Gegner übereingekommen, mit ihrer Vertheidigung und ihrem Angriff auf ein verabredetes Zeichen zu warten. — Dieſes Zeichen wurde durch St. Juſt's Erſcheinung gegeben, welcher ſich um Mittag auf die Tribune ſchwang. Mit düſterer Miene, wildem Blick und unſicherem Tone begann er ſeine Rede. „Er gehöre zu keiner Parthei, zu keiner Faction. Von dem Wohlfahrts- und Sicherheitsausſchuß beauftragt, über die Urſachen der ſichtbaren Erſchütterung zu berichten, welche die öffentliche Meinung ſeit einiger Zeit erlitten hätte, wolle er ſeinem Auftrage genügen, ſollte auch die Rednerbühne für ihn, ſo wie für mehrere Andere, ein tarpejiſcher Fels werden. Man habe das Gerücht verbreitet, die Regierung ſey getheilt, dieß ſey ſie nicht . . .“

Weiter kam der Redner nicht. Von Ungeduld gefoltert, ſchwang ſich Tallien auf die Rednerbühne. „Ich verlange das Wort,“ ſagte er, „der Redner hat uns ſo eben verſichert, er ſey von keiner Parthei. Ich ſage daſſelbe von mir. Nur mir ſelbſt, nur der Freiheit gehöre ich an; und darum will ich die Freiheit ertönen laſſen. Kein guter Bürger kann ſich bei dem unglücklichen Geſchicke des Vaterlandes der Thränen enthalten. Ueberall Uneinigkeit! Geſtern tritt ein Mitglied der Regierung

in ſeinem eignen Namen auf; heute wird daſſelbe Schauſpiel wiederholt. Bald wird es zum Angriff kommen, und das Vaterland in den Abgrund geſtürzt werden. Ganz ſoll man den Schleier zerreißen. Ich will die Gefahr in ihrem ganzen Umfange, den Tyrannen in ſeiner ſchwärzeſten Blöße zeigen. — Den ganzen Convent will er nun vernichten, denn ſeit ſeinem geſtrigen Unfalle weiß er nur zu gut, daß, wenn er dieſen Körper auch noch zwei- drei- oder viermal anklagte, er dennoch keine Stütze für ſeine freiheits-mörderiſchen Abſichten, für die Dictatur oder gar das Königthum und ſeine Tyrannei, oder welchen Namen er derſelben geben möchte, finden würde. — Er will daß auch keine einzige Freiſtätte für die Freunde der Republik und der heiligen Freiheit mehr übrig bleibe. Er will Euch Alle vernichten, ja Alle, und noch heute, in wenigen Stunden; er hat es verſprochen und geſchworen. Zweitauſend Böſewichter haben es mit ihm geſchworen, ich habe dieſe Nacht ihre furchtbaren Eide gehört, und fünfzig meiner Collegen haben ſie mit mir gehört. Wir haben die Zubereitungen der Mörder geſehen, der Tyrann befahl ſeinen Lictoren . . . Ich nenne Euch, Dumas, den unwürdigen verruchten Präſidenten des Revolutionstribunals; Henriot, das treuloſe Oberhaupt, welches man der Nationalgarde gegeben hat . . . „Ja“ fiel ihm Billaud-Varennes, der ſeine Ungeduld nicht länger bezähmen konnte, in die Rede, „der Augenblick iſt gekommen, wo man ſich ganz erklären muß. Nach allem, was vorhergegangen iſt, wundere ich mich nicht, St. Juſt auf der Rednerbühne zu ſehen. Er hat den beiden Ausſchüſſen verſprochen, ſeine Rede ihrem Ausſpruche zu unterwerfen, ehe er ſie im Convente ableſe; und jetzt tritt er auf, ohne Wort gehalten zu haben. Der Convent ſchwebt zwiſchen zwei furchtbaren Klippen, und zu Grunde gehen muß er, wenn er ſchwach iſt. Nur mit Entſetzen könnt ihr einen

Blick auf Eure wahre Lage werfen. Wiſſet, daß das Oberhaupt der bewaffneten Macht von Paris dem Revolutionstribunal als Mitſchuldiger Heberts von dem Wohlfahrtsausſchuß angezeigt iſt. Wiſſet, daß dieſe bewaffnete Macht von beinahe lauter Ariſtokraten angeführt wir. Wiſſet, daß ein Menſch, als von der Sendung neuer Volksrepräſentanten in die Departemente die Rede war, auf der ihm überreichten Liſte nur 20 Mitglieder des Convents einer ſolchen Sendung würdig fand; dieſer Menſch iſt Robespierre. Wiſſet, daß der Präſident des Revolutionstribunals geſtern im Jacobinerclubb ganz unumwunden den Vorſchlag that, daß man alle unreinen Mitglieder aus dem Schooße des Convents verjagen ſollte. Sterben wollen wir lieber, als dieſe Kränkungen noch länger ertragen. Gerade diejenigen, welche im Convent und Jacobinerclubb unabläſſig von Gerechtigkeit und Tugend ſprechen, treten beide unter die Füße, ſo oft ſie nur können. Hier iſt der Beweiß. Ein Schreiber des Wohlfahrtsausſchuſſes entwendete 114,000 Livres. Ich ſpreche von ſeiner Verhaftung, und Robespierre verhinderte ſie. Ha, Bürger, tauſend ähnliche Thatſachen könnte ich Euch anzeigen; und doch ſind wir es, die er anklagt. — Gerade dieſe Thatſachen haben mich erſt auf den Schlund hingeleitet, den er unter unſern Füßen gräbt, und den wir mit unſern Leichnämen ausfüllen werden, wenn wir nicht über ihn und ſeinen Anhang triumphiren.“

Länger vermogte ſich Robespierre nicht zu halten, mit Ungeſtüm ſchwang er ſich auf die Rednerbühne; mit aufgehobenen Händen verlangte er das Wort; aber von allen Seiten erſchallte ein: „Hinunter mit dem Tyrannen:“ und verlaſſen mußte er von Neuem die Bühne. Tallien erhielt an ſeiner Stelle das Wort. „Ich forderte ſo eben,“ ſagte er, „daß der Schleier zerriſſen werden ſollte, und mit Entzücken ſehe ich jetzt, daß er

es ist. Entlarvt sind die Tyrannen. Bald werden sie vernichtet seyn, und die Freiheit wird noch einmal triumphiren. Alles verkündigt, daß der Feind der Nationalrepräsentation unter ihren Streichen fallen wird. Einen herrlichen Beweiß von unserer republicanischen Redlichkeit geben wir der wachsenden Republik. Geschwiegen haben wir bis jetzt; aber von seinen Planen unterrichtet, schweigen wir nicht länger. Mit diesem Dolch würde ich ihm das Herz durchbohren, wenn der Convent den Muth nicht hätte, seine Verhaftung zu decretiren. Nicht auf ein Individuum, nein, auf eine weit verbreitete Verschwörung mache ich aufmerksam. Die Verhaftung Henriots verlange ich vor allen Dingen. Ist diese geschehen, dann mögen wir ruhig in der Untersuchung fortfahren. Robespierre's Anklage ist in Euren Herzen, und steht auf Euren Gesichtern geschrieben. Ist auch eine Stimme, die hier sagen kann: „Robespierre war nicht ein Unterdrücker?" Er spreche, der Sclave, dessen Niederträchtigkeit sich mit so unwürdigen Fesseln befreunden könnte. — Er spreche, damit ihn der Abscheu und die Verachtung des ganzen Convents und aller wahren Republicaner treffe. Haben die Bürger unter den schändlichsten unserer sich Könige nennenden Tyrannen, unter einem Ludwig XI., Ludwig XIV., und unter den schimpflichen Maitressenregierungen Ludwigs XV., in einer blutigen Sclaverei geschmachtet? — Ich kann nicht leben und mein Vaterland in den Ketten eines solchen Menschen schmachten sehen. Zittere, Robespierre! erzittere, Tyrann! Deine unkluge Rede hat dich in aller Augen entlarvt. Siehe mit welchem Abscheu sich alle freie Männer von dir entfernen! Wir freuen uns deiner Todesangst; aber das Heil des Vaterlandes will, daß wir sie nicht verlängern. Ich erkläre nochmals, daß, wenn der Convent nicht die Anklage des Tyrannen decretirt, ich ihm den Dolch ins Herz stoßen werde." — Die ganze Versammlung erhob sich, einen

wüthenden Beifall zollend. Robespierre ſchien vor Furcht unbeweglich, und St. Juſt verſchwand von der Rednerbühne, den Augenblick verfluchend, in welchem er dieſelbe beſtiegen hatte. Couthon fürchtete, durch ein Wort die Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen.

Von den übrigen Verſchwornen unterſtützt, brachte es Tallien dahin, daß außer Henriot auch noch ſein Generalſtab, Dumas, Boulanger und Defraiſe verhaftet werden ſollten. Vergeblich forderte Robespierre von Neuem das Wort. Man riß ihn von der Rednerbühne. Nur ſeine Ankläger ſollten gehört werden. Von dieſen nannte ihn Vadier den alleinigen Verfaſſer des Dekrets vom 22. Prairial, und ſpottete bitter über Catharina Théot, dieſe Mutter Gottes, die er Robespierre's Hohenprieſterin nannte. Bourdon (von Oiſe) beſchuldigte ihn, ſechs Patrioten von Brüſſel aufgeopfert zu haben. Andere brachten noch unbeſtimmtere Beſchuldigungen hervor.

Collot d'Herbois verlor ſich in perſönlichen Angriffen gegen ſeinen Feind, dem er einen egoiſtiſchen Eigendünkel vorwirft, und wobei er die Ungeſchicklichkeit begeht, ihn hierin nachzuahmen. Billaud-Varennes wirft ihm ſogar vor, Danton lange vertheidigt zu haben, und geht, durch den Inſtinct ſeiner Grauſamkeit getrieben, faſt ſoweit, ihn der Mäßigung und zu vieler Gnade zu beſchuldigen. Tallien, ungeduldig, fiel endlich wieder ein und ſagte: „Zu was dienen alle dieſe einzelnen Thatſachen, da ihr in Eurem Innern die tiefe Ueberzeugung von Robespierre's Verbrechen habt? Der ganze Tag würde nicht hinreichen, um den kleinſten Theil derſelben nur zu berühren, und ihr habt keine Minute von dieſem Tage zu verlieren, den der Tyrann wohl anzuwenden wüßte, wenn man ihm einen Augenblick Ruhe gönnte. — Ueber was kann er ſich beklagen? er kömmt ja durch die von ihm ſelbſt erfundenen Waffen um, von denen er einen ſo grau-

ſamen Gebrauch unter uns gemacht hat. — Welchem Beklagten hat er jemals das Recht, ſich zu vertheidigen, geſtattet? — Laßt uns jetzt ebenfalls ſagen, daß unſer Gewiſſen ſeit langer Zeit erleuchtet iſt! Darf der ſich beklagen, der durch das abſcheuliche Geſetz vom 22. Prairial neun Zehntheile der Franzoſen außer dem Geſetz erklärt hat? — Keine Umſtände mit den Tyrannen und ihren Schergen! man kann ihr Ende nicht genug beſchleunigen: er ſelbſt hat euch dieß hundertmal wiederholt. Wohlan, er komme ohne Aufſchub ſammt den Helfershelfern ſeiner freiheits-mörderiſchen Tyrannei um."

„Schlagen wir mit feſtem Arme zu, bis auf die Bänke des Revolutionstribunals, bis in die Schreibſtuben der Jakobiner, in die des Gemeinderaths; laßt uns ihn und ſeinen, aus Böſewichtern und Spitzbuben beſtehenden Generalſtab verfolgen. Laßt uns endlich ſo vielen feigen Angriffen auf die Menſchheit und ihre heiligſten Rechte ein Ziel ſetzen. Laßt uns frei ſeyn, laßt uns Männer ſeyn, trotzt jeder Gefahr, um der Sclaverei zu entgehen. Ein Leben ohne Freiheit, ein Leben, in der Knechtſchaft iſt zehnmal ſchlimmer als der Tod, und kann nur ſolchen Menſchen behagen, die mit dem Vieh der ſchlechteſten Gattung auf einer Stufe ſtehen. Stimmt über die Verhaftung des Tyrannen ab: dann wollen wir uns mit ſeinen Speichelleckern und Höflingen befaſſen."

Tallien ſchien eine abſolute Gewalt auf die ganze Verſammlung erlangt zu haben; der Berg erhob ſich mit einem Male, um Robespierre's Verhaftung zu begehren. Dieſer, von ſeiner Betäubung etwas zurück gekommen, verſuchte nun alles Mögliche, um zum Worte zu kommen. Seine ſchneidende, gellende Stimme durchdrang die donnernden und brüllenden Stimmen ſeiner Feinde. — Bald erkletterte er die Rednerbühne, bald den Stuhl des Präſidenten. Dieſer blieb taub für ſein

Geſchrei, — es war Thuriot, dem er ſchon zwanzigmal mit dem Tode gedroht hatte.

Ein fortdauernder Kampf entſpann ſich zwiſchen der Klingel des Präſidenten und Robespierre's Stimme. In Verzweiflung ſuchte er mit begierigen Augen diejenigen ſeiner feilen Höflinge, die ihm im Glücke am Meiſten geſchmeichelt hatten, aber vergeblich; es ſchien, als ſuchten ſie ſich ſeinen Blicken zu entziehen, und die Furcht und Angſt ſtand deutlich auf den blaſſen, todtenähnlichen Geſichtern dieſes kriechenden Ungeziefers, das ſich überall gleich bleibt, geſchrieben. — „Zum letzten Male," ſchrie er jetzt, „Präſident der Meuchelmörder, verlange ich das Wort." — Die Klingel antwortete ihm abermals, und jetzt änderte Robespierre ſein Projekt und wirft ſich auf die Bänke, wo Vergniauds Freunde ſitzen, deren Hülfe er anſpricht, indem er ſagt: er habe dieſe durch ſeine Beſtändigkeit, ſie zu vertheidigen, wohlverdient. „Wir müſſen einander gegen die gemeinſchaftlichen Feinde," fuhr er fort, „die ſeit langer Zeit Euern Tod geſchworen haben, und heute den meinigen verlangen, unterſtützen."

„Von dieſen Bänken zurück," ruft ihm Ferrand zu, „du beſudelſt ſie durch deine Gegenwart. Vergniaud und Condorcet ſaßen hier."

Robespierre fängt von Neuem den Kampf mit des Präſidenten Klingel an. Aber ſchon geht ihm die Stimme aus. „Man will mich morden!" keuchte er. — „Haſt du den Tod etwa nicht verdient, tauſendfach verdient?" antwortete man ihm. — Noch immer will er ſich Gehör verſchaffen; aber man reißt ihn zurück, und Garnier, welcher bemerkt, daß ſeine Stimme ſich verändert hat, ruft ihm zu: „Das iſt Dantons Blut, das in deinem Rachen zuſammenſtrömt und deine Sprache erſtickt!" Er ſchimpft, er droht, er wirft ſich voll Verzweiflung auf die

Bänke, er ſpringt wieder auf, ſein Mund ſchäumt, Rache blitzt aus ſeinen Augen.

Endlich machte Louchet dieſer fürchterlichen Scene ein Ende, indem er auf Robespierre's Verhaftung beſtand. Sie wurde eben decretirt, als der Bruder des Angeklagten mit den Worten auftrat:

„Ich bin eben ſo ſchuldig, als mein Bruder; ich theile ſeine Tugenden, und verlange in das Anklagedecret aufgenommen zu werden.“ Lebas that dieſelbe Forderung.

Dieſe Zufälle ſchienen die Verſammlung auf einige Augenblicke zu verwirren. Einige ſchienen ſogar durch dieſe brüderliche Ergebenheit gerührt, aber Elias Lacoſte ſchrie: „Nein du ſollſt nicht von deinem Bruder getrennt werden, warſt du nicht geſtern auch bei den Jakobinern und haſt ſie zur Ermordung aller Stellvertreter des Volks aufgefordert?“ — Freron rief: „Ein Tyrann hat ein zähes Leben, nieder mit ihm!“ Er beſtand auf dem Verhaftsdecrete gegen Couthon und St. Juſt, und von Lacoſte unterſtützt erhielt er es. St. Juſt mußte die Rede aushändigen, welche er zu ſprechen angefangen hatte, — „einen wahren Dolch,“ ſagte ein Schriftſteller, „die ganze Verſammlung zu ermorden.“

Es wurde nun über Robespierre's Verhaftung abgeſtimmt, und dieſelbe bis auf fünf oder ſechs Stimmen einſtimmig unter dem Geſchrei: „Es lebe die Republik!“ decretirt. — „Die Republik!“ ſchrie Robespierre, „es gibt keine mehr, die Spitzbuben ſiegen!“ Gleich darauf ward auch ſeines Bruders, nebſt St. Juſt's und Couthons Verhaftung decretirt. Als letzterer hörte, daß man ihn der Tyrannei anklagte, ſagte er: „Wie? ich, lahm, wie ich bin, ſoll nach der Herrſchaft trachten?“ — „Du haſt hundert Arme für das Verbrechen,“ ſchrie ihm Legendre

Bald fügte man zu den erlaſſenen Verhaftsdecreten noch

das von Robespierre's Schwager Lebas, das von dem berüchtigtigten Präſidenten des Revolutionstribunals, Dumas, die von Henriot, Boulanger, Dufraiſe, Lavalette, Aubigni, Prosper, Figas, ſämmtlich Chefs der Nationalgarde, hinzu. — Noch in der nämlichen Sitzung ließ der Convent Robespierre und die mit ihm angeklagten Deputirten vor die Schranken ſchleppen, um ſich an ſeiner Demüthigung zu weiden, doch koſtete es Mühe die Gerichtsboten dahin zu bringen, ihre Schuldigkeit zu thun, ſo ſehr war der Tyrann gefürchtet.

Der furchtbare Robespierre war zwar gelähmt, aber noch nicht zerſchmettert. Ein fragender Blick, den er auf die Gallerien warf, erhielt ein Ziſchen zur Antwort. „Die Banditen ſiegen," ſagte er mit verbiſſener Wuth, indem er ſich den Schranken näherte, wo die Gensd'armerie ſeiner harrte, um ihn mit ſeinen Freunden in den Luxemburg zu bringen. Noch war aber nicht Alles gewonnen, noch konnte der gefürchtete Namen des Unbeſtechlichen Wunder vollbringen. Robespierre ins Gefängniß führen laſſen! — ein unerhörtes Wageſtück: alle ſeine Schergen waren im Anzuge und Henriot mit ſeinem ganzen Generalſtabe durcheilte ſeit dem Morgen die Straßen der Hauptſtadt.

Während der Debatten im Convente hatte der Maire Fleuriot und der Nationalagent Payan, alle Municipalbeamten aufforderu laſſen, ſich in dem Gemeindehauſe einzufinden. Auf Payans Vorſchlag wurden aus dem allgemeinen Rathe Emiſſäre verſchickt, um das Volk zum Beiſtande ſeiner Obrigkeit und zur Rettung des bedrohten Vaterlandes zu ermuntern. Dieſe Sendung blieb nicht ohne Erfolg. Große Menſchenmaſſen bewegten ſich dem Gemeindehauſe zu, wo ſich die Befehlshaber der Nationalgarde und die conſtituirten Obrigkeiten bereits durch einen Eid verpflichtet hatten, die Sache des Volks zu vertheidigen. „Patrioten," ſagte man dem hinzuſtrömenden Volke, „ſind

Gefahr unterdrückt zu werden; aber retten werdet ihr sie, wenn ihr dem braven Henriot folgt, der die Befehle der Municipalität vollziehen wird."

Eben so thätig hatten die Jacobiner Abgeordnete ausgesendet, um die Sectionen von Paris, das Lager von Sablons und die Arbeiter in der Pulvermühle von Grenelle in Bewegung zu setzen. Auch von dieser Seite war eine große Menschenmasse im Anzuge, und nichts blieb unversucht, um sie zu einem hartnäckigen Kampfe zu bestimmen.

Die Sturmglocke läutete, die Thore wurden geschlossen, Henriot stellte sich an die Spitze der Seinigen und drohte, den ganzen Convent zu vernichten. Die Insurrection war vollendet.

Außerdem war das Revolutionstribunal durchaus von Robespierre's Creaturen besetzt; auch nicht ein Mitglied desselben war, das er nicht ernannt hatte, und war Marat von demselben triumphirend zurückgekommen, so mußte Robespierre wenigstens heilig gesprochen werden. — In der Nationalversammlung fühlte man wohl, und hätte vielleicht gewünscht, daß Talliens Dolch der Sache ein schnelles Ende gemacht hätte, indessen hatte der Kampf auf Tod und Leben einmal begonnen, und kein Rücktritt war mehr möglich.

Bald zeigte es sich, daß die Furcht, welche man wegen Robespierre's Einfluß hatte, nur zu gegründet war. Henriot und seine Satelliten schienen überall die Oberhand zu bekommen. Als man gegen fünf Uhr des Abends noch achtzig Schlachtopfer auf den Richtplatz führte, und die Bedeckung nicht sehr zahlreich war, hörte man zum ersten Male, wie das Volk laut
ade für sie verlangte, und Einige riefen sogar, Robespierre
an ihre Stelle. Jetzt wirft sich das Volk auf die Todten-

karren, hält den Marsch auf, verjagt die Gensd'armen, der Henker selbst scheint sich eines Ruhetags zu freuen, und die Schlachtopfer belebt wieder neue Hoffnung. — Aber in dem Augenblicke sprengt Henriot mit seinen saubern Adjudanten herbei, sammelt die zerstreuten Gensd'armen wieder, läßt mit den Säbelklingen auf das unbewaffnete mitleidige Volk einhauen, — der Todtenmarsch wird fortgesetzt, und am Tage der Rettung müssen noch achtzig Schlachtopfer der Tyrannen durch einen schon in Verhaft decretirten Bösewicht fallen.

Ueber diesen Erfolg stolz, versuchte Henriot nun das Mitleiden des Volkes zu Gunsten Robespierre's in Bewegung zu setzen, und schreit über Rebellion und Aufruhr bis unter die Fenster der Tuillerien.

Wahnsinn und Verwirrung schienen sich von Neuem auf Paris herabgelassen zu haben. In derselben Straße schrie man: „Es leben Robespierre und die Volksbeamten!“ und: „Verderben den Tyrannen! Es lebe der Convent!“ Um Robespierre Hülfe zu leisten, setzten sich die Bewohner der Vorstadt St. Marcel in Bewegung; die rebellische Municipalität zu bekämpfen, brach die Vorstadt St. Antoine auf. Ein wüthendes Blutvergießen schien unvermeidlich. Henriot wurde bald mit Säbelhieben verfolgt, bald im Triumph daher getragen. Er selbst wußte nicht ob er den Convent angreifen, oder das Gemeindehaus vertheidigen sollte, und schwankte lange wie besessen in den Straßen umher. Er wurde endlich durch zwei Deputirte, als er das Volk anredete, und auf deren Geheiß von eben dem Volke gefangen genommen, und in den Sicherheitsausschuß gebracht. Coffinhal befreite ihn einige Augenblicke darauf. Endlich gelang es ihm, an der Spitze eines starken Trupps, die Vorposten der Tuillerien zu überwältigen. Mit einer furchtbaren Artillerie

rückte er in die Höfe des Nationalpallastes ein, und drang bis in den Saal der Freiheit vor, um die Mitglieder der Regierungsausschüsse zu verhaften. Schon kündigte Collot d'Herbois, den Präsidentenstuhl besteigend, der Versammlung an, daß man eines ruhmvollen Todes sterben müsse; schon riefen alle Mitglieder der Versammlung; „Wir sind zum Tode entschlossen!" als sich die Zuhörer auf den Gallerien der Verlassenen annahmen, Henriot und die Seinigen zurückdrängten, und alle Gefahr entfernten. Der Sieg erklärte sich von diesem Augenblicke an für den Convent. Das Gemeindehaus wurde umringt.

Gerade um diese Zeit trat Legendre, mit einer geladenen Pistole und von zehn entschlossenen Gefährten begleitet, in den Saal der Jacobiner ein. Allgemeiner Schrecken ergriff die ganze Gesellschaft. Ihr Präsident Vivier, auf welchen Legendre mit drohender Miene losging, sprang von seinem Lehnsessel und verlor sich unter der Menge. Alle drängten sich nach der Thüre zu, um die Straße zu gewinnen, weil Legendre's Begleiter ihnen verkündigten, daß Kanonen gegen den Saal im Anzuge seyen. In wenigen Augenblicken war der Saal gereinigt. Legendre verschloß ihn, und überlieferte dem Convente die Schlüssel mit eben so viel Pathos, als ein glücklicher Feldherr seinem Souverain die Schlüssel einer eroberten Stadt.

Der Henker Lyons, Collot d'Herbois, schwankte noch immer in Angst, und hatte in seinem verwirrten Berichte die Gefahr augenscheinlich vergrößert. Glücklicherweise sahen sie Tallien, Barras, Legendre und Freron mit anderen Augen an, und der Erstere sagte: „Robespierre hat uns durch seine und seiner Mitschuldigen Rebellion das einzige Mittel in die Hände gegeben, das gegen einen Tyrannen anwendbar ist, und dem Vaterlande und dem Convente die Freiheit wieder geben wird. Gott sey

Dank, zu unſerer Aller Heil haben wir nun nicht mehr nöthig, ihn durch das Geſetz, oder vielmehr das Revolutionstribunal richten zu laſſen, wo wir ſicher den Kürzern gezogen hätten; ſeine Empörung berechtigt uns vollkommen, ihn und alle ſeine Schergen außer dem Geſetz zu erklären. Laßt uns durch daſſelbe Decret den rebelliſchen Gemeinderath vernichten. — Keine Ungewißheit mehr, laßt uns alle Sectionen aufrufen. Laßt uns einen Commandanten der bewaffneten Macht ernennen. In jedem Kampfe gegen die Tyrannei muß man der angreifende Theil ſeyn, das heißt ſich des Sieges verſichern: dieß hat uns die Revolution gelehrt:" — Nun wurden die Decrete erlaſſen, durch welche Robespierre und alle ſeine Anhänger außer dem Geſetz erklärt wurden; Barras wird einſtimmig zum Befehlshaber der bewaffneten Macht ernannt, und ſchwur, das Amt annehmend, nur als Sieger zurückzukehren. Andere Deputirten eilen, um die Sectionen in Bewegung zu ſetzen.

Der Vorſteher des Gefängniſſes Luxemburg hatte indeſſen Robespierre und ſeine Freunde, den Befehlen des allgemeinen Sicherheitsausſchuſſes zum Trotz, nicht annehmen wollen, und ein Policei-Officiant hatte den Augenblick benutzt, die Verhafteten im Triumphe erſt in die Mairie, und bald darauf nach dem Gemeinde-Hauſe zu führen.

Der Generalmarſch rief nun alle Bürger nach dem Convente, und die Sturmglocke beſchied ſie auf das Stadthaus, wo der Gemeinderath war. Als aber die Sectionen die Conventsdeputirten kommen ſahen, vereinigten ſie ſich freudig mit dieſen. Die von Robespierre und ſeinen Helfershelfern Geächteten kamen ebenfalls aus ihren Schlupfwinkeln hervor und ganz Paris ſetzte ſich von allen Seiten her in Bewegung. Robespierre war indeſſen auf dem Gemeindehauſe und benahm durch ſeine Furcht

Denjenigen den Muth, die herbeigeeilt waren, um ihn zu vertheidigen. Er ſuchte vergeblich jenen Lanzenwald, den er bei den frühern Aufſtänden zu ſehen gewohnt war. Die Commiſſäre des Gemeinderaths hatten in den Vorſtädten nichts bewirkt, ſelbſt das roheſte Volk war der abſcheulichen Hinrichtungen müde und gab zur Antwort: „Wenn wir vor Hunger ſterben, ſo gibt man uns das Schauſpiel einer Hinrichtung von hundert ſogenannten Ariſtokraten, unter denen oft die beſten Patrioten und Sansculotten ſind. Will man uns mit Menſchenfleiſch ſpeiſen und mit Blut tränken? — Robespierre hatte alle Freiheit und alle Menſchenrechte unterdrückt, und wir ſollten uns eines ſolchen Tyrannen annehmen?“

Da indeſſen noch 2 — 3000 Männer um das Gemeindehaus ſtanden, ſo gab Payan noch nicht alle Hoffnung auf. Er affectirte die Decrete, welche die Erklärung außer dem Geſetz enthielten, mit Verachtung zu leſen. Die Meiſten, welche darin begriffen waren, ſuchten ihren Schrecken durch ein erzwungenes Lachen zu verbergen. Um eilf Uhr in der Nacht kam Barras, von mehreren Deputirten begleitet, mit 1800 Mann, welche ihm die Sectionen geſandt hatten, an. Er machte nun Anſtalten, das Gemeindehaus zu umzingeln und alle Ausgänge zu verſperren. Die Nacht verbarg die geringe Zahl ſeiner Streiter. Er läßt die Decrete, die er zu vollziehen kommt, laut vorleſen, und die 3000 Satelliten des Tyrannen wagen es nicht, ihn zu unterbrechen, ſie denken jetzt nur noch daran, ihre Oberhäupter auszuliefern; bald hört man ſie: „Es lebe der Convent“ ſchreien, die Kanoniere richten ihr Geſchütz gegen den Gemeinderath den ſie noch eben zu vertheidigen geſchworen hatten. Alle andern werfen die Waffen weg und zerſtreuen ſich. Man dringt nun in das Gemeindehaus, wo ſich die Tyrannen, gleich Räuber in einer Höhle, gefangen finden.

Um dem Schaffot zu entrinnen, drückte Robespierre eine Pistole in seinen Mund ab, wodurch er sich aber nur die Kinnlade zerschmetterte. Sein jüngerer Bruder stürzte sich aus dem Fenster, und zerschmetterte sich die Schenkelbeine. Couthon versuchte sich, unter einem Tische versteckt, durch Messerstiche zu tödten. Lebas drückte zu gleicher Zeit zwei Pistolen in seine Schläfe, und stürzte todt zu Robespierre's Füßen nieder. St. Just und Dumas wurden gefangen genommen. Henriot ward von Coffinhal, der ihm Alles zur Last legte, aus einem Fenster geworfen, und verbarg sich in einem Abzugsgraben, wo ein Gensd'arme ihn wieder fand, der ihn durch Säbelhiebe zur Ergebung nöthigte.

Die Gefangenen hatten bittere Kränkungen zu ertragen. Während Robespierre Ströme von Blut verlor, näherte sich ihm ein Bürger mit den Worten: „Es gibt ein höchstes Wesen!" Der podagrische Couthon wurde durch Kolbenstöße in Bewegung gebracht, und die übrigen Lebendigen unter diesen Unglücklichen nicht besser behandelt. Auf einer Art von Bahre trug man den ältern Robespierre bis an die Thüre des Conventssaales, um ihn der Versammlung zu zeigen. Keiner wollte ihn sehen, und Thuriot sagte: „Fort mit dem Cadaver eines Tyrannen, weil er die Pest verbreiten kann!" Man setzte ihn in einem von den Sälen des Wohlfahrtsausschusses ab. Hier war er Verwünschungen und Flüchen preisgegeben, während Schmerzen und Fieberschauer seinen Körper bewegten. Ohne einen Laut von sich zu geben, lag er zwei volle Stunden in derselben Stellung. Dann führte man ihn in das Hospital, Hotel-Dieu genannt, wo ein Wundarzt seine Wunde verbinden mußte, und zuletzt in die Conciergerie.

Alle, ausgenommen Lebas, der, ehe er sich erschoß, noch ausgerufen hatte: „Folgt meinem Beispiele, Feiglinge!" hatte

man lebendig bekommen. Unter ihnen war Dumas, Coffinhal, Payan, Fleuriot, der Schuhmacher Simon ꝛc., alle hatte man mit den Waffen in der Hand ergriffen und waren folglich außer dem Geſetz erklärt. Die Mitglieder des Revolutionstribunals werden zuſammen berufen und gezwungen ihre eigenen Chefs und Freuude zu verurtheilen. Der Sieg des Convents war vollkommen. Aber während ſich Alles der Freude überließ, fingen die Mitglieder der Wohlfahrts- und Sicherheitsausſchüſſe an, eine geheime Furcht zu bekommen; das allgemeine Freiheitsgeſchrei verkündete ihnen das nahe Ende ihrer Herrſchaft. Unter den 200 bereits Verhafteten ſind 199 ihrer Mitſchuldigen! — Die Billands und Collots-d'Herbois fürchten bald das Schickſal der Dumas, Coffinhals ꝛc. zu theilen; der Convent erhebt ſich endlich von ſeiner langen Erniedrigung und ſie müſſen wider Willen die Todesliſte ihrer Helfershelfer unterzeichnen, von denen heute 21, morgen 70, übermorgen 15 umkommen ſollen, und die Hand der Unterſchreibenden zittert zum erſten Male.

Als Robespierre von dem Revolutionstribunale zurückkehrte, wo ſein Prozeß ſehr ſchnell gemacht war, mußte er ſich durch 500 Verhaftete drängen, welchen der Schließer: „Platz dem Unbeſtechlichen!“ zurief. Das Schaffot wurde für ihn auf dem Revolutionsplatze, nämlich eben daſelbſt, wo ſo viele Tauſende für ſeine Grundſätze und zur Beſchleunigung ſeines Sturzes geblutet hatten, errichtet. Fürchterlich war der Anblick des Karrens, der ihn und ſeine Freunde dem Revolutionsplatze zuführte; ſein Kopf war in blutiger Leinwand eingehüllt, ſein Bruder und Couthon rangen mit dem Tode, Henriot war mit Wunden bedeckt, aus welchen noch das Blut rieſelte. Vor Robespierre's Wohnung hielt der Karren, und eine Gruppe von Weibern umtanzte ihn mit bacchantiſcher Wildheit. Außer den Gebrüdern **Robespierre, Couthon**, St. Juſt, Lebas, Henriot und Dumas,

wurden noch Fleuriot, Payan, Vivier, Präsident der Jakobinergesellschaft, Simon, Schuster und Erzieher des jungen Capets, und mehrere andere Mitglieder der Munizipalität hingerichtet. Couthon heult, St. Just ist erstarrt, Dumas, Coffinhal und Simon stoßen Flüche aus, die sich in dem Frohlocken der Menge verlieren. Das Volk jubelte laut in ungeheurer Masse, und noch inniger frohlockten Tallien und die übrigen Verschwornen. Die Leichname der Hingerichteten warf man in eben die Gruben, welche kurz zuvor aufgeworfen wurden, um die Körper mehrerer Hunderte von Schlachtopfern zu bedecken, die als Theilnehmer an der von Elias Lacoste angezeigten Verschwörung des Barons von Batz dem Tode geweiht waren.

„So stürzte auch Robespierre in den Revolutions-Schlund," sagt Buchholz, „zu dessen Erweiterung er selbst nicht wenig beigetragen hatte. Argwöhnender Parthei-Geist hat seinen Charakter verunstaltet. Es fehlte ihm an Talenten, an Genie und Einsichten. Irre geführt durch falsche Begriffe von der Bestimmung des menschlichen Geschlechts, wähnte er die Tugend, welche nur immer das Resultat glücklicher oder unglücklicher Socialverhältnisse ist, zur Stifterin einer bessern Ordnung der Dinge erheben zu können. Dieser Irrthum war die Quelle seiner Grausamkeit; denn unwidersprechlich beweisen alle seine Handlungen und Reden, daß er das Gute wollte. Sein Freiheitsfanatismus stellte ihn zuletzt an die Spitze eines großen Staats. Menschlich in dem engen Kreise eines Richteramtes, wurde er auf dem höchsten Standorte, den die Gesellschaft anweisen kann, zum Henker, weil auf demselben die Menschlichkeit nur durch Genie und Einsichten oder durch Verfassung und Gesetze gerettet werden kann, und weil in den unglücklichen Zeiten, wo Robespierre wirken mußte, selbst das größte Genie sich nur im Zusammenhalten, nicht im Organi-

ſiren zeigen konnte. Unerbittliche Strenge und die argwöhniſche Eiferſucht, womit er die Freiheit, ſein Idol, bewachte, erregten gegen ihn den Verdacht, daß er nach der Dictatur ſtrebe; aber ſein ganzes Leben trägt den Stempel der Uneigennützigkeit, und dieſe unterſcheidet ihn weſentlich von allen Tyrannen, welche das menſchliche Geſchlecht verheert haben, und macht ihn zum Einzigen in ſeiner Gattung. Fürchterlich war der Kampf, in welchen er mit ſich ſelbſt gerieth, als er ſeinen Irrthum zu ahnen begann. Ihn zu endigen, blieb er ſeinen Grundſätzen und ſeiner Rolle in einem Zeitpuncte getreu, wo ſie ihn nur ins Verderben ſtürzen konnten. Er konnte nicht länger leben, und ſein Tod war verdient; doch nicht die Art deſſelben. Um ſeinem furchtbaren Patriotismus zu entrinnen, beſchuldigte man ihn des Ehrgeizes; und ſo fiel er unter den Dolchen der Furcht, da er eigentlich unter dem Schwerte der verletzten Menſchlichkeit hätte fallen ſollen."

Robespierre war 35 Jahre alt, als er das Blutgerüſte beſtieg. Von mittlerer Größe und nervigtem Bau war er zu anhaltenden Arbeiten von der Natur ſelbſt geeignet. Seine herrſchende Stimmung war gefühlvoller Ernſt. Die cyniſche Simplicität, welche in ſeinem Wohnzimmer herrſchte, fand man in ſeiner Perſon nicht wieder; für dieſe liebte er ſogar den Schmuck. Während der ganzen Dauer ſeines Aufenthalts in Paris lebte er zurückgezogen in dem Hauſe des Tiſchlers Duplair, angebetet von ſeinen Hausgenoſſen. Rouſſeau's Werke waren ſein einziges Studium; der geſellſchaftliche Vertrag dieſes Schriftſtellers die Grundlage der Schreckensperiode, inſofern ſie von Robespierre ausging. Alle ſeine Gedanken und Gefühle gehörten dem Staate in einem ſo hohen Grade, daß keiner ſich ſeiner Freundſchaft rühmen konnte, und ſelbſt ſein Bruder von ihm ſagte: „Er

treibe Politik mit seinem Herzen.“ Von allen seinen Anhängern scheinen außer diesem nur Couthon, St. Just und Lebas ihn einigermaßen verstanden zu haben, alle übrigen, Payan selbst nicht ausgenommen, waren mehr seine Werkzeuge, und hätten daher auch minder hart behandelt werden sollen; aber das grausame Verfahren gegen sie bewieß nur allzusehr, daß der 9. Thermidor nicht zum Besten der tiefgekränkten Menschlichkeit herbeigeführt wurde. In wie weit die Scheußlichkeiten, welche das Revolutionstribunal in den letzten sechs Wochen von dieser Epoche verübte, auf Robespierre's Rechnung kommen, ist nie untersucht worden; aber ausgemacht ist es, daß Vadier, Elias Lacoste und mehrere andere seiner heftigsten Gegner sich in Erfindung neuer Verschwörungen am sinnreichsten bewiesen. Hieraus erklärt sich, warum in den letzten 45 Tagen nach Robespierre's Austritt aus dem Wohlfahrtsausschusse die Anzahl der unglücklichen Schlachtopfer von 577 plötzlich auf 1286 stieg.

Robespierre sagt man, sey Willens gewesen, von der Bühne zu verschwinden, auf welcher er sich so sehr ausgezeichnet hatte. So unglaublich dieß auch ist, so verdient dennoch der Grund, auf welchen sich diese Behauptung stützt, bestimmt angegeben zu werden. Er ist in einem anonymen Schreiben enthalten, welches man unter seinen nachgelassenen Papieren fand; selbst Ort und Datum sind in diesem Schreiben nicht angezeigt. Man bittet ihn darin, wegen der Sachen, die er seit dem Anfange seiner Besorgnisse überschickt habe, unbekümmert zu seyn. „Jetzt werden Sie,“ setzt der Briefsteller hinzu, „alle Vorsichtigkeit anwenden, welche die Nothwendigkeit einen Schauplatz zu fliehen, wo Sie bald zum Letztenmal erscheinen sollen, erfordert. Es ist unnöthig, Ihnen die Gründe noch einmal vorzuhalten, warum Sie in Gefahr schweben; denn der letzte Schritt, der Sie auf den Sopha der Präsidentenschaft führt, bringt Sie dem Blutgerüste

näher, wo Ihnen das Gesindel ebenso gut in's Gesicht speien würde, als allen, die Sie gerichtet haben. Orleans, genannt Egalité, diene Ihnen zum Beispiel. Da es Ihnen also gelungen ist, sich hier einen hinlänglichen Schatz zu sammeln, um mit den Personen, für welche ich bereits schon Gelder von Ihnen erhalten habe, bequem zu leben; so erwarte ich Sie mit Ungeduld. Wir wollen dann nach Ihrer Ankunft über die Rolle lachen, die sie in den Unruhen einer ebenso leichtgläubigen, als nach der Neuheit gierigen Nation gespielt haben."

Dieses Schreiben, trägt mehr den Stempel der berechneten Beleidigung, als der theilnehmenden Freundschaft, und muß daher, wo nicht für untergeschoben, doch für das Produkt eines erbitterten Gemüthes gehalten werden, welches geheime Rache suchte. Für Robespierre gab es in Europa schwerlich einen Zufluchtsort, und ein Uebermaaß von Unsinn verrieth die Voraussetzung, daß Robespierre und Pitt in Betreff der französischen Colonien im Einverständnisse gewesen seyen, und daß der erstere sich nach England hätte zurück ziehen sollen.

St. Just, ehemals Marquis von Fonteville, war ein junger Mann und von großen Talenten. Als ein feuriger Bewunderer Robespierre's schrieb er schon im August 1790 folgenden Brief an ihn: „Gegen den Strom des Despotismus und der Cabale erhalten sie das wankende Vaterland aufrecht; wie die Gottheit lerne ich sie durch Wunder kennen. Ich wende mich also an Sie mit der Bitte, meinen unglücklichen Geburtsort mit mir zu retten. Unterstützen Sie mit ihrem ganzen Talente die Adresse worin ich die Vereinigung meines Erbtheils mit den Nationaldomänen verlange; denn nur dadurch kann mein Geburtsort in dem Besitze eines Privilegiums bleiben, ohne welches er von [illegible] aufgerieben werden muß. Sie sind nicht der Abgeordnete

einer Provinz, ſondern der Deputirte der Menſchheit und der Republik.“ Dieſe Bewunderung ſcheint ihm immer eigen geblieben und die Quelle aller ſeiner Uebertreibungen geweſen zu ſeyn. Robespierre's übrige Unglücksgefährten ſind minder merkwürdig.

So ſtarben in dem kurzen Zeitraume eines Jahres die Stifter vom 31. Mai und die Koryphäen des Schreckenſyſtems, der menſchenfreſſende Marat durch die Hand des Heroismus, der die Ungeheuer vertilgt; der coloſſale Danton durch das nivellirende Beil der Gleichheit, der grauſame patriotiſche Robespierre durch die Dolche der Furcht.

Zuſtand Frankreichs bei dem Sturze des Schreckenſyſtems.

Wenn wir alle im Laufe dieſer Erzählung zerſtreuten Züge enger zuſammendrängen, ſo erhalten wir folgendes Bild von Frankreich: Der Bürgerkrieg entflammt, der Nationalconvent verſtümmelt, ohnmächtig, unterjocht; die Herrſchaft des Schreckens mit proconſulariſchen Quälereien eingeführt; alle Gefühle der Natur erſtickt; die Freiheit der Handlungen, der Worte, der Preſſe gefeſſelt; Handel, Künſte und Wiſſenſchaften zerſtört; Vandalismus und Raub gekrönt; die Gaſtfreundſchaft aufgehoben, Verläumdungen und Verrath belohnt; die Ackergeſetze gepredigt; die Moral verdorben; der Nationalcredit verletzt; das Eigenthum geplündert; das Recht über Leben und Tod den gefühlloſeſten Geſchöpfen vertraut; Blutgerichte ohne Zahl; wandernde Blutgerüſte; vollgepropfte Kerker, in welchen Peſt und Grauſen um die Wette wütheten; 100,000 Schlachtopfer enthauptet, mit Kartätſchen erſchoſſen, erſäuft; 30,000 Vertheidiger der Republik aus Eigenſinn außer dem Geſetze erklärt; 600,000 Franzoſen zur Auswanderung gezwungen; Millionen von Familien,

von Wittwen und Waiſen in Thränen ſchwimmend; ganze Departemente, durch das Schwert oder durch Flammen gefreſſen; weitgeſtreckte Gefilde mit Todtengerippen beſäet; das Alter auf ſeinem Lager, die Kindheit im Mutterſchooße erwürgt; die jungfräuliche Schaam ſelbſt noch in den Armen des Todes entehrt; die Bewohner des Ozeans mit den Leichen gemäſtet, welche die Loire, Rhone und Seine ihnen auf blutigen Wellen zuführten; Vaucluſe in eine Thränenquelle, Nantes in ein Grab, Paris, Arras, Bourdeaux in Henkerſtätten verwandelt; Lyon ein Trümmer; der Süden eine Wüſte; ganz Frankreich ein ungeheurer Schauplatz von Schrecken, Raub und Mord.

Die Thräne ſtockt im Auge der Menſchlichkeit bei der Unermeßlichkeit des Elendes, und verlegen fragt der kalte Verſtand nach dem Zwecke, den man durch dieſe ungeheuere Mittel erreichen wollte?

Der Zweck war groß. Mehr als halb Europa widerſetzte ſich einer Verfaſſung, für welche ſich die Leidenſchaft erklärt hatte. Die ſchlechten Erfolge der vorhergegangenen Feldzüge hatten die Erbitterung der coaliſirten Mächte in einem ſo hohen Grade vermehrt, daß es von Seiten der franzöſiſchen Regierung auf nichts Geringeres ankam, als die Integrität des Reiches, wenn es ſeyn müßte, mit Aufopferung der ganzen gegenwärtigen Generation zu retten. Das Grauſenerregende, das in dieſem Entſchluſſe lag, fühlte man nicht eher, als bis es zur Ausführung kam; aber auch da noch geboten die Umſtände, daß die Menſchlichkeit dem Patriotismus wiche. So floß das Blut in Strömen, und die einzige erträgliche Erklärung, die man von dieſem niegeſehenen Phänomen geben kann, iſt der Widerſpruch, in welchem die Erhaltung der Individuen, mit der Erhaltung der Nation gerieth, — ein Widerſpruch, der zum Unglück der Menſchheit

nur allzuoft ſtattgefunden hat, und niemals, oder wenigſtens höchſt ſelten, auf eine unblutige Art gelöſ't worden iſt, in Frankreich aber, wenn man alle einzelnen Umſtände dieſes Widerſpruches zuſammen rechnet, ſich vorzüglich blutig löſen mußte.

Das Erſtaunen über die großen Erfolge während dieſer Periode (vom 2. Juni 1793 bis den 27. Juli 1794) wird durch eine genauere Bekanntſchaft mit den großen Mitteln vermindert, welche der Wohlfahrtsausſchuß gebrauchte, um ſie hervorzubringen. Von dieſen muß noch beſonders die Rede ſeyn.

Je zweifelhafter das Schickſal der jungen Republik im Anfang des Jahres 1793 war, deſto mehr waren die Inhaber der Aſſignate darauf bedacht, ihre Papiere gegen Metall umzuſetzen, denn der Werth, oder Unwerth dieſer Papiere hing lediglich von der Dauer oder Nichtdauer der Republik ab; und da die damalige Lage der Dinge auf eine baldige Umwälzung zum Vortheil des Königthums ſchließen ließ, ſo zitterten die Reichen am Meiſten für ihr Vermögen. Der Aufkauf des baaren Geldes gab den Aſſignaten den erſten Stoß. In kurzer Zeit ſanken ſie von ihrem Nominalwerthe ſo tief herab, daß die Regierung, welche gerade jetzt die unermeßlichen Ausgaben zu beſtreiten hatte, und dazu kein anderes Mittel vorfand, als die Aſſignate, für den Erfolg ihrer Unternehmungen beſorgt zu werden, die größte Urſache hatte. Um den ſinkenden Credit der Aſſignate zu heben, wurde in jener permanenten Sitzung, welche Dumouriez's Uebergang zu den Oeſterreichern veranlaßte, auf Cambons Antrag verordnet: „daß aller Verkauf und Kauf des baaren Geldes bei ſechsjähriger Kettenſtrafe, ſowohl für den Käufer als für den Verkäufer verboten ſey, und alle Ausgaben der Republik von nun an in Aſſignaten mit erzwungenem Münzcours bezahlt werden ſollten.

Dieſe fürchterliche Strafe wurde ſeit dem 2. Juni, welcher den Sieg des Berges entſchied, in Todesſtrafe verwandelt. Die revolutionäre Regierung, welche bald darauf ihren Anfang nahm, gelangte durch dieſes Geſetz in den Beſitz der größten Mittel, welche jemals einer Regierung zu Gebote geſtanden haben; und mit dem größten Rechte ſagte Barrere: „Die Aſſignatenfabrik ſey reicher als alle Goldminen, welche der Fleiß der Spanier in den Gebirgen von Südamerika aufgewühlt hatte.“ Nicht genug, daß der Wohlfahrtsausſchuß die Aſſignate durch den Schrekken im vollen Cours erhielt, vermehrte er auch die Maſſe derſelben in's Ungeheuere. Vier eigene große Manufakturen, in welchen nur Aſſignatenpapier verfertigt wurde, waren in einer ununterbrochenen Thätigkeit. Von der conſtituirenden Verſammlung der Legislatur und dem Nationalconvente zuſammen waren bis zum 1. Auguſt 1793 15,100,040,840 Livres Aſſignate creirt worden. Davon waren in dieſer Epoche, wo man anfing, die mit dem königlichen Bildniſſe bezeichneten Aſſignaten aus dem Umlauf zu ſetzen, noch 3,217,222,053 Livres im Umlaufe; und dieſe ungeheure Maſſe, welche durch ſich ſelbſt eine Stockung hervor bringen konnte, wurde noch täglich vermehrt.

So lange die Nationalgüter ihnen zum Unterpfand dienten, war ihr Werth nicht zu beſtreiten, und erſt als man anfing, die Maſſe über den Werth dieſer Nationalgüter, den man zu ungefähr 15 Milliarden Livres annahm, zu vermehren, wurde ihr Verfall nothwendig.

Außer dieſer unerſchöpflichen Quelle ſprudelten noch mehrere andere für die franzöſiſche Regierung dieſer Zeiten. Dahin gehörten:

1) Die Guillotinaden. Hievon iſt ſchon hinlänglich die Rede geweſen. Wir bemerken hier nur noch, daß der mit den Guillo-

tinaden verbundene Uebergang des Eigenthums auf Andere in einer neuen Ordnung der Dinge unumgänglich nöthig war, vorausgesetzt, daß diese neue Ordnung durchaus stattfinden sollte. Wurden reiche Privatpersonen nicht guillotinirt, so wurden sie, wie man es nannte, wenigstens gerupft.

2) Die gezwungenen Anleihen. Ihre Absicht war, einen Theil der ungeheuern Assignatenmasse, welche den Preis aller Lebensmittel nothwendig sehr erhöhen mußte, außer Umlauf zu setzen. Als sie dieser Absicht nicht entsprachen, kam der Wohlfahrtsausschuß durch das Gesetz des Maximums zu Hülfe.

3) Die revolutionären Taxen. Sie wurden eingeführt, um die Kosten der Kleidung, Bewaffnung und des Soldes der in Masse aufgestandenen Bürger, und den Unterhalt oder die Entschädigung, die den Eltern, Gattinnen oder Kinder derselben ertheilt werden mußten, bezahlen zu können. Der Mißbrauch, welchen sich die Conventscommissäre bei der Eintreibung dieser Taxen zu Schulden kommen ließen, verwandelte diese Maßregel des Wohlfahrtsausschusses in eine Maßregel des höchsten Despotismus. Am Meisten wurde in den großen Handelsstädten geraf't. Man nahm den Reichen gemünztes und ungemünztes Gold und Silber hinweg, so viel man wollte; man zwang sie, ihre Geldvorräthe gegen Assignate umzusetzen; man beschuldigte sie des Egoismus, wenn sie ihren Plünderern nicht mit den größten Aufopferungen entgegen kamen; man nannte es brüderliche Mahnung, wenn man sich mit Millionen oder Hunderttausenden abfinden ließ, ohne sich an dem Kopfe ihrer Besitzer zu vergreifen. Tallien ließ sich zu Bordeaux die Silbergeschirre der reichsten Kaufleute ausliefern, verwandelte sie in sein Eigenthum und prunkte damit auf seiner Tafel, sogar den ehemaligen Besitzern gegenüber. Diese proconsularischen Quälereien brachten

4) die freiwilligen Geſchenke in Gang, welche, wie man leicht denken kann, in vielen Fällen ſehr unfreiwillig waren.

Sowohl die revolutionären Taxen, als die freiwilligen Geſchenke, brachten dem Nationalſchatze, nach Abzug der mit der Eintreibung verbundenen Koſten, nicht mehr als **20,116,330** Livres.

Das Kirchenſilber, in Münze verwandelt, gab eine Ausbeute von **40** Millionen.

Die Contributionen in den eroberten Ländern waren nicht minder einträglich. Diejenigen, welche nach der Eroberung Belgiens im Juli **1794** eingetrieben wurden, beliefen ſich auf **13,359,404** Livres in klingender Münze. Noch weit beträchtlicher waren unſtreitig die ſogenannten Requiſitionen oder Lieferungen in Natur.

Bedenkt man nun, daß bei allen dieſen Gewaltthätigkeiten, wenigſtens noch ſechs Milliarden Aſſignaten im Umlaufe waren, welche mit dem baaren Gelde **al pari** ſtanden; ſo muß man geſtehen, daß Frankreich vermöge ſeiner Volksmenge und des Nachdruckes, welchen die Schreckensregierung allen Operationen gab, dem ganzen Europa gewachſen ſeyn mußte. Große Zwecke, große Mittel; aber nicht die volle Kraft, die letztern zu gebrauchen, weil es nur auf Koſten der Menſchheit geſchehen konnte: dieß iſt der Charakter der revolutionären Regierung.

Buchholz hat noch folgende, zum Theil ſehr richtige Betrachtungen über die Ereigniſſe jener Zeit angeſtellt:

„Allenthalben, wo eine größere oder kleinere Geſellſchaft von Menſchen ohne Verfaſſung und Geſetze lebt, findet man Freiheit

und Gleichheit. Sie dauert nicht länger, als bis die Gesellschaft, durch die Menge ihrer Bestandtheile genöthigt wird, sich zu ordnen, d. h. Verfassung und Gesetze, wie roh sie immer seyn mögen, anzunehmen; aber sie lebt als Wunsch in der Brust aller Derjenigen fort, welche bei der Anordnung der Bestandtheile auf eine untere Stufe zu stehen gekommen sind. Dieß ist der Grund, warum Freiheit und Gleichheit als Idee immer wieder zum Vorschein tritt, so oft von einer neuen Anordnung der Dinge die Rede ist. Mehr großmüthig als einsichtsvoll, haben einzelne Philosophen der neuern Zeit, aus dieser Erscheinung auf eine bestimmte Anlage des menschlichen Geschlechts zurückschließend, behaupten wollen, alle Verfassungen müßten sich zuletzt in Freiheits- und Gleichheitssysteme auflösen. Aber der Wunsch nach Freiheit und Gleichheit ist nicht eine besondere Anlage des Menschen, sondern nur das Resultat seiner übrigen Anlagen, und wird als solches von der Natur nur gebraucht, um höhere Zwecke zu erreichen, die, wenn überall ein Plan im menschlichen Leben ist, sich nothwendig in eine gränzenlose Entwicklung des menschlichen Geschlechts auflösen müssen. Weit entfernt also, daß der Wunsch nach Freiheit und Gleichheit zur Vereinfachung der Staaten, Verfassungen und Gesetzgebungen hinwirken sollte, kann er nur dazu beitragen, daß sie noch zusammengesetzter werden, weil die Natur ihren Zweck nur auf diesem Wege erreichen kann.

Auch in Frankreich trat dieser Wunsch zum Vorscheine, sobald die monarchische Verfassung aufgehoben war, und irgend eine andere an ihre Stelle treten mußte. Es war Verkennung seiner Bestimmung, was nach dem Tode Ludewigs XVI. den Nationalconvent in zwei Partheien theilte, welche nothwendig die Gestalt zweier Factionen annehmen mußten, da weder die eine

noch die andere dieſen Wunſch nach ſeinem wahren Werthe zu würdigen verſtand. Die ſchrecklichen Folgen ahnend, welche mit der Befriedigung deſſelben nothwendig verbunden waren, widerſetzten ſich ihr die Girondiſten; blindlings die Ideen der Großmuth und Gerechtigkeit ehrend, und unbekümmert um Folgen, welche ſich mehr ahnen als beweiſen ließen, redete ihr die Bergpartei das Wort. Faßt man mehr den Charakter beider Partheien, als den der einzelnen Mitglieder derſelben ins Auge, ſo muß man, um gegen beide gerecht zu ſeyn, eingeſtehen, daß auf Seiten der Girondiſten die meiſte Einſicht, und auf Seiten der Bergparthei die meiſte Energie war. Allerdings verdienten die erſteren in dem Kampfe, welchen ſie mit ihren Gegnern zu kämpfen hatten, den Sieg davon zu tragen, weil, wo es auf Organiſation ankommt, der Einſicht immer der Vorrang, ſelbſt vor der Tugend gebührt; aber ſie unterlagen, weil ihre Einſicht nicht entwickelt genug war, weil ſie durch Leidenſchaften erſetzen wollten, was ihnen daran abging, und weil ſie es wagten, ſich dem herrſchenden Wunſche zu einer Zeit entgegen zu ſtellen, wo ſie trotz ihrer beſſern Einſicht und ſogar vermöge derſelben, als Verräther an dem allgemeinen Wohl erſcheinen mußten. Sie fielen, weil ſie allzufrüh organiſiren wollten.

Unſtreitig würde die ſiegende Parthei nach dem Sturze der Girondiſten ihren Irrthum ſehr bald eingeſehen haben, wäre ſie nicht durch beſondere Umſtände verhindert worden ihre Blicke über die leidige Gegenwart hinaus zu erſtrecken. Der leidenſchaftliche Krieg, durch welchen die coaliſirten Mächte (England allein ausgenommen, welches, wie faſt immer, kaufmänniſche Zwecke verfolgte) die Wiederherſtellung der alten Ordnung der Dinge erzwingen wollten, gab dem Freiheits- und Gleichheitsſyſteme der Bergparthei einen Nachdruck, den es als bloße Con-

ception eines ſchwärmeriſchen Gemüthes nie erhalten haben würde. Von allen Seiten bedroht, konnte Frankreich nur durch ungeheure Anſtrengungen gerettet werden. Wie unnatürlich auch der Patriotismus in dieſem großen Reiche als allgemeine Triebfeder ſeyn mochte, da alle übrigen zerbrochen waren; ſo mußte man ihn dazu erheben, und ihn jedem einzelnen Bürger aufdringen, weil kein anderes Mittel übrig gelaſſen war. So entſtand das Schreckensſyſtem, wobei man genöthigt war, die Bereitwilligkeit der ärmeren Volksklaſſen als Muſter aufzuſtellen, und Ohnehoſerei als Tugend auszuprägen. Blutſtröme gehörten gewiß nicht in den Plan einer Regierung, deren vorzüglichſte Mitglieder ſich in früheren Zeiten mit dem lebhafteſten Eifer gegen die Todesſtrafe erklärt hatten; aber dieſe Blutſtröme waren unvermeidlich, von dem Augenblicke an, wo Frankreichs kritiſche Lage die Tugend an die Tagesordnung brachte; denn der größte Theil der Menſchen iſt nur dann zu großen Aufopferungen bereit, wenn die Gefahr noch größer in der Nähe droht. Kein Wunder, daß alle bedeutenden Eigenthümer Gegenſtände der Verfolgung wurden! Gleiches Schickſal mußte Diejenigen treffen; welche ihr ehemaliger Stand dem Verdachte der Unzufriedenheit mit den Maßregeln der Regierung ausſetzte. Die Kerker wurden angefüllt. Sollten die Schuldigen ihr Leben retten, ſo war Landesverweiſung das einzige Mittel; aber eine traurige Erfahrung hatte gezeigt, wie gefährlich Landesverwieſene werden können. Um Frankreich nicht noch größeren Gefahren auszuſetzen, als womit es bereits umgeben war, mußte alſo die Regierung grauſam werden. Sie würde es geweſen ſeyn, wenn ſie nur ihr Freiheits- und Gleichheitsſyſtem hätte durchſetzen wollen; ſie wurde es doppelt, weil äußere Umſtände dieſem Syſteme für den nächſten Augenblick eine rettende Kraft verliehen.

Sowohl die Menge der Schlachtopfer, als die große Anzahl der unſchuldig Hingerichteten, machte durch das Mitleiden, welches ihr Schickſal erregte, zuerſt aufmerkſam auf die Abgeſchmacktheit eines unbedingten Freiheits- und Gleichheitsſyſtems ſo wie es durch den Wohlfahrtsausſchuß von dem Convente ausgeübt wurde. Ohne genauer zu unterſuchen, wie viel von dieſem Syſtem der Regierung durch äußere Umſtände aufgedrungen war, fingen Mehrere an, es für das bloße Werk des Ehrgeizes und der Herrſchſucht zu halten. Selbſt Mitglieder der Bergpartei wurden von dieſem Wahne ergriffen; und ſo flößte Abſcheu vor einer Regierung, welche ihre Zwecke nur durch Blutſtröme erreichen konnte, und ſich ſelbſt in den außerordentlichſten Maßregeln gefiel, den Wunſch ein, das Problem einer revolutionären Regierung menſchlicher zu löſen.

Die Ultrarevolutionäre, an deren Spitze Hebert ſtand, bildeten ſich in vollſtem Ernſte ein, daß es gar keiner Regierung bedürfe, und indem ſie die beiden Sätze der Verfaſſungsurkunde: „daß das Geſetz der Ausdruck des allgemeinen Willens ſey," und: „daß die Souveränetät des Volkes ſich nicht übertragen laſſe," im buchſtäblichen Sinne nahmen, verfolgten ſie ſchwärmeriſch die Idee einer reinen Ochlokratie. Zwar geſtanden ſie ſich untereinander, daß ſie nicht begriffen, wie durch Aufhebung oder Vernichtung eines ordnenden Prinzips jemals Ordnung entſtehen könnte; ſie behaupteten aber zugleich (und offenbar mit einem Scheine von Wahrheit), daß aus einem noch ſo chaotiſchen Gemiſche ungleichartiger Theile nicht mehr Greuel hervorgehen könnten, als ſie täglich verüben ſehen. Unentſchloſſenheit, die nothwendige Folge der Verworrenheit in den Begriffen, wurde die Urſache ihres Todes. Vergeblich hatten ſie die „Erklärung der Menſchenrechte" in Trauerflor gehüllt, vergeblich hatten ſie

alle Anſtalten zu einer Gegenrevolution getroffen, welche dem wilden Blutvergießen wehren ſollte; ſie ſtarben unbemitleidet, wurden ſogar verlacht, weil ſie den einen Unſinn durch den andern verdrängen wollten.

Auf gleiche Weiſe wurden die Citrarevolutionäre, an deren Spitze Danton ſtand, die Opfer ihrer allzufrühzeitigen Menſchlichkeit. Auch ſie ſahen in den Maßregeln der Regierung mehr die Willkühr, als die Nothwendigkeit und wollten — wenn gleich auf einem minder gefährlichen Wege als ihre Vorgänger, die Ultrarevolutionäre — das Blutvergießen hemmen; da ſie aber weder die Umſtände, noch ihre Kräfte gehörig berechnet hatten, und eben dadurch genöthigt waren, die Ausführung ihres Planes von einer Zeit zur andern aufzuſchieben, ſo unterlagen ſie zuletzt Feinden, denen ſie in anderer Hinſicht ſo ſehr überlegen waren.

Das Gleichheits- und Freiheitsſyſtem konnte nur durch ſich ſelbſt zerſtört werden. Dieß geſchah, indem ſeine entſchloſſenſten Vertheidiger nach und nach dahin gebracht wurden, ſeine Unhaltbarkeit zu durchſchauen. Endlich ſah Robespierre ſelbſt ein, daß ſein Werk ſich nicht beendigen ließe. Feſter in ſeinen Grundſätzen und durchglüht von einem ſtärkeren Freiheits-Enthuſiasmus, als alle ſeine Collegen, hatte er am längſten wiederſtanden; aber eben deßwegen führte auch ſein Wankelmuth ſogleich eine neue Criſis herbei, die nur mit ſeinem Sturze vollendet werden konnte. Robespierre fiel, und möglich wurde — ein neues Staatsgebäude.

Und ſo hatte Frankreich zwei weſentliche Vortheile von der Schreckensperiode gezogen. Erſtlich hatte es durch dieſelbe

Mittel kennen gelernt, ſeine Integrität mit Erfolg zu vertheidigen; zweitens hatte es durch ſie die erſte klare Ausſicht zu einer neuen Ordnung der Dinge erhalten, welche nicht eher ſtattfinden konnte, als bis, vermöge des Terrorismus, diejenige Paſſivität der großen Menge hervorgebracht war, welche dem Schöpfergeiſt freien Spielraum geſtattete. Das unhaltbarſte aller Syſteme gebrauchte die Natur zur Erreichung ihres Zwecks; und damit ſtand im engſten Zuſammenhange, daß Robespierre unter den Dolchen der Furcht fiel."

St EUSTACHIUS KIRCHE

DAS INNERE DER EUSTACHIUS-KIRCHE

mit Mirabeaus Leichengepränge

Paris.

Die Pfarrkirche S. Eustache.

Eine der schönsten und größten Kirchen von ganz Paris. Der erste Ursprung derselben ist nicht mit Gewißheit zu ermitteln. Man behauptet, daß die Capelle der heiligen Agnes, welche noch im 12ten Jahrhundert hier gestanden haben soll, den Namen des Märtyrers Eustache angenommen habe und sodann zur Pfarrkirche erhoben worden sey. — Dieser heilige Patron ist übrigens wenig bekannt und ziemlich verdächtig, so daß die Herren Geistlichen dieser Kirche eine genauere Prüfung seines Heiligseyns scheuen. — In Paris ist ein Sprichwort bekannt, welches sagt: „Um Pfarrer zu St. Eustache zu seyn, muß man ein Narr seyn.“ Der Grund hiervon ist, daß ein Geistlicher dieser Kirche einem habsüchtigen Dechant den meisten Profit, welche dieselbe [redacted] im Jahr 1254 überlassen mußte, um den Titel eines P[redacted]u erhalten.

Im Jahr 1250 fiel es einem Mönch, Namens Jacob, ein, die Rolle eines Inspiranten zu spielen, was bei der damaligen

allgemeinen Unwiſſenheit jedem liſtigen Betrüger leicht war. Sein langer bis an die Knie reichender Bart, ſein hageres entfleiſchtes Geſicht, ſeine Bärenſtimme, trugen viel dazu bei, ihm den größten Haufen der Dummköpfe zu unterwerfen. Er behauptete die Engel und die Jungfrau geſehen und geſprochen zu haben, die ihm einen Kreuzzug, aus Hirten und dem gemeinſten Volk beſtehend, anbefohlen hätten. Dieſer Pfaffe ließ ſich den Meiſter aus Ungarn nennen, und hatte bereits an 100,000 Schafsköpfe in ſeinem Gefolge, von denen die meiſten bewaffnet waren und ſich die jungen Hirten (pastoureaux) nannten. Dieſe Menſchen hörten alle Beichte an, ſchieden Ehen u. ſ. w. Dieſer, als der Mann Gottes betrachtete Jacob, ging von Amiens nach Paris und erkohr die Kirche St. Euſtache zu dem Tempel von welchem aus er der Welt das Heil verkünden wollte; nachdem er ihre Prieſter weggejagt und einige Widerſpenſtige hatte niederſäbeln laſſen, erſchien er als Biſchof gekleidet und predigte als ſolcher. Alle Geiſtlichen entflohen bei ſeiner Annäherung, denn er war ihr ärgſter Feind. Die Meiſter und Doctoren der Univerſität verbarrikadirten ſich in ihre Häuſer. Endlich verließ er zur größten Freude der Geiſtlichkeit wieder Paris, um ſich nach Orleans zu begeben, welche die kluge Vorſicht gebrauchte, ihn erſt dann in den Bann zu thun, als er weit entfernt und ſchon unſchädlich war. — Die Kirche St. Euſtache, ſo wie ſie heut zu Tage ſteht, wurde den 19. Auguſt 1532 angefangen und 1642 beendigt. — Das ſchöne Portal aber erſt im Jahr 1753 nach den Zeichnungen Manſards und Jvrei errichtet. — Unter vielen Gräbern, enthält ſie noch das des großen Colbert, des berühmten Admiral Tourville, des Marſchalls de la Feuillade u. ſ. w. Im Jahr 1791 erhielt ſie noch eine beſondere Berühmtheit, weil Mirabeau's prachtvolle Leichenfeier, ehe er in das Pantheon beigeſetzt wurde, daſelbſt

ſtattfand. Wir geben unſern Leſern die innere Anſicht der Kirche in dieſem Moment, und halten es hier für paſſend etwas Näheres über dieſen berühmten Acteur der franzöſiſchen Revolution zu ſagen.

Honoré Riquetti, Graf von Mirabeau, ſtammte aus einer alten, urſprünglich neapolitaniſchen Familie der Provence ab, und war für die Vorrechte des Adels nicht gleichgültig, ſelbſt als er am ärgſten gegen dieſelben loszog. Sein etwas unterſetzter Wuchs drückte die Kraft ſeiner Muskeln und ſeines Temperaments aus; er hatte einen ungeheueren Kopf, der auf einem ſehr kurzen Hals ruhte und mit dicken ſtruppigen Haaren beſetzt war; ſeine gewöhnlich bleiche Geſichtsfarbe wurde roth und entflammte ſich, wenn er in das Feuer der Rede kam. Er war außerordentlich häßlich, und von den Blattern ganz entſtellt; dennoch drangen einige edle Züge durch; alles kündigte in ihm heftige Leidenſchaften, mit Energie verbunden, an. Es ſchien, daß er bisweilen Vortheil aus ſeiner Häßlichkeit und dem Schrecken zog, welchen er einflößte. — Wenn man ihn in den Verſammlungen reizte, ſo ſagte er: „Ich will Ihnen die Hauer meines Strobelkopfs zeigen.“ — Einer Dame, die ihn nicht kannte und ſich unter den vielen Deputirten mit den Worten an ihn wendete: „Zeigen Sie mir doch den Herrn von Mirabeau, er ſoll ja ſehr häßlich ſeyn;“ antwortete er: „In der That, Madame, ſo iſt es, ſtellen Sie ſich einen Tieger vor, den die Blattern zerriſſen haben, und fällen Sie Ihr Urtheil; er iſt es ſelbſt, der die Ehre hat mit Ihnen zu ſprechen.“ — Es gelang ihm, durch eine künſtliche, dem Schauſpieler, le Kain, nachgeahmte Declamation, das Unangenehme ſeines Organs, welches oft von rauhen zu ſchneidenden Tönen überging, zu vermeiden. Wenn er improviſirte, ſo war ſein Vortrag anfangs ſchwerfällig, verlegen, [redacted] Worten und Neologismen

überladen; allein es schien, als zwinge er seine Zuhörer an der Entwickelung seiner Gedanken und den Stürmen, die seine Seele bewegten, Theil zu nehmen, und Jedermann erwartete mit einer großer Bangigkeit die Donnerschläge seiner Beredsamkeit. Uebrigens war er geschmeidig, einschmeichelnd, und seine Uebertreibungen, wann er lobte, entgingen dem Zuhörer durch die Stärke des Eindrucks, den er zu machen verstand. Er war zwar ein lasterhafter Mensch, hatte aber doch eine so reiche Einbildungskraft, daß er edle und reine Gefühle auffassen und ausdrücken konnte. Feil, verschwenderisch, bis zu den erniedrigensten Kleinigkeiten mit Schulden beladen, fühlte er sich durch einen ungemessenen Ehrgeiz wieder emporgehoben. Er brannte vor Begierde, zu gleicher Zeit der Fox und der Pitt seines Landes zu seyn. Sah er, daß man ihn wegen seiner Handlungen tadelte und vermied, so affectirte er desto mehr Stolz. Einer seiner Bekannten sagte eines Tages zu ihm: „Mirabeau, Sie sind heute sehr stolz, Sie haben sicher etwas gethan, wobei eben nicht viel Ehre zu erwerben war.“ — So wie wir ihn hier geschildert haben, war er dennoch in seiner Jugend ein sehr gefährlicher Verführer in der Liebe. Sein bedauernswürdigstes Schlachtopfer war Madame Lemonnier, die Gattin des ersten Präsidenten zu Besançon. Obgleich er selbst schon verheirathet war, so hatte er sie dennoch entführt, und war mit ihr nach Holland entflohen. Er wurde abwesend verurtheilt, enthauptet zu werden. Sein Vater ließ ihn in Holland aufheben und vermittelst eines Verhaftbefehls nach Vincennes bringen. In diesem Gefängnisse, worin er zwei Jahre lang saß, schrieb er jene Briefe an Madame Lemonnier, die man gesammelt und dem Druck übergeben hat; sie tragen zuweilen das Gepräge der zartesten Delicatesse, zuweilen aber auch der gemeinsten Sittenlosigkeit. [redacted]ennes verlassen durfte,

vergaß er dieſe Sophie, für die er allein zu athmen ſchien, und Madame Lemonnier, von aller Welt verlaſſen, brachte ſich um's Leben. Mirabeau kehrte zu ſeiner jungen Gattin zurück, die ihm eine beträchtliche Mitgift eingebracht hatte, aber nicht als Ehemann, ſondern als ihr Tyrann. — Dieſer mußte das Joch unerträglich werden, und ſie kam um eine Trennung der Perſon und der Güter ein. Hier bewieß Mirabeau zuerſt ſein außerordentliches Rednertalent, indem er gegen die Klagen ſeiner Frau perſönlich auftrat, allein er mußte ſeinem ſchlechten Ruf erliegen. Er war zwar unermüdlicher Schriftſteller, der immer die wichtige Sache des Augenblicks aufzufaſſen verſtand, allein ſein Name war noch nicht ausgezeichnet in dieſer Hinſicht. Er hatte die Gewohnheit, Manuſcripte Anderer zu kaufen oder daraus die vorzüglichſten Stellen zu entlehnen, um ihnen ganze Seiten ſeiner eigenen Beredſamkeit einzuverleiben. — Er hütete ſich wohl, eine ſo leichte und für ſein Genie wenig mühſame Methode aufzugeben, als er die Herrſchaft über die conſtituirende Verſammlung erlangt hatte. Seine größte Stärke beſaß er in ſeinem höchſten Zorne. Dieſe Leidenſchaft, indem ſie ihn den Erinnerungen unangenehmer Begebenheiten und ſeiner Gewiſſensbiſſen enthob, brachte ſchnell eine ſeltene Ordnung in ſeine Gedanken; alles wurde ihm klar und deutlich; er ſprach und ſchrieb in den lebhafteſten, alles hinreißenden Bildern. So wie er einmal auf dieſer Stufe war, beherrſchte er die Verſammlung wie ſich ſelbſt. Seine politiſchen Anſichten änderten ſich nach den Umſtänden, und wurden immer ſo tief als richtig von ihm aufgefaßt. Er war übrigens ein auffahrender aber ſehr gewandter Herz und Gemüth ergreifender, furchtbarer und ſogar erhabener Redner, den die Tugend vollkommen gemacht haben würde.

Als die Prinzeſſinnen Adelheide und Vittorina auswandern

wollten, verdankten ſie es nur dem außerordentlichen Talent Mirabeau's dieß bewerkſtelligen zu können. Sie machten nämlich aus ihrer bevorſtehenden Reiſe durchaus kein Geheimniß mehr. Rom war der Ort ihrer künftigen Beſtimmung. — Ihr ängſtliches Gewiſſen war zu ſehr wegen der Veränderungen, die mit der franzöſiſchen Kirche vorgegangen waren, beſchwert. Nichts in der Welt hatte ſie dazu bewegen können, die Meſſe von einem conſtitutionellen Prieſter zu hören, der den bürgerlichen Eid der Verfaſſung geleiſtet hatte. Von allen Seiten verbreitete ſich nun das beunruhigende Gerücht, daß Monſieur und die königliche Familie ihnen bald folgen würden. Mehrere Tage lang fanden ſich zahlreiche Verſammlungen in der Gegend des Luxemburg, der Pallaſt Monſieurs, ein. Mitten unter dieſen Gährungen traten die Prinzeſſinnen ihre gefährliche Reiſe an. Zuerſt wurden ſie zu Baret, bei Fontainebleau angehalten. Die Municipalität ließ ihnen, nach dem ſie ihre Päſſe viſitirt hatte, dennoch die Thore verſchließen; 30 — 40 Dragoner öffneten ſie auf die Vorſtellungen des Stallmeiſters der beiden Damen, Ritters von Narbonne, wieder, und ließen ſie weiterziehen. Zwei Tage darauf wurden ſie abermals in der kleinen Stadt Arnay-le-Duc angehalten, und zwar mit mehr Tumult und Gewalt, da dieß von dem Volke ſelbſt geſchah. Ihre Pferde wurden ausgeſpannt, und es wollte Narbonne nicht gelingen, ſich einen Weg zu bahnen. Die Prinzeſſinnen mußten ſich nun entſchließen, einen ſehr demüthig bittenden Brief an die Nationalverſammlung zu ſchreiben, in welchem ſie nicht die geringſte Erwähnung von ihrer Geburt und ihrem Stande machten, ſondern ſich als Bürgerinnen von Frankreich über die erlittene Behandlung und Gewaltthätigkeit beſchwerten. Dieſer Brief beſänftigte in etwas den Widerwillen der Verſammlung, und minderte den Unmuth über die Abreiſe; allein das Geſchrei des Volkes ſchien

ihnen vorſchreiben zu [redacted], daß ſie die flüchtigen Damen zurückbringen laſſen müßten. — Mirabeau wagte es, der Wuth des Volkes zu trotzen, und erklärte, daß kein Geſetz vorhanden ſey, welches ſie berechtige, ſich der Abreiſe dieſer Damen zu widerſetzen. Seine einfache und klare Rede ſetzte das Triumvirat in Verlegenheit, welches den Hof noch mehr verfolgte, ſeitdem es merkte, daß er an Mirabeau eine Stütze gefunden habe.

„Ein Geſetz, ein erhabenes Geſetz!“ ſchrie man von der linken Seite, „widerſetzt ſich der Abreiſe der Prinzeſſinnen.“ „Man nenne es,“ [redacted]derte Mirabeau: „Das Wohl des Volkes.“

„Wagen Sie nicht, das Wohl des Volkes bei einer ſo wichtigen Sache anzurufen,“ fuhr Mirabeau fort, „können Sie unſere heiligſten Geſetze verletzen, indem ſie eine ſo kleinmüthige Furcht verrathen? Sie haben ihr Werk als unſterblich verkündet, es wird es ſeyn, weil es auf Gerechtigkeit und Menſchlichkeit, auf die erſten Rechte der Menſchen gegründet iſt! Und Sie wollen mit unklugen Händen dieſen Grundpfeiler umhauen? — Ein ſchönes Beiſpiel, das Sie ihren Nachfolgern geben! — — Das Wohl des Volkes! als ob dieſes von alten Prinzeſſinnen abhänge, deren Gewiſſen man vielleicht beängſtigt hat, und deren Abweſenheit, oder ſelbſt deren Feindſeligkeit könnten dieſes Wohl in Gefahr bringen? — Sagen ſie ſelbſt, iſt das nicht zum Lachen? — Ich möchte doch ſehen was ſie zu wirklichen Gefahren ſagen würden. — Man müßte alſo in der Verwirrung aller Geſetze leben, um dem ungerechteſten oder willkührlichſten zu gehorchen! Das Wohl des Volkes! Wenn Sie im Namen der Freiheit wie Tyrannen ha[redacted] wer möchte dann noch dieſer Freiheit gehorchen.

Dieſe Antwort machte einen ſo lebendigen Eindruck auf die Verſammlung, daß Lameth genöthigt war, Umſchweife zu

DAS INNERE DER EUSTACHIUS-KIRCHE

mit Mirabeaus Leichengepränge

willen erregt hat, mit all' ſeiner Grauſamkeit nur noch als eine Handlung der Gnade betrachtet werden. In all' den Artikeln, welche die Folge von der verhaßten Entwickelung wären, würden Sie überall den Tod finden, Ihre Zunge würde kein anderes, als dieſes fürchterliche Wort mehr auszuſprechen haben; Ihre Geſetze, indem Sie im Innern Furcht verbreiteten, würden durch den Schaden, welchen ſie anrichteten, die ausgezeichnetſten Männer in das Ausland jagen, Sie würden unglücklichen Weibern, Kindern und Greiſen ein Verbrechen aus dieſer Furcht machen, welche Sie durch grauſamere Handlungen und Maßregeln bald verdoppeln würden. Was mich anbetrifft, ſo bin ich weit entfernt, jemals ſolchen verruchten Geſetzen beizuſtimmen, und erkläre, daß ich mich im Gegentheile jedes Eides der Treue gegen diejenigen für entbunden halte, welche die Schändlichkeit begehen könnten, eine dictatoriſche Commiſſion zu ernennen. Das Murren, welches ich in einem Theile dieſes Saales vernahm, ſcheint die Heftigkeit meiner Worte zu verdammen. Ich werde mich wohl hüten, ein Gefühl des Unwillens zu mißbilligen, durch das ich mich vielmehr für geehrt halte; Ihnen zu gefallen iſt mein Glück. Sie vereinen mein Geſetz. Meine Herren! die Popularität, nach der ich gerungen habe, und auch das Glück, gleich manchen Andern zu genießen hatte, iſt kein ſchwaches Rohr; ſie iſt eine Eiche, deren Wurzeln ich feſt in die Erde pflanzen will, das heißt, auf die unerſchütterlichen Grundpfeiler der Gerechtigkeit und Freiheit. Warum ſollte ich fürchten, Ihnen Rathſchläge zu ertheilen, die ich in meinem Privatleben einem Souveraine ertheilt habe, der jetzt auf dem Throne des großen Friederich's ſitzt; ich fühle mich glücklich, in meinem Herzen die Grundſätze wieder zu finden, die ich ehemals mit inniger Kraft gegen jede Art von Geſetz über die Auswanderungen bekannt habe. Ich begreife den Aerger derjenigen, welche heute aufbrauſend, oder

vielmehr treulos, in ihrer Liebe zur Freiheit ſind, und die ſehr verlegen ſeyn würden, wenn ſie uns ſagen ſollten, ſeit wie lange dieſe Leidenſchaft ihre Seelen erfüllt." (Bei dieſen Worten ertönte ein heftiges Murren von der Bank der Lameths) „Stille, ihr dreißig Stimmen!" ſchrie Mirabeau mit donnernder Stimme.

Die Parthei der Lameths und Duports ward durch dieſe Apoſtrophe verwirrt. Die Verſammlung ſchien zum Erſtenmale wahrzunehmen, von welcher geringen Anzahl ſie beherrſcht wurde; ja ſie ſchien einen Gewaltſchritt thun zu wollen, um wieder ihre Freiheit zu erlangen.

Mirabeau hatte nun einen ſehr umfaſſenden Plan entworfen, um dem König wieder zu einigem Anſehen, und zu der ihm geſetzlich zukommenden Gewalt zu verhelfen. Der Monarch ſollte ſich unter Bouille's Schutz begeben, der eine Armee von Royaliſten und treugebliebenen Truppen, worunter beſonders die, welche gegen die Garniſon von Nancy marſchirt waren, ſammeln ſollte. Mirabeau unterhielt deßhalb in 36 Departemente Einverſtändniſſe, und knüpfte deren täglich neue in den übrigen an. Der König ſelbſt billigte dieſen kühnen Plan, noch mehr die Königin. Lafayette'n, deſſen Widerwillen man gegen Alles, was nicht den geraden Weg einſchlug, kannte, ließ man von dieſem Projecte nichts merken.

Mirabeau war nun feſt entſchloſſen, nicht länger mit der Ausführung dieſes verwegenen Planes warten zu wollen, denn er fing ſchon an, über den langen Aufſchub, welchen die gewöhnliche Unentſchloſſenheit des Königs verurſacht hatte, ungeduldig zu werden, ſo wie über das einfältige Benehmen derjenigen Officiere und Perſonen, welche ſich ganz dem Heil des Königs zu widmen verſprachen. Von dem eigentlichen Geheimniß aber, war, außer Mirabeau, Bouillé, dem Grafen Lamarek, welcher als Vermittler zwiſchen dieſen beiden ſtand, und noch einigen

vertrauten Freunden des Urhebers deſſelben, Niemand unterrichtet: als einer derſelben die Beſorgniß äußerte, daß, wenn die Sache gelänge, der Hof Mirabeau'n nicht Wort halten, ſondern ſtatt der verſprochenen Verfaſſung und der geſetzlichen Freiheit die willkührlichſte Deſpotie wieder einzuführen ſuchen würde, antwortete dieſer: „Dann gebe ich der Nation eine Republik.“ So ſollte unter den Auſpicien des furchtbarſten und gewandteſten Oberhaupts der Revolution eine Bewegung beginnen, welche dieſelbe mit einem Schlage beendigen ſollte, als der Tod den Lenker derſelben in der Kraft ſeiner Jahre, und auf der erhabenſten Stufe ſeiner Laufbahn wegraffte. Die Ereigniſſe bewieſen, daß Ludwig XVI. nicht minder den Tod als das Leben dieſes auſſerordentlichen Mannes zu bedauern hatte.

Während ſich Mirabeau Arbeiten, Leidenſchaften und Intriguen hingab, denen auch der Stärkſte hätte unterliegen müſſen, überließ er ſich auch gänzlich dem grenzenloſen Geſchmack, den er an Ausſchweifungen aller Art fand, und widmete ſeine müßigen Stunden der Wolluſt und der Schwelgerei. Da er durch die Gewalt des Laſters und durch Ausſchweifungen die Liebe auf immer aus ſeinem Herzen gebannt hatte, ſo nahm er zu künſtlichen und ſtark reizenden Mitteln und Getränken ſeine Zuflucht, um die Glut ſeiner Begierden zu unterhalten und anzufeuern. Heftige Koliken, denen er unterworfen war, arteten auf einmal in convulſiviſche Krämpfe aus. Sein verdorbenes Blut vereitelte die Hülfsmittel, welche den Sitz ſeines Uebels andeuteten. Der Doctor Cabanis, ſein Arzt und Freund, konnte weder dem Publikum noch ihm ſelbſt verheimlichen, daß die Krankheit ſchreckliche Fortſchritte mache, und alle Mittel erfolglos blieben. Mirabeau vernahm dieß mit Gelaſſenheit und Feſtigkeit, aber nicht ſo das Publicum. Man hörte die Menſchen der verſchiedenen Parteien und beſonders derjenigen, welche die

Nothwendigkeit einſahen, der Revolution Einhalt zu thun, ſagen: „Mirabeau ſtirbt, was ſoll aus uns werden?“ Man war nicht ſowohl wegen dieſem Manne unruhig, weil man ihn geliebt und geſchätzt hatte, als weil man deſſen Exiſtenz für höchſt nothwendig erachtete. Die allgemeine Traurigkeit war tief aber thränenlos. Man ſprach von Vergiftung. Der Tod eines ſo kraftvollen Mannes und um mit Frau von Staël zu ſprechen: eines Mannes der das Leben ſo ſehr in ſeiner Gewalt hatte, dieſer Tod war, unter ſolchen Umſtänden, und durch ſo plötzliche und heftige Schmerzen verkündet, nicht als natürlich zu betrachten. Das Publicum machte ſich zum Hüter ſeines Hauſes. Eine unermeßliche Menge, aus dem, was die Hauptſtadt Vorzügliches beſaß, beſtehend, belagerte ſeine Thüre, beobachtete die größte Stille, entfernte alle Wagen und jedes Geräuſch, befragte mit ängſtlicher Bangigkeit die, welche von dem Kranken kamen, und empfing die Antwort bald mit ſtummer Beſtürzung, bald mit Ausrufung des Schmerzes. Niemals hörte man mit mehr Gewißheit alle Unfälle einer nicht zu beendigenden Revolution voraus ſagen. Selbſt zu jeder Stunde der Nacht begab man ſich haufenweiſe mit dumpfem Stillſchweigen in die Straße der Chauſſée d'Antin. Schickten einige Freunde oder Bekannten das Publicum mit beruhigenden Nachrichten heim, ſo ertönte die Luft von Beifallsbezeugungen. „Dieſer Lärm,“ ſagten ſie, „kann ihm nicht ſchädlich ſeyn. Möge ein ſo angenehmes Geräuſch die Tage unſeres großen Redners, des einzigen Befreiers, der uns bleibt, erhalten.“

Mirabeau fühlte Linderung ſeiner Leiden, als er die Beweiſe des öffentlichen Schmerzes, den ſeine gefährliche Krankheit einflößte, vernahm; er ſchien mit Stolz dieſe allgemeinen Huldigungen zu empfangen; ſein Tod ſollte ſein höchſter Triumph werden. „Ich werde die Trauer des Reichs mit mir nehmen,“ ſagte er, „die

Factionen werden sich in dessen Stücke theilen." Ein andermal als er das Geräusch militärischer Waffenübungen vernahm, sagte er: „Man bereitet sich zum Leichenbegängnisse Achills vor." Dann wieder: „Der Mann, der am meisten bei meinem Tode gewinnen wird, ist Pitt, denn ich kenne Niemand in Europa, der seiner Gewalt über die Gemüther das Gleichgewicht halten könnte." Er bewies nur einem einzigen Menschen, dem Bischofe von Autun, Talleyrand, Gesinnungen einer zärtlichen Freundschaft. Allem Vermuthen nach theilte dieser die Projecte seines Freundes, oder hatte sie sogar mit entwerfen helfen. Mirabeau zeigte sich gütig gegen seine Bediente; zu einem derselben sagte er: „Halte mir ein wenig den Kopf, ich wünschte dir ihn vermachen zu können." Er dictirte sein Testament, und warf denen zahlreiche Legate aus, welche ihn, als er unglücklich war und Noth litt, unterstützt und getröstet hatten. Eines Abends schrieb er folgendes Billet, das er dem Herrn Cabanis übergab:

„Wenn ein Kranker verzweifelt, wenn er fürchterliche Schmerzen leidet, wenn sein Arzt sein Freund ist, soll dieser Arzt sich noch besinnen, ihm Opium zu reichen?"

Man lies't dieses Billet mit tiefer Rührung und als alle Umstehenden ein tiefes Schweigen beobachten, reißt er es einem derselben aus der Hand und schreibt mit großen Buchstaben das Wort dormir (schlafen) darauf.

Der Freiherr von Seida und Landesberg entwirft in seinem Denkbuch der französischen Revolution folgende, nicht sehr erbauliche, kurzgefaßte Biographie von Mirabeau, von der aber sehr vieles völlig unwahr, falsch und aus der Luft gegriffen ist.

„Mirabeau war ein Sprößling eines altadeligen Stammes in der Provence. Das Genie schien erblich in seiner Familie. Sein Vater, der Marquis von Mirabeau hatte sich durch seine Schriften vielen Ruhm erworben, und die Talente des jungen

Grafen, vorzüglich seine Beredsamkeit, waren sehr glänzend, aber er verdunkelte sie durch seine Laster."

„Seine ganze Jugend war ein Gewebe von Schandthaten. Als Officier mußte er seiner Feigherzigkeit wegen seinen Abschied nehmen*); als Ehemann wurde er geschieden, weil er seine Frau auf das Abscheulichste mißhandelte, und ihr großes Vermögen, so wie das seinige verschwendete. Seiner Unordnungen halber ließ ihn sein eigener Vater auf das Chateau d'If bei Marseille bringen, aber selbst als Gefangener verführte er die Frau des Gefangenwärters und verleitete sie zum Diebstahle**) Als man ihn hierauf nach einer andern Festung brachte, gelang es ihm, den Commandanten zu bewegen, ihn auf Ehrenwort in eine benachbarte Stadt zu lassen, aber auch hier verführte er die Frau eines angesehenen Beamten, und bewog sie, die Chatoulle ihres Mannes zu stehlen***) und mit ihm nach der

*) Falsch; er wurde im Gegentheil wegen seiner Bravour bei der ersten Campagne die er als Freiwilliger in Corsika mitmachte, zum Dragoner-Capitain ernannt, nahm aber seine Entlassung aus Unmuth, weil ihm sein harter, geiziger und sittenloser Vater das nöthige Geld für eine Compagnie nicht geben wollte. Er bereute später sehr, gegen die Unabhängigkeit eines mißhandelten Volkes gekämpft zu haben.

**) Aus welchem Pamphlet hat der Freiherr von Seida und Landesberg diese letzte Verläumdung geschöpft, von der kein einziger authentischer Schriftsteller etwas weiß?

***) Meint der Freiherr hiermit Madame Monnier, wie es wohl nicht anders seyn kann, so müssen wir ihm mit Bedauern darthun, daß er abermals einen gewaltigen Bock geschossen hat. Madame Monnier entfloh aus einem Kloster, in welches sie ihr alter eifersüchtiger Mann, der Marquis von Monnier, Präsident der Rechnungskammer von Tole, hatte sperren lassen, und folgte Mirabeau, der schon voraus geeilt war, ohne alle Geldmittel nach. Der Commandant des festen Platzes Jour, Herr von Saint Maurice, war ebenfalls in die junge, schöne Sophia von Ruffen-Monnier verliebt, er haßte Mirabeau als seinen begünstigten Nebenbuhler, verläumdete deßhalb seinen Gefangenen auf das schwärzeste bei dessen hartem Vater, welcher nicht ermangelte, einen neuen Verhaftsbefehl auszuwirken, der seinen Sohn in das Schloß Dourlens bringen

Schweiz zu entfliehen; von da ging er nach Holland. Das Parlement von Paris verurtheilte ihn als Verführer und Dieb zum Schaffote, und da er ſelbſt flüchtig war, wurde er in Effigie enthauptet. Seine Familie ſuchte ſich ſeiner zu bemächtigen; es gelang, und er blieb viertehalb Jahre Gefangener in dem Schloß von Vincennes; endlich befreit, lebte er von den Geſchenken gutwilliger Weiber *), ging mit einer derſelben nach England, und ernährte ſich kümmerlich als Schriftſteller."

„Nun ſchien ihm ein beſſeres Loos zu winken; die franzöſiſche Regierung ſchickte ihn mit geheimen diplomatiſchen Auf-

---

ſollte; Mirabeau, davon benachrichtigt, entfloh jedoch, und das war der Grund ſeiner Entweichung.

Wenn man ſolche Thatſachen angibt, ſo ſollten doch billigerweiſe die Namen der Orte und Perſonen bezeichnet werden, denn ohne dieſes verlieren ſie ſonſt jeden Grad von Wahrſcheinlichkeit.

Mirabeau wurde auf die Anklage Monniers, wegen Verführung und Entführung ſeiner Gattin verurtheilt; als ſie den ſiebenzigjährigen Präſidenten zuerſt allein verlaſſen hatte, nahm ſie zwar eine Caſette voll Geld mit ſich, dieſes konnte aber weder als Diebſtahl noch als Raub angeſehen werden, da ſie ihr bedeutendes Vermögen zurück ließ, das ihr ſpäterhin verabfolgt werden mußte.

*) Auch dieſe Behauptung gehört zu den andern Lügen. Mirabeau lebte durchaus nur von ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, und von Geldern, welche man ihm hier und da auf beſſere Zeiten vorſchoß. Daß Mirabeau ein ſehr tadelnswerthes und ſittenloſes Leben führte, kann Niemand in Abrede ſtellen. Allein er hatte das Schickſal jedes, in einem kleineren oder größeren Umkreis ausgezeichneten Menſchen, denen es die Gemeinheit faſt immer in Begleitung der Dummheit und ſtupiden Bosheit nie verzeihen kann, daß ſie durch Geiſt, Talent und Genie einen Glanz von ſich werfen, den das blöde Auge der Alltäglichkeit nicht zu ertragen vermag, ohne vor Aerger berſten zu wollen, und ſich dann durch nichts anders, als Zungendreſchereien und durch die erbärmlichſten Verläumdungen wegen ihrer eigenen Nichtigkeit zu rächen vermag. Männer, die ſich dazu berufen glauben, als öffentliche Schriftſteller, oder gar als Hiſtoriker aufzutreten, ſollten ſich doch ſehr in Acht nehmen, die in Spinnſtuben, Tabagien, Bierkneipen und Wachtſtuben ausgeheckten Klatſchereien in ihre Schriften aufzunehmen, ſie ſollten vielmehr die Verbreitung ſolchen Unſinns alten Weibern, jämmerlichen Schreibersgeſellen oder ſolchen Militärs überlaſſen, welche ſich aus Rohheit und Unwiſſenheit ein Verdienſt machen; Gegenſtände, die ſelbſt ein mittelmäßiger Libelliſt zu wiederholen, ſich beſinnen würde, mit einem Worte, ſie ſollten den hohen Beruf des Geſchichtſchreibers nicht ſo ſehr verkennen und herabwürdigen.

trägen nach Berlin, aber da dieſe eben nicht rechtlich waren und entdeckt wurden, mußte er ſich ſchnell entfernen, und kehrte nach Frankreich zurück. Da eben zu jener Zeit ſich die Revolution verbreitete, und bald darauf die Reichsſtände berufen wurden, öffnete ſich ihm ein neuer Wirkungskreis. Er ging nach der Provence, drängte ſich dort in die Verſammlungen des Adels, obgleich er kein Recht dazu hatte, weil er nicht Gutsbeſitzer war. Er glaubte ſogar als Deputirter dieſes Standes ernannt zu werden, aber der Adel ſtieß ihn aus, und Mirabeau, wüthend über dieſe Beleidigung, erklärte ſich nun laut für den dritten Stand, und miethete, um ſich dieſem ganz anzueignen, und Aufſehen zu machen, einen Tuchladen, wo er ſelbſt verkaufte. Dieſes Betragen und ſeine Beredtſamkeit machten ihn zum Idole des Volkes, und in Aix und Marſeille erwieß man ihm göttliche Ehre.

Als Deputirter des dritten Standes bei der Nationalverſammlung zu Paris war er der kühnſte Sprecher, der entſchloſſenſte Gegner des Königthums und der alten Rechte.

Er wurde Orleans vertrauteſter Freund, und ſchmiedete alle die Plane, welche dieſen zum Protector des Reiches, und endlich zum Könige erheben ſollten, weil er durch ihn herrſchen wollte. Er war auch der Urheber der Gräuel am 5. und 6. October 1790. Als er deßhalb mit Orleans vom Gerichtshofe des Chatelets criminaliſch angeklagt wurde, antwortete er nur durch Spott und frechen Hohn, und ſuchte durch neue Unruhen die Aufmerkſamkeit des Publicums von dieſer Geſchichte abzulenken.

Bis dahin war alſo ſein ganzes Leben eine Reihe von Verbrechen und Gräueln, aber in den letzten Zeiten änderte er ſeine Geſinnungen ſo vortheilhaft, daß er ſelbſt ſeinen Feinden, die immer ſeine Talente bewundern mußten, Hochachtung ab-

nöthigte. Traurig, daß er ſchon beim Beginnen dieſer neuen Laufbahn enden mußte.

Wein und Weiber hatten ſchon in der Jugend ſeinen Körper geſchwächt, und da er ihnen nie entſagte, und, während dem er in der Nationalverſammlung war, unermüdet arbeitete, brach plötzlich die Maſchine unter dieſer Laſt; ein Gallenfieber ergriff ihn, und nach wenigen Tagen ſtarb er mit Muth und Standhaftigkeit.

Nie hat wohl die Krankheit und der Tod eines Mannes ſo allgemeinen Eindruck gemacht, als des Mirabeau; — ganz Frankreich trauerte um ihn, und ſelbſt ſeine erbittertſten Feinde waren ſchmerzlich betroffen. Die Nationalverſammlung beſchloß, daß die Kirche der heiligen Genofeva zur Ruheſtätte für alle große Männer Frankreichs beſtimmt werden ſolle, mit der Ueberſchrift: „Das dankbare Vaterland den großen Männern;“ und daß Mirabeau der erſte ſeyn ſollte, dem die Ehre würde dort zu ruhen.

Am vierten April, Abends, wurde die Leiche feierlich in der Kirche zu St. Euſtache eingeſegnet, und dann in St. Genofeva, neben dem großen Descartes, beigeſetzt. Die ganze Nationalverſammlung (mit Ausnahme Carl Lameths, ſeines einzigen unverſöhnlichen Feindes), der Bürgerrath und der Generalſtab von Paris, alle Miniſter, die Wahlherren, alle Mitglieder der verſchiedenen Clubbs in Paris, die hundert Schweizer, die Invaliden, das Bataillon der Kinder und ſämmtliche Pariſer Milizen waren bei dem Leichenzuge, der eine halbe Meile Wegs einnahm, und über drei Stunden dauerte.

Sechszehn Bürgerſoldaten trugen den Sarg, auf dem eine Bürgerkrone und eine Fahne der Nationalgarde lag.

Die Kirche von St. Euſtache war ganz ſchwarz ausgeſchlagen; in der Mitte war ein Katafalk errichtet. Unter der

Trauermuſik wurden die Todtengebete verrichtet, und nach einer prunkvollen Leichenrede gaben die Bürgermilizen in der Kirche ſelbſt die Salven, worauf der Zug nach St. Genofeva aufbrach, und dort den Sarg beiſetzte. Alles war in ſtiller Trauer, oder ſchluchzte dem Entſchlafenen nach, und Keiner war, der nicht, trotz ſeiner Laſter ſagen mußte: „Er war ein großer Mann!“

Obgleich Mirabeau, wie wir ſchon erwähnt haben, ausgezeichnet häßlich war, und ſein Strobelkopf, beſonders im Zorne, dem eines Löwen glich, ſo machte er dennoch viel Glück bei dem ſchönen Geſchlecht, und beſonders bei geiſtreichen Frauen, die ſich, ſo zu ſagen, in ſeinen Verſtand verlieben mußten. Sobald er anfing zu ſprechen verging jeder Gedanke an ſeine Häßlichkeit; ſeine Phyſiognomie wurde voll Leben und ſeine Blicke ſprühten Feuer, ſeine Ideen, ſeine Bewegungen, ſeine Geberden, ſeine ganze Haltung, zeigte eine Kraft und Uebermacht an, welche keineswegs die Anmuth ausſchloß. Als man zu der von ihm entführten ſehr ſchönen Präſidentin La Monnier ſagte: „Wie es möglich ſey, daß ein Mann, der ſich eben ſo ſehr durch ſeine Häßlichkeit als durch ſeine Laſter auszeichne, eine ſo große Macht über eine Frau, wie ſie, habe erlangen können?“ antwortete ſie dem Frager: „Und ſie ſelbſt, mein Herr, Sie hören ihn ja mit einer wahrhaft religiöſen Abgötterei an, ſo bald er ſpricht; Sie bewundern ſeine Talente und ſind von ſeinen Reden ſo bezaubert, daß Sie, ihnen Beifall zollend, wider Ihren eigenen Willen vom Feuer derſelben hingeriſſen werden, und unbedingt in Alles willigen, was er verlangt. Wie können Sie, die Sie ſo eitle und ſtarke Männer ſind, und ſich dennoch zu ſeinen Füßen ſchmiegen, wie können Sie verlangen, daß ich, ein ſchwaches Weib, ihm widerſtehen ſoll, wenn er zu den meinigen liegt?“ —

Mit Freimüthigkeit geſtand Mirabeau die Irrthümer, die

Fehler und das Unrecht ſeiner früheren Jahre ein, und ſchilderte eines Tages ſelbſt der Nationalverſammlung auf dem Rednerſtuhle ſeinen Character mit folgenden Worten:

„Ich kann nicht läugnen, daß ich mich in einer ſtürmiſchen und umwölkten Jugend großer Vergehungen ſchuldig gemacht habe, an denen zum Theil, Fremde, zum Theile meine nächſten Verwandten viele Schuld trugen, und vielleicht haben wenige Menſchen, ſo wie ich, durch ihr Privatleben der Verläumdung ſo gegründeten Vorwand und ſo mancherlei Stoff gegeben, aber ich darf es wagen, Ihnen zu verſichern, daß kein Menſch mehr Recht hat, als ich, ſich mit muthigen Handlungen, uneigennützigen Gefühlen, einer ſtolzen Unabhängigkeit, und einer unbeugſamen Uebereinſtimmung in ſeinen Grundſätzen zu brüſten. . . Meine Vergehungen und meine Dienſte, mein Unglück und mein Glück haben mich beide für die Sache der Freiheit in gleichem Grade reif gemacht und zu derſelben berufen. Von dem Schloßthurm zu Vincennes bis in die verſchiedenen Feſtungen und Gefängniſſe des Reichs, die ich mir nicht zum Wohnort erwählt hatte, ſondern in die man mich aus gar mannichfachen Urſachen ſchleppen ließ, würde es ſchwierig ſeyn, eine Thatſache, ein Schreiben oder eine Rede von mir aufzuweiſen, welche nicht eine große und kräftige Liebe zur Freiheit bewieſen. Ich habe vierundfünfzig gewaltſame Verhaftsbefehle, (lettres de cachet) in meiner Familie gehabt, ja, meine Herren, vierundfünfzig und von dieſen wurden ſiebenzehn mir zu Theil. Sie ſehen alſo, daß ich wie ein normänniſcher Stammhalter getheilt habe. Wenn mir die Liebe zur Freiheit große Genüſſe gewährte, ſo hat ſie mir auch viele Leiden und große Qualen bereitet. Ich bin ſtolz im Gefühl meines Muthes, meiner Stärke, meines geraden Verfahrens, und ſelbſt auf die mir widerfahrenen Ungerechtigkeiten; meine zahlreichen Vergehungen und Verwirrungen können mich nicht

demüthigen, denn sie greifen meine Ehre nicht an, und was die Klatschereien und Verläumdungen der Alltagsmenschen und neidischen Werkeltagsseelen betrifft, die oft so einfältig sind, daß schon ein gewisser Grad von Dummheit dazu gehört, sie nur zu wiederholen, so werden Sie mir wohl zutrauen, daß ich groß genug denke, um höchstens verächtlich darüber zu lächeln, wenn ich mich allenfalls würdigte, sie zu bemerken."

Man muß gestehen, daß dieß sehr kühn und stolz gesprochen war; man konnte es aber von einem so eminenten Talent nicht anders erwarten.

Die vorzüglichsten Werke und Schriften Mirabeaus sind:

1) Versuch über den Despotismus, mit einem Rath an die Hessen und einer Antwort auf die Rathschläge der Vernunft. Paris 1792 mit dem Denkspruch: Veritas filia temporis non auctoritatis.

2) Die Geschichte Englands, aus dem Englischen übersetzt.

3) Theorie des Königthums, nach Milton übersetzt.

4) Ueber die Verhaftsbriefe (lettres de cachet) und Staatsgefängnisse. Hamburg 1782.

5) der beraubte Spion.

6) Betrachtungen über den Cincinatus-Orden, mit dem Denkspruch: Der Ruhm eines Kriegers ist nur dann vollständig, wenn er die Pflichten des Bürgers zu erfüllen weiß. London 1785.

7) Ueber die Reform der Juden und über Moses Mendelsohn. London 1787.

8) Ueber den Wucher.

9) Die Bank von St. Charles. Paris 1785 mit der Ueberschrift: Ihr beweint euer Geld, dießmal sind eure Thränen aufrichtig.

10) Von der preußischen Monarchie. London und Paris.

11) Rath für einen jungen Fürsten, der die Fehler seiner Erziehung verbessern will.

12) Geheime Geschichten und Anekdoten des Berliner Hofes.

13) Bemerkungen über das Bicetre und die Wirkungen zu strenger Strafen.

Ferner hat man von ihm: Denkwürdigkeiten und Thatsachen in dem Prozeß der Grafen Mirabeau, 1784; eine Unterredung mit dem Siegelbewahrer; den Briefwechsel mit Cerutti; das Journal der Generalstaaten; den Courier der Provence. Die Romane des Bruders Liederlich von Stande, den Rubikon und meine Beichte, schreibt man ihm ebenfalls zu, obgleich er fortwährend geläugnet hat, der Verfasser derselben zu seyn. Noch sind zu bemerken, seine Briefe an Joseph II., an Lecoutter de la Noraye, an Lacretelle, über Neker's Verwaltung, über Cagliostro und Lavater, über Guibert's Lobeserhebungen Friedrichs des Großen, nebst den Originalbriefen Mirabeau's im Schloßthurm von Vincennes, an Sophie von Ruffei, Marquise von Monnier geschrieben, so wie die vollständige Sammlung von Mirabeau's Arbeiten in der Nationalversammlung, Paris 1792, durch Etienne Mejean bekannt gemacht, mit dem Motto: „Ich war, ich bin und werde bis ins Grab der Mann der öffentlichen Freiheit seyn.“ Außerdem hat sein fruchtbares Genie noch viele andere Werke zu Tage gefördert, deren wir hier aus Mangel an Raum nicht erwähnen können.

Wir halten es ganz an ſeinem Platze, eine der merkwürdigſten Begebenheiten der franzöſiſchen Revolution, nämlich die Flucht der königlichen Familie aus Paris, aus den zuverläſſigſten Quellen geſchöpft, hier anzureihen und unſeren Leſern mitzutheilen.

Die Flucht der königlichen Familie aus Paris.

Die Nacht vom 19. auf den 20. Juni 1791 war zur Abreiſe des Königs beſtimmt. Monſieur, der ſich auch noch in Frankreich befand, verſtand ſich dazu, um die Verlegenheiten und die Zahl der Wägen nicht zu ſehr zu vermehren, mit Madame die Grenzen von Frankreich über Lille zu erreichen, zu ſuchen. Der Marquis von Agoult war damit beauftragt, die Leibgardiſten auszuſuchen, welche als Couriere verkleidet den König begleiten ſollten. Die Herren von Valory, Mouſtier und Maldent unterzogen ſich dieſem gefährlichen Geſchäft.

Zwei Kammerherren, der Herzog von Villequier und von Duras, waren damit beauftragt, im Schloſſe ſelbſt alle Vorkehrungen zur Abreiſe zu treffen. Der Oberſt Graf von Ferſen, ein Schwede, Inhaber des Regiments Royal Suèdois, hatte die bequemſten Wägen zu dieſer ſchmierigen Reiſe in Bereitſchaft geſtellt. Obgleich alle Verſchwornen, die um das Geheimniß wußten, von welchem das Leben und die Freiheit des Königs abhing, auch daſſelbe treu bewahrten, ſo entging es doch den im Schloſſe aufgeſtellten Schildwachen und anderen Perſonen nicht, daß eine ungewöhnliche Bewegung, ſo wie ein unruhiges Treiben daſelbſt ſtattfand, und man benachrichtigte Herrn von Lafayette davon. Dieſer General ſchlief nicht mehr; er blieb immer ſehr ſpät im Schloſſe, und wenn ſchon alle Thore und Thüren geſchloſſen waren, ſo kam er noch zu wiederholtenmalen zurück, um ſich zu überzeugen, ob Alles ruhig ſey, und er kein Geräuſch vernehme.

Sobald Madame Tourzel, Gouvernantin der Kinder von Frankreich, durch die Königin erfuhr, daß der Monarch mit ihr, ſeinem Sohne und ſeiner Tochter abreiſen werde, bat ſie ihre Gebieterin fußfällig und auf das dringenſte, ſie doch ja mitzunehmen und zu erlauben, ihre erhabenen Zöglinge begleiten zu dürfen, damit ſie nicht allein unter den wilden Menſchen zurück bleibe. Vergeblich führte die Königin die Wichtigkeit des Augenblicks, und die Nothwendigkeit, dem Marquis von Agoult einen Platz im Wagen zu geben, an, deſſen Erfahrung, Unerſchrockenheit und Thätigkeit man nicht entbehren könne. Madame Tourzel beſtand auf ihrer Bitte, man nahm den König zum Schiedsrichter, und gewährte der Gouvernantin unklugerweiſe die verlangte Gnade, wodurch die Abreiſe um einen Tag verzögert wurde; und dieſem Umſtande iſt allerdings das Mißlingen des ganzen Projectes zuzuſchreiben.

Es war ein großes Unglück für die hohen Reiſenden, daß ſie in den Mauern des Schloſſes von Verſailles aufgewachſen, ſo wenig Erfahrung des wirklichen Lebens hatten, wodurch ihnen jene richtige Anſicht, jener Ueberblick und jene Geiſtesgegenwart abgingen, welche, mit Gewandheit und Kühnheit verbunden, oft die glückliche Frucht einer gefahrvollen und weniger gemächlichen Jugend iſt.

In der Nacht vom 20. auf den 21. Juni, gegen eilf Uhr des Abends, begaben ſich die Mitglieder der königlichen Familie, jedes für ſich, und allein in das Gemach des Herzogs von Villequier, welches einen Ausgang auf den Carouſſelplatz hatte. Männer und Weiber von erprobter Treue hatten ſie ſämtlich ſorgfältig verkleidet. Die Nacht begünſtigte die Flüchtlinge. Der König hatte ſchon den Carouſſelplatz verlaſſen, die Königin und die Prinzeſſin Eliſabeth folgten ihm in einer geringen Entfernung. Als ſie zu Fuß über den Platz gingen, begegneten ſie Lafayette, der ſo eben die Runde um das Schloß gemacht hatte.

Sie entgingen durch ihre Verkleidung glücklich seiner Aufmerksamkeit, und schlichen sich hinter ihn; er kehrte aber um, es sey durch Zufall oder um diese Damen zu beobachten, die ihm indessen wieder entwischten. Frau von Tourzel kommt nun mit den Kindern an. Man geht über die Brücke (Pont-royal), und trifft auf dem Quai der Theatiner zusammen. Zu gleicher Zeit verlassen Monsieur und Madame den Pallast Luxemburg, von Marquis d'Avaray begleitet, und schlagen den Weg nach Valenciennes ein. D'Avaray war ein sehr nützlicher Führer für Monsieur; da er das Englische vollkommen sprach, so entfernte er dadurch jeden Verdacht, und man entging allen auf dem Wege sich darbietenden Gefahren dadurch, daß man sich für Engländer ausgab. Doch folgen wir der königlichen Familie. Die Entweichung aus den Tuilerien, ohne Zweifel das Schwierigste der ganzen Unternehmung war vollkommen geglückt; alle Umstände hatten sie so sehr begünstigt, daß man erst um zehn Uhr des andern Morgens Kenntniß von der Abreise des Königs hatte. An den Barrièren hatte er nicht das geringste Hinderniß gefunden. Als man in Bondy ankam, verließ die Familie ihre bürgerlichen Wägen, um sich in zwei, zur Reise schicklich eingerichtete Kutschen zu setzen. Die Leibgardisten stiegen auf den Bock als Bedienten, und einer von ihnen wurde als Courier an Bouillé abgefertigt, um die dem Könige entgegen kommenden Detachements von dessen glücklicher Abfahrt zu benachrichtigen. — Nahe bei Montmirail rieß einer der Hängeriemen an einem der beiden Wägen, welches eine Verspätung von zwei Stunden verursachte. Man fürchtete die Stadt Chalons, weil es die volkreichste auf dem ganzen Wege war. Man durchfuhr sie indessen, ohne das mindeste Hinderniß; allein der König verbarg sich mit so wenig Vorsicht, und war so schlecht verkleidet, daß ihn der dortige Postmeister erkannte, der das Geheimniß jedoch nicht verrieth.

Als der flüchtige Monarch aber zu Pont-Someville ankam, und keine Abtheilung von den Dragonern vorfand, die ihn daſelbſt erwarten ſollten fing er an, ſehr unruhig zu werden. Der Chef, welcher dieſes Detachement commandirte, war über den Lärm, welchen die Anweſenheit der Truppen verurſachte, erſchrocken, und da er den König weder an dem beſtimmten Tage, noch zur beſtimmten Stunde ankommen ſah, ſo glaubte er, daß ſich deſſen Abreiſe verzögert, oder die Flucht wohl gar mißglückt ſey, und zog ſich von Poſten zu Poſten zurück. Dieſe rückgängige Bewegung, ſtatt den Lärm zu ſtillen und zu zerſtreuen, vermehrte im Gegentheil die Unruhe und den Verdacht in der ganzen Gegend, ſo daß alle getroffenen Vorkehrungen gerade zum Nachtheil der königlichen Familie ausfielen. Man langte endlich zu Sainte-Mennehould an. Drouet, ein fürchterlicher Name für das Haus der Bourbons! Drouet, der Poſtmeiſter dieſer Stadt, gewahrte den König, als dieſer abermals unvorſichtigerweiſe den Kopf zum Kutſchenſchlage hinausſtreckte, und war von der Aehnlichkeit ſeines Geſichtes, mit dem auf den Aſſignaten befindlichen Bildniſſe ſogleich überraſcht. Er betrachtete hierauf die anderen Perſonen, welche in dem Wagen ſaßen, genauer; brachte das Alter, die Zahl, die auffallenden Geſichtszüge der Familie, die Bewegungen der Truppen miteinander in Berührung, und ſchloß daraus, daß die Reiſenden Niemand anders als die königliche Familie ſelbſt ſeyn könnten. Da aber die Pferde an den beiden Wägen ſchon angeſpannt waren, ſo wagte er es nicht, der Abreiſe derſelben Hinderniſſe in den Weg zu legen, ſchlug aber ſogleich Lärm in der Stadt, und ſchrie: „Es iſt der König, welcher flieht; Unglückliche, die wir ſind, dieß wird uns den Bürgerkrieg bringen; man muß die Sturmglocke läuten! Die Sturmglocken müſſen im ganzen Land ertönen! Man greife zu den Waffen!“ Zu gleicher Zeit gibt Drouet einem ſeiner Freunde,

Namen Guillaume, ſein beſtes Pferd, indem er ihm die höchſt möglichſte Schnelligkeit anempfiehlt, um dem König, zwar nicht zu Clermont, welches nicht wohl möglich geweſen wäre, ſondern zu Varennes zuvorzukommen, und zu dieſem Zweck einen Seitenweg einzuſchlagen; dieſer verſpricht, ihn bald einzuholen. Noch war ein ſchwaches Detachement zu St. Mennehould geblieben; der Officier, welcher es befehligte, hatte ſeinerſeits ebenfalls den König erkannt, und war ihm ganz ergeben; er hatte Drouet's und Guillaume's Bewegungen beobachtet, ließ zum Aufſitzen blaßen, und befahl den Dragonern, in aller Eile die Straße nach Clermont einzuſchlagen. Aber während dieſe die Pferde in Bereitſchaft ſetzen, ſtellen ſich die Nationalgarden an den Ställen auf, und ſprechen zu den Dragonern: „Freunde, man hintergeht euch, man will euch zu Verräthern an der Nation machen, der König iſt es, der flieht, wir ſind deſſen gewiß, wir machen euch für all' das Unglück verantwortlich, welches über Frankreich kommen wird; gehorcht ihr euerm Commandanten, ſo erwartet euch die Strafe der Verräther!“ —

(Fortſetzung folgt.)

Der botaniſche Garten (Jardin des Plantes.)

Dieſe ganz vortreffliche und bewunderungswürdige Anſtalt verdient um ſo mehr eine etwas nähere Beſchreibung, da dieſer Garten zugleich ein ſehr reizender, ſehr ſtark beſuchter öffentlicher Spaziergang iſt. Er liegt auf der Oſtſeite von Paris an der Seine, und hat drei Eingänge. Die erſte Anlage zu einem botaniſchen Garten wurde im Jahre 1636 unter König Ludwig XIII., auf Antrieb ſeines Leibarztes, Guy de la Broſſe, gemacht. Im Jahre 1665 wurde der Catalog dieſes Gartens, welcher 4000 Pflanzen enthält, gedruckt. Im Jahr 1718 erhielt Herr Leclerc (der nachmals ſo berühmte Graf Buffon, der am 15. April 1778 geſtorben iſt) die Oberaufſicht über denſelben, und durch ihn wurde dieſer Garten ſehr vervollkommnet, ſeitdem iſt er aber noch mehr vergrößert und verſchönert worden. Er beſteht jetzt aus einem botaniſchen Garten, aus einem ſehr reichen Naturalien-Cabinet, aus einem Amphitheater zu den Vorleſungen, nebſt einem chemiſchen Laboratorium, aus einer Bibliothek und aus einer Menagerie von lebendigen Thieren; auch ſind bei den vorgenannten Gebäuden die Wohnungen der Profeſſoren. Daubenton, der Nachfolger des berühmten Buffon, ließ ſich die Sorge dafür ſehr angelegen ſeyn. Seinem Andenken zu Ehren iſt ihm hier ein Denkmal errichtet worden, das aus einer Granitſäule auf Trümmern von Mineralien beſteht. Eine ſehr einfache hydrauliſche Maſchine, die von zwei Dromedaren in Bewegung geſetzt wird, verſieht alle Theile des Gartens mit Waſſer. Dieſer Garten iſt eine köſtliche Zierde der Hauptſtadt, denn bei ſeinem Umfange, da er ſich bis an das Ufer der Seine erſtreckt, bildet er einen weit ausgedehnten äußerſt reizenden durch die abwechſelndſte Mannigfaltigkeit ſehr

JARDIN DES PLANTES

angenehmen und zugleich sehr lehrreichen Spazierort, der keinen seines Gleichen hat. Man findet hier Bäume, Gesträuche und Pflanzen aus allen Theilen der Welt. Zur Erquickung der Spaziergänger ist auf einem mit Akazien bepflanzten schönen viereckigen Platze eine Limonade-, Wein- und Kaffeeschenke errichtet. Auf dem Gipfel einer kleinen Anhöhe, auf welchen man auf einem geschlängelten Wege kommt, hat man eine ungemein angenehme Aussicht auf den ganzen Garten und die Gegend umher, wo Hügel und Thäler mit mancherlei Grün bedeckt und vielerlei Bäumen beschattet, eine malerische schöne Landschaft bilden. — Diese Anhöhe ist mit einem sehr hohen Pavillon gekrönt, auf welchem sich eine schön gearbeitete Weltkugel befindet. Neben diesem Pavillon ist ein eiserner Meridian, der auf einen Bombenmörser so gerichtet ist, daß der geladene Mörser in demselben Augenblicke losbrennt, wo der Sonnenstrahl gerade die Mittagszeit verkündet. Ein viereckiges Wasserbecken, das mit dem Flusse in gleicher Ebene liegt und dessen Ufer stufenweise abgesenkt und mit Wasserpflanzen bedeckt sind, trägt nicht wenig zur Verschönerung des Ganzen bei. Man findet auf demselben alle Arten von Wasservögeln und vorzüglich einige schöne Schwäne: auch sieht man hier prächtige Pfauen umher wandeln. Das Wasser, das von Zeit zu Zeit erneuert wird, verbreitet Kühle umher, wodurch ein schöner Grasteppich rings um das Becken unterhalten wird. Die schöne Landschaft endigt mit einem zur Hälfte eingestürzten Thurme. Ein eisernes Gitter mit zwei Pavillons, im modernsten Geschmacke erbaut, verschließt den Eingang gegen den Fluß hin, wo sich die Menagerie befindet. Auf der andern Seite steht das Gebäude, welches die Naturaliensammlungen in sich schließt, von außen zwar sich nicht besonders durch seine Bauart auszeichnet, aber in seinem Inneren einen desto reicheren Schatz umschließt. Im ersten Stockwerke sind

drei Säle, zwei für die Mineralien und einer für die Pflanzen. Im zweiten Stockwerke werden die zoologiſchen Merkwürdigkeiten aufbewahrt; das Licht fällt durch die in der Decke angebrachten Oeffnungen. — Der eigentliche botaniſche Garten, enthält ungefähr gegen 10,000 Pflanzen. Anſehnliche Erweiterungen erhielt dieſer Garten in jüngſt verfloſſener Zeit gegen die Südoſt-Seite; mehrere Morgen Landes ſind hinzugekommen und beſonders anziehend iſt ein kleines äußerſt pittoreskes Thal, das Schweizerthal genannt, das mit mehreren niedlichen und ländlichen Hütten beſetzt iſt, und worin fremde und ſeltene Thiere verſchiedener Arten umherwandeln, in beſonderen Gehägen ſind ausländiſche Arten von Rothwild, auch iſt hier ein Teich mit Waſſervögeln beſetzt und von Trauerweiden umſchattet. Dem Garten gegenüber befindet ſich eine Brücke über die Seine.

Der Pflanzengarten iſt in der That wunderſchön, ſelbſt für den, der dort nichts weiter zu thun hat, als die ſeltenen Thiere ohne beſondere Erlaubniß zu ſehen. Angenehm überraſchend iſt die Theilnahme des Publicums an dieſem Inſtitut, die ſich hier ſo deutlich an den Tag legt, und es ſind nicht etwa nur Fremde, die ſich der Seltenheit wegen hierher verfügen, ſondern der rechte Bürgerſchlag vereinigt ſich hier in den erlaubten Stunden, und der Bürger bleibt lange vor einem und demſelben Thiere ſtehen, um ſeine Formen, ſeine Bewegungen zu ſtudiren und ſie ſich einzuprägen; er wird nur abgezogen durch die herrlichen Bäume und Blumen, um dann wieder deſto behaglicher die ſchwitzenden komiſchen Bären zu betrachten, die bei ihrem guten Futter ſo fett ſind, daß die ihnen natürliche Unbehülflichkeit noch größer wird; die prächtigen majeſtätiſchen Adler, die langweilige große Giraffe mit ihrem ſchönen Kleide; die Elephanten mit ihren klugen Augen; die in der Wärme beweglich werdenden Schildkröten; kurz die ganze reiche Menagerie mit Löwen und Tigern,

PALLAST BOURBON

CARROUSSEL TRIUMPH BOGEN

deren Betrachtung ſonſt etwas koſtet, hier aber öffentlich iſt, und daran iſt dem guten Bürger bekanntlich auch etwas gelegen. Dazu kommen nun noch die prachtvollen Treibhäuſer, und die unendlichen Muſeen mit ihren zahlloſen Sälen und Schränken, deren Benutzung ſo freigebig erlaubt iſt, und von denen der gute Bürger nicht ohne Recht denkt, daß ſie ſeinem Sohne, der einſt ein berühmter Mann ſeyn wird, ſo ſehr zu Gute kommen werden. — Die feinere Klaſſe ergeht ſich nicht in dem ſehr entlegenen Pflanzengarten, wohl aber einige Glieder derſelben, verſchiedenen Geſchlechtes, die hier unbemerkt und vertraulich Arm in Arm wandeln können.

Der Pallaſt Bourbon.

Jetzt der Sitz der Deputirtenkammer, ein wahres Prachtgebäude, bei deſſen Eingange an der neuen Façade ſechs 12 Fuß hohe Bildſäulen, der Themis und Minerva, und der vier Staatsmänner Sully, Colbert, l'Hôpital und Agueſſeau ſtehen. Es liegt am linken Ufer der Seine, iſt im römiſchen Style gebaut und hat 504 Fuß in ſeiner weiteſten Ausdehnung. Eine ſehr ſchöne Terraſſe beherrſcht die Ausſicht auf den Strom.

Der Triumphbogen auf dem Carouſſelplatz.

Dieſer Triumphbogen der neuern Zeiten wurde unter Napoleon, der den alten Römern ſo manches nachmachte, zum Ruhm der franzöſiſchen Heere errichtet, von welchen eine Bildſäule in jeder Waffengattung der großen Armee, als Repräſentanten derſelben in ihrer damaligen Uniform, angebracht iſt. Dieſer ſchöne

Bogen iſt die ſchönſte Zierde des Carouſſelplatzes, der ſeinen Namen von einem prächtigen Carouſſel hat, welches Ludwig XIV. im Jahre 1662 ſeiner Mutter und ſeiner Gemahlin zu Ehren, (oder ſeinen Maîtreſſen zu Gefallen) hier halten ließ. Er liegt vor den Tuilerien, und hat durch das Niederreißen alter Gebäude eine ſehr große Ausdehnung erhalten. Napoleon hielt hier ſeine pompöſe Truppenmuſterungen an Sonn- und Feſttagen ab, die allerdings etwas ſehr imponirendes und großartiges hatten.

Die Getraidehalle (Halle aux blés).

Dieſe ſchöne Halle ſteht auf dem Flecke, auf dem das Hôtel de Soiſſons ſtand, welches unter den verſchiedenen Namen, des Thurmes von Nesle, des böhmiſchen Thurms, des Schloſſes der büßenden Mädchen, des Hôtel der Princeſſinnen berühmt und berüchtigt war. Sie iſt jetzt ein ſchöner großer Tempel, dem römiſchen Pantheon glücklich nachgebildet, mit einem neckenden Echo. Der Tempel aber iſt voll von — Mehlſäcken. Die Mehlhändler halten hier eine Art Börſe, und man muß ſich beinahe durchſchlagen, was aber auch wohl nicht ohne „Verräther“ geſchieht. Zwei Thüren ſind hier nur, eiſerne Gitter. „Ich hatte mich einmal in dem ſchönen Raume zu lange aufgehalten,“ erzählt ein neuerer Reiſebeſchreiber, „die Thüren wurden verſchloſſen, ohne daß ich es merkte, und ohne einen großen Lärm, den ich anrichtete, hätte ich das Vergnügen haben können eine Nacht auf dem Mehl zu ſchlafen.

DAS INNERE DER GETREIDEHALLE.

Paris.

Die Flucht der königlichen Familie aus Paris.
(Schluß.)

Die Dragoner wurden unschlüssig, und der günstige Augenblick ging vorüber; allein ihr Commandant hatte schon eine Vorkehrung getroffen, welche hinlänglich war, den König von aller Gefahr zu befreien. Da er Guillaume wegreiten gesehen, und den Weg bemerkt hatte, so hatte er ihm einen maréchal de logis (Sergeanten bei der Cavallerie) nachgesandt, auf den er sich ganz verlassen konnte, und ihm anbefohlen, denselben anzuhalten, und im Fall er Widerstand leisten würde, ihn zu tödten. Dieser beeilt sich, den erhaltenen Befehl zu vollziehen, und reitet im gestreckten Galopp Guillaume nach, den er nach Verlauf einer kleinen Stunde erblickt und fast erreicht hatte; aber jener verdoppelte seine Eile, und ein Gehölz begünstigt durch seine Dunkelheit seine Flucht; der Verfolger verliert dessen Spur, nachdem er mehrere vergebliche Umwege in dem Walde gemacht hatte.

Der König kommt zu Clermont an, und wechselt abermals Pferde. Man hatte jetzt so große Eile, daß man gar nicht daran dachte, die zwei Schwadronen Dragoner, welche sich in dieser Stadt befanden, um die Familie zu escortiren, und die der Graf Carl von Damas commandirte, von deren Ankunft zu benachrichtigen. Dieser Officier wollte verzweifeln, daß er die Couriere nicht ankommen sah, auf die er zählte. Jetzt erfährt er, daß so eben zwei Wagen durchgefahren sind, und die Beschreibung, welche man ihm von denselben machte, läßt ihm keinen Zweifel mehr übrig, daß es die königliche Familie war, welche sich in denselben befand. Bald sitzen seine Dragoner zu Pferd und wollen eben abreiten, als sich Municipal-Beamten zeigen, und vom Grafen Damas Rechenschaft wegen seines Verfahrens fordern. Dieser spielt den Beleidigten, und will ihnen kein Gehör geben; seine Dragoner geben dem Eindruck, welchen die dreifarbige Schärpe auf sie hervorbringt, nach, und kündigen ihrem Commandanten den Gehorsam auf. Vergeblich suchte er sie abwechselnd durch Bitten und Drohungen zu bewegen.

Schon hörte man die Sturmglocken aus der ganzen Gegend erschallen, als Damas, für den jetzt die Augenblicke immer kostbarer wurden, seinem Pferde die Sporen gibt, und mit zwei oder drei anderen Officieren, ohne seine Dragoner, im Galopp davon sprengt.

Der König begriff nicht, wie es kam, daß er auf der Route weder die Vorspannpferde, noch die Escorten fand, was man doch abgesprochen hatte. Zu Varennes angekommen, fand man abermals keine Vorspann und keine Bedeckung. Die Leibgardisten stiegen ab, um Erkundigungen einzuziehen; blieben aber für die Ungeduld des Königs und der Königin viel zu lange aus; diese steigen in ihrer Herzensangst nun ebenfalls aus

den Wagen; es war schon Nacht geworden, und der König und die Königin von Frankreich laufen in dem Flecken von Haus zu Haus, und klopfen an der Thüre jeder Hütte an, jedoch nur um sich nach Vorspann zu erkundigen; denn die Klugheit verbot ihnen, nach den Truppen zu forschen. Dieser Aufschub begünstigte Guillaume's und Drouet's Absichten, letzterer war seinem Gefährten nachgeeilt, und hatte ihn erreicht. Sie waren fast zu gleicher Zeit mit dem König zu Varennes angekommen. Sie thun nun ihr Möglichstes, den Aufenthalt zu verlängern, und bringen es bei den Postillionen dahin, daß diese erklären, sie müßten, bevor sie einspannen könnten, mehrere ihrer Pferde füttern. Noch aber wollen sie keinen Lärmen machen, sondern lassen einige Männer zu sich kommen, mit welchen sie als Jakobiner in Verbindung standen.

Man eilt nun nach der Brücke und versperrt dieselbe mit Hülfe einiger Wagen, die man umstürzt. Einstweilen hatte man, vermittelst der Macht des Goldes, die Postillione zur Abfahrt bestimmt; findet aber, als man an der Brücke ankommt, dieselbe verrammelt und die Fahrt darüber unmöglich gemacht. Die Leibgardisten springen herab, um die Hinderniſſe aus dem Weg zu räumen, und Luft zu machen. Jetzt wagt es Drouet, mit seinen Gefährten an des Königs Wagen zu treten. „Sie werden nicht abreisen," schrieen sie, „hören Sie, hören Sie die Sturmglocken; sie benachrichtigen Sie, daß man dem Verräther auf der Spur ist." Drouet und seine acht Begleiter richteten ihre Gewehre auf die königlichen Wagen. Die Leibgardisten schaudern zurück, aber der König bittet sie, und befiehlt ihnen, sich in keinen Kampf einzulassen, da er, wenn er mit Gefahren der Art auch vertraut gewesen wäre, doch das Leben seiner Gattin, seiner Kinder und seiner Schwester nicht auf das Spiel hätte setzen wollen. Drouet besteht nun auf der Vorzeigung

der Päſſe. Die Königin bringt jetzt einen ſolchen, den ſie von Montmorin auf den Namen einer ruſſiſchen Dame erhalten hatte, zum Vorſchein.

Dieſer Paß lautete:

Im Namen des Königs!

Allen Civil- und Militärbehörden und öffentlichen Angeſtellten unſern Gruß. Wir thun euch kund und verordnen, die Frau Baronin von Korff, welche ſich mit zwei Kindern, einem Kammerdiener, drei Bedienten, und einer Kammerfrau nach Frankfurt begibt, frei und ungehindert paſſiren zu laſſen. Gegenwärtiger Paß iſt nur auf einen Monat gültig.

Paris, den 5. Juni 1791.

Unterzeichnet:
Ludwig.

Weiter unten:

Montmorin.

Frau von Korff war eine ruſſiſche Dame, welche ſich in Geſchäfts-Aufträgen einiger deutſchen Fürſten, die Beſitzungen im Elſaß gehabt hatten, und für deren Verluſt ſie Entſchädigungen verlangten, zu Paris befand. Den 5. Juni hatte ſie ſich durch den ruſſiſchen Botſchafter, Simolin, dieſen Paß von Montmorin ausfertigen laſſen, und ſchrieb einige Tage darauf, daß, als ſie ihre Vorbereitungen zur Abreiſe gemacht, und mehrere unnöthige Papiere verbrannt, durch Zufall auch der Paß in Flammen aufgegangen ſey, und ſie ſich deßhalb ein Duplicatum erbitte, welches ſie auch erhielt.

Drouet aber machte nun Schwierigkeiten, und ſagte endlich: „Uebrigens iſt es an dem Procurator der Gemeinde, hierüber zu entſcheiden.“ Dieſer Municipal-Beamte war ſo eben angekom-

men, und bat nun die Reiſenden, ſich zu ihm zu verfügen, damit er den Paß unterſuchen könne. Er ſpielt nun den Gutmüthigen, ſcheint Rückſicht zu nehmen, bietet der Königin ſeinen Arm an, um ſie zu führen, u. ſ. w. Man ſteigt ab, der König nimmt eines ſeiner Kinder auf den Arm, und führt das andere an der Hand. Noch hatte er Hoffnung, denn es ſchien ſehr wahrſcheinlich, daß eine der aufgeſtellten Truppen-Abtheilungen zu ſeiner Hülfe herbeieilen würde. Kaum iſt man in dem Hauſe angekommen, als ein, durch Drouet verſammelter Haufen Volkes daſſelbe umgibt und die Reiſenden bedroht. Der Procurator der Gemeinde gibt ſich den Anſchein, als wolle er die Leute beruhigen und die Ordnung wieder herſtellen; er erzeigt dem König alle Achtung und Ehrfurcht, ja er trinkt mit dem König von dem Wein, welchen dieſer ihm anbietet, ſtellt ihm aber manche verfängliche Frage, die der gutmüthige Ludwig, der ſich noch immer nicht erkannt glaubt, mit der größten Naivität beantwortet, und rühmt ſich ſpäter, in ſeinem Bericht über dieſen Vorgang, dieſes hinterliſtigen Verfahrens, als der heiligſten Pflicht, die er gegen die Nation und das Vaterland erfüllt habe, indem er ſo und nicht anders gehandelt.

Nach Varennes hatte Bouillé Vorſpann gelegt gehabt, welche den König bis Henay führen ſollte, allein ſtatt zu dieſer wichtigen Miſſion nur erfahrene und alte Officiere zu gebrauchen, beauftragte er zwei junge Leute damit, nämlich ſeinen Sohn und Herrn von Raigecour, welche, zu Varennes angekommen, nur an ihr Vergnügen dachten, Toilette machten, Zerſtreuungen aufſuchten, und ſtatt die Vorſpannpferde auf eine Anhöhe vor der Stadt bringen zu laſſen, dieſe durch ein Mißverſtändniß jenſeits der Brücke, auf der Straße, welche nach Sivry-ſur-Meuſe führt, bringen ließen; woher es denn kam, daß der König bei ſeiner Ankunft in Varennes keine Pferde

finden konnte, und folglich so lange verweilen mußte, wodurch der Aufschub entstand, der seine Verhaftung veranlaßte.

Hätten sie hier nur Jemand aufgestellt, der der Familie den Ort bezeichnete, wo die Pferde warteten, so wäre Alles gut gegangen. Man suchte das Benehmen des Herrn Bouillé Sohn später dadurch zu entschuldigen, daß man sagte, er habe sich im Walde verirrt gehabt. Man muß gestehen, daß man sich niemals unzeitiger verirrt hat. Für Bouillé's Vater war es ein immerwährender Vorwurf, den zu zärtlichen Gefühlen der väterlichen Liebe und den Einflüsterungen einer Frau, Madame Jabath, nachgegeben zu haben, die, wie man behauptete, in sehr vertraulichem Verhältniß mit ihm stand, zu Metz wohnte, und ihn bestimmt hatte, dem jungen Raigecour den so wichtigen Auftrag zu ertheilen, von dem das Schicksal des Monarchen und vielleicht das von ganz Frankreich abhing.

Herr von Bouillé hatte indessen von dem König eine Million baares Geld erhalten, um die nothwendigen Vorkehrungen zur Reise gehörig treffen zu können; außerdem hatte man ihm den Marschallstab versprochen, im Fall das Unternehmen geglückt wäre. Nach Luxemburg hatte man vier Millionen geschickt.

Ein anderer Fehler, den Herr von Bouillé begangen, war, daß er die kleinen Truppenabtheilungen, welche er am Wege zur Bedeckung für den König hatte aufstellen lassen, fast durch lauter Stabsofficiere und Oberste befehligen ließ, wozu gewöhnlich nur Lieutenants oder Capitaine gehörten; so commandirte eine derselben der Herzog von Choiseuil, Oberst von Royal-Dragons, eine andere Graf Damas u. s. w.; natürlich hatte dieses, so wie die außerordentlichen Zulagen, welche die Truppen erhielten, gewaltiges Aufsehen gemacht, und Niemand ließ sich durch die vorgeblich zu erwartenden Geldtransporte täuschen.

Ungefähr eine Stunde nach der Verhaftung des Königs kam ein Detachement, welches Varennes den Abend vorher verlassen hatte, unter der Anführung des Herrn von Gouguelas an. Allein die Nationalgarden, welche an der, noch immer versperrten Brücke warteten, wollten ihm nur den Uebergang über dieselbe gestatten, wenn es von den Pferden abstieg. Herr von Gouguelas verlangte die Reisenden zu sprechen, wozu man ihnen die Erlaubniß ertheilte. Der König, theils auf des Gemeinde-Procurators verstellte Gutmüthigkeit bauend, theils aus Furcht, ersuchte Herrn von Gouguelas, noch keine Gewalt zu gebrauchen, indem er zu ihm sagte: „Alle Schwierigkeiten scheinen gehoben zu seyn, und in wenigen Augenblicken werde ich die Reise fortsetzen können.“ Gouguelas entfernt sich nun, um keinen Verdacht zu erregen. Jetzt kommt der Procurator zurück, und sagt dem König, daß er den Paß vollkommen in Ordnung gefunden, daß er ihm aber rathe, nicht eher abzureisen, als bis sich die Menge zerstreut habe, welches er bald zu bewerkstelligen hoffe.

Bei Tagesanbruch begibt er sich abermals zum König, und sagt ihm: „Nun ist alles bereit; Sie können abreisen.“ Bei diesen Worten erheitert sich des Monarchen Antlitz. Der Mann beobachtet ihn, und sagt ihm, auf ein Bild des Königs, welches im Zimmer hing, deutend: „Hier, Sire, ist Ihr Portrait.“ Jetzt wird der König unruhig, und einsehend, daß eine längere Verstellung und Verläugnung seiner Person unnöthig seyn würde, sagte er endlich: „Nun wohl, Sie haben ihren König vor sich und in ihrer Gewalt. Das Schicksal macht Sie auch zugleich zum Herrn über seine Familie, die ihm theurer als sein Leben ist. — Um sie der fürchterlichsten Gefahr zu entreißen, hatte ich mich entschlossen, mich in einen meiner festen Plätze, und zwar nach Montmedy, zu begeben, mitten unter meine treusten Truppen.“

„Ich habe die Stärke und die Fortschritte der Aufwiegler genau berechnet. Sie unterjochen sogar die National-Versammlung selbst, während sie mich gefangen in meinem Pallast halten. Jeden Abend mußte ich ihre Drohungen hören. Nach dem, was sie schon gegen die Königin versuchten, beurtheilen Sie, was ich von ihrer Wuth zu fürchten habe, die mit ihrer Gewalt wächst. Mein Freund, ich erwarte Alles von Ihren guten Gesinnungen, von Ihrer Biederkeit, und weil Sie mein Bildniß unversehrt erhalten haben. Retten Sie mich, retten Sie meine Frau und meine Kinder. Machen Sie Gebrauch von Ihrer Gewalt. Lassen Sie treue Officiere, deren Namen ich Ihnen mittheilen werde, von meiner Lage benachrichtigen, und bald werden sich eine hinlängliche Anzahl von Truppen zeigen, um mich zu befreien. Sie werden dadurch nicht verdächtig werden, denn Sie haben nur der Gewalt nachgegeben. Zählen Sie auf meine unbegränzte Dankbarkeit und Erkenntlichkeit. — Nehmen Sie von Ihrem König den Titel als dessen Befreier an. Sehen Sie die Königin, welche Ihnen den Dauphin entgegenhält, — lassen Sie sie nicht vergeblich sich vor Ihnen auf die Knie geworfen haben!“ Die Königin hatte sich in der That in diese Lage versetzt. Allein der Procurator Sausse ließ sich nicht erweichen, sondern erklärte dem König rund heraus, daß er sich nur aus List, und um ihn hinzuhalten, bis jetzt so freundschaftlich gegen ihn gestellt, damit er Zeit gewänne, um die benachbarten Bezirke benachrichtigen zu können, und eine gehörige Anzahl Nationalgarden zusammenzubringen. Jetzt trat der Graf Carl Damas in das Zimmer und ging auf den König zu: „Sire, noch ist nichts verloren, wir werden den Durchgang erzwingen, wenn man uns denselben nicht gutwillig gestatten will.“ Allein der Gemeinde-Procurator war schon hinausgegangen, um die, durch Gouguelas versammelten Husaren anzureden, und hatte ihnen gesagt:

„Wählet zwiſchen der Nation und einem meineidigen König!“ Einige unter ihnen ließen den Ruf: „Es lebe die Nation!“ hören, die Andern waren noch unſchlüſſig; nun kommt Drouet an. „Unglückliche,“ redete er ſie barſch an, „Ihr ſetzt den König dem unmittelbaren Tode aus; wenn ihr die geringſte Bewegung zu ſeiner Befreiung macht, ſo muß er ſterben, denn er iſt in unſerer Gewalt!“ Bald können weder Gouguelas, noch Damas, noch der Herzog von Choiſeuil etwas mehr über die Huſaren vermögen; gleich darauf wurden alle drei, als ſie die Truppen anreden wollten, verhaftet, welche nun die Befehle der Officiere der Nationalgarden vernahmen und nur dieſen gehorchten.

Der König ſetzte nun auf die rührendſte Weiſe dem Gemeinde-Prokurator Sauſſe, der auch zugleich Lichterzieher und Seifenſieder war, und den andern, ihn umgebenden Bürgern und Gewerbsleuten die Motive ſeiner Abreiſe auseinander und verſicherte, daß er die Verfaſſung in ihrer Kraft erhalten, ſich aber nur in eine Lage verſetzen wolle, um nachdrücklich mit der Nationalverſammlung wegen einiger Artikel unterhandeln zu können, die einiger Abänderungen bedürften, indem ſie ſich mit dem Glanz des Thrones und mit der Gewalt, die er haben müſſe, um das Wohl und das Glück des Volkes zu befördern, nicht vertrügen. Während dieſer Zeit ſaß die Königin im Hintergrunde des Ladens, zwiſchen Lichterballen und Seifenpäcken, und ſuchte der Madame Sauſſe begreiflich zu machen, daß wenn ſie ihren Mann vermögen könnte, ſich ſeiner Municipalgewalt zu bedienen, damit er der ferneren Reiſe des Königs kein Hinderniß entgegen ſetzte, er den Ruhm haben würde, zu Frankreichs Rettung und dem allgemeinen Frieden beigetragen zu haben. Die Frau ſchien erweicht und vergoß Thränen, antwortete aber: „Guter Gott, ich möchte wohl, aber Madame, man würde Herrn Sauſſe umbringen. Ich liebe wohl meinen König, aber hören Sie, ich liebe auch meinen

Mann, und er iſt doch für alles verantwortlich.“ Unterdeſſen hatte ſich immer mehr Volk um Sauſſe's Haus eingefunden, und die Bauern ſtrömten ſchon haufenweiſe vom Land, mit Senſen, Sicheln, Dreſchflegeln, Prügeln, Gewehren u. ſ. w. bewaffnet, herbei. Gegen 7 Uhr des Morgens vernahm der König einen Tumult aus ſeinem Fenſter, der ihm einige Hoffnung gab. Es war ein ſo eben angekommenes Detachement, welches ſich mit Gewalt einen Weg über die Brücke bahnen wollte, die aber noch verſperrt, und von vielen, aus der Gegend hinzugekommenen National-Garden vertheidigt wurde. Dieſes Hinderniß konnte indeſſen nicht ſehr lange mehr widerſtehen, denn Bouillé war im Anzuge, an der Spitze des Regiments Royal-Allemand, auf deſſen unbedingten Gehorſam man zählen zu können glaubte. Er hatte mit dem Regiment während der ganzen Nacht zu Pferd unter den Mauern der Stadt Henay gehalten, um den König zu erwarten; wurde aber viel zu ſpät von deſſen Ankunft zu Varennes benachrichtigt, worauf er ſich mit ſeinem Regimente in Galopp ſetzte, um ſich dahin zu begeben. Er wäre wahrſcheinlich noch zeitig genug daſelbſt angekommen, wenn nicht ein Adjutant Lafayette's, Romeuf, der nach den Tagen des 5. und 6. Octobers dazu ernannt worden war, fortwährend den Dienſt bei der Königin zu verſehen, ihm zuvorgekommen wäre, und auf ſchnelle Rückreiſe nach Paris außerordentlich gedrungen hätte. Die Königin machte ihm, von ſeinem Auftrage ſprechend, bittere Vorwürfe, und ſagte zu ihm: „Mein Herr, als Sie dieſes verhaßte Mittel erwählt haben, um ſich einen Namen zu machen, ſo hätten Sie doch deſſen fürchterliche Folgen erwägen ſollen.“ Sie ſchien übrigens ſehr erſtaunt, daß Lafayette nach ihrer Flucht nicht vom Volke in Stücken gehauen worden war. Noch hoffte ſie auf Bouillé's Ankunft, der mit einer anſehnlichen Macht ſie und den König befreien würde, und ſuchte alle Mit-

tel hervor, die Abreiſe möglichſt zu verzögern. Die erſte Wärterin des Dauphins ſtellte ſich, als habe ſie auf einmal eine heftige Colik befallen, und warf ſich jammernd auf ein Bett, um die Abſichten ihrer Herrſchaft zu begünſtigen. Sie weinte und ſchrie um Hülfe. Die Königin, welche ſie vollkommen begriff, verweigerte es, dieſe Frau, welche ihr aus Anhänglichkeit gefolgt ſey, und alle Gefahren mit ihr getheilt habe, in ihren Leiden zu verlaſſen. Aber gerade der Beweggrund, der ſie zögern machte, war es, aus welchem ihre Gegner die größte Eile nöthig fanden, und die Abreiſe um ſo mehr beſchleunigten. Romeuf zeigte ſeine Ordre vor, nach welcher er den König verhaften und zurückbringen ſollte, wo man ihn auch treffen würde. Man hieß nun die ganze Familie in die Wägen ſteigen, und der König rief aus: „Zum zweitenmale läßt mich jetzt Lafayette arretiren, um ſeine Republik zu gründen.“ Die drei Leibgardiſten wurden, gebunden und geknebelt, auf den Bock des Wagens geſetzt. Eine Menge von National-Garden bildeten die Bedeckung, und der traurige Zug ſetzte ſich unter dem Hohn- und Triumphgeſchrei des Volkes in Bewegung.

Schon war der König anderthalb Stunden lang abgereiſ't, als Bouillé, von ſeinem Sohne und einigen Officieren begleitet, ſich an den Thoren von Varennes zeigten, ihnen folgte in beträchtlicher Entfernung das Regiment Royal-Allemand. Er fand die Brücke noch verſperrt; das Huſarendetachement, von Longs befehligt, hatte das Hinderniß nicht beſeitigen und auch nicht durch den Fluß ſetzen können. Bouillé war nicht glücklicher. Zugleich erhielt er Schlag auf Schlag die ſchlimmſten Nachrichten, den Abfall faſt aller Truppen, die Verhaftung von den Officieren derſelben, beſonders die der Herren von Choiſeuil, Damas und Gouguelas, daß die Nationalgarden von Metz und Thionville, mit mehreren Linienregimentern vereint, gegen ihn im Anmarſch ſetzen ꝛc. Royal-Allemand kam weit ſpäter an, als er

fangenen ermorden wollte, weil man ihn als einen der widerſpenſtigen Pfarrer bezeichnete, die den Verfaſſungseid zu leiſten ſich geweigert hatten. Barnave ſtürzt aus dem Kutſchenſchlage und ruft: „Sind wir denn von Tigern umgeben? Laßt dieſen alten Mann in Frieden, zeiget die Ruhe und Würde einer großen Nation, die es verdient, ihre Freiheit zu erringen.“

Der Prieſter war gerettet. Madame Eliſabeth, über das Benehmen des volksthümlichen Barnave's ebenſo erſtaunt als entzückt, ergreift ihn beim Rockzipfel, als er ſich eben zum Schlag hinausſtürzen will, um ihn von der Gefahr zurückzuhalten. Muth und Menſchlichkeit vereinten in dieſem Augenblicke die Wünſche einer frommen Prinzeſſin aus dem Hauſe Bourbon mit denen des freiheitsliebenden und unabhängigen Plebejers, der ſeit zwei Jahren die königliche Gewalt und ihre Grundfeſten angegriffen hatte. Der Name, den die Familie früher nur mit dem größten Abſcheu ausgeſprochen hatte, wurde nun von der Prinzeſſin nicht ohne Theilnahme genannt. Es entſpann ſich nach der Kriſis ſogar eine Unterredung zwiſchen Barnave und den Reiſenden, in welcher man von der Lage Frankreichs und der königlichen Familie ſprach.

Der König hatte, trotz ſeiner außerordentlichen Schüchternheit, gewagt, einige Bemerkungen zu machen; als er aber gefragt hatte, wie weit es das franzöſiſche Volk noch treiben wollte, antwortete ihm Pethion mit einer großen Freimüthigkeit: „Bis zur Republik, ſobald es reif dazu ſeyn wird.“ Von dieſem Augenblicke an beobachtete der König ein tiefes Stillſchweigen bis zu der Ankunft in Paris, welches er nicht ein einziges Mal nur durch den leiſeſten Laut unterbrach.

Man ſchlug den Deputirten vor, in einer Schenke von dem Geflügel und Backwerk zu ſpeiſen, welches man im Wagen des Königs mitführte. — Pethion nahm es mit Freuden an, und affectirte

dabei ein sehr ungezwungenes, beinahe in das Gemeine gehendes Benehmen. Madame Elisabeth schenkte ihm Wein ein, und um ihr zu zeigen, daß er genug habe, stieß er mit dem Glase heftig gegen den Hals der Flasche. Sein Benehmen war sichtbar auf Beleidigungen berechnet, denn er hatte eine gute Erziehung genossen, und suchte absichtlich die Familie zu demüthigen. Die abgenagten Knochen des Geflügels, das er verzehrt hatte, warf er so ungeschickt zum Wagen hinaus, daß sie fast die Nasen der Gesellschaft berührten; den kleinen Dauphin, den er auf seinen Knieen hielt, rupfte er so stark an den Haaren, daß er zu schreien anfing, worauf die Königin sich nicht enthalten konnte, ihm zu sagen: „Geben Sie mir meinen Sohn, er ist an eine solche Behandlung und solche Vertraulichkeiten nicht gewöhnt." Barnave hingegen benahm sich als ein Mann von Welt und feiner Bildung; er beobachtete alle Achtung gegen die Damen und antwortete der Königin, als ihn diese zum Essen nöthigte: „Madame, die Deputirten der Nationalversammlung dürfen Ihre Majestät in so wichtigen Augenblicken nur mit ihrer Sendung und nicht mit ihren Bedürfnissen beschäftigen!" Dieses Betragen beobachtete er während der ganzen Reise, und die Prinzessin hatte mehrere besondere Unterredungen mit ihm, während man anhielt und ausstieg. Barnave äußerte bei denselben, daß die Royalisten während der Revolution beständig die größten Fehler und die einfältigsten Streiche begangen und das Interesse des Hofes so schlecht vertheidigt hätten, daß er selbst mehrmals in Versuchung gekommen sey, denselben einen muthigen Athleten zuzuweisen, der den Geist des Jahrhunderts und der Nation kenne. Als ihn die Königin fragte, welches die Mittel gewesen seyen, deren Anwendung er ihr gerathen haben würde, antwortete er: „Die Popularität, Madame." — „Wie konnte ich diese anwenden, da man sie mir genommen hatte"? — „Ach Madame,

es wäre Ihnen weit leichter geweſen, ſie wieder zu erhalten, als es mir geworden iſt, ſie zu erlangen."

Barnave war Herr über die Nationalverſammlung durch ſein hervorſtechendes Talent geworden. Er durfte ſeinen beiden Freunden Düport und A. Lameth befehlen — beide ſchienen ſeit einiger Zeit weniger feindſelig gegen den Hof geſinnt zu ſeyn, und die Reiſe hatte Barnave's Herz und Geſinnungen hinſichtlich der königlichen Familie allerdings in etwas umgeſtimmt.

Den 29. Juni um 11 Uhr des Morgens kündigte der damalige Präſident der Verſammlung, Alexander Beauharnais, derſelben bei Eröffnung der Sitzung an, daß in der vorigen Nacht der König und die ganze königliche Familie von den Feinden der Ordnung und der öffentlichen Ruhe entführt worden ſeyen. Hierauf herrſchte ein langes und tiefes Stillſchweigen unter den Abgeordneten. Reignault de Saint Jean d'Angely, ein noch ſehr junger Deputirter, der ſich nur erſt durch eine angenehme Leichtigkeit in ſeinem Vortrage ausgezeichnet hatte, unterbrach zuerſt dieſes Schweigen und forderte die Verſammlung auf, bei dieſer Gelegenheit die ganze Kraft und Würde ihres Charakters zu zeigen. „Die Verfaſſung iſt beendigt," ſagte er, „und wie groß auch die Gefahren des Vaterlandes ſeyn mögen, ſo ſind ſie nicht mit denen zu vergleichen, welche uns gedroht haben, als wir den unſterblichen Schwur im Ballſpielhauſe ausſprachen." Er ſchlug hierauf mehrere Maßregeln vor, welche zu den Vorrechten der ausübenden Gewalt gehörten; allein dieſe Macht war verkannt, und die Verſammlung war ſo lange daran gewöhnt, ſie ſelbſt bei der Gegenwart des Königs auszuüben, daß ſie ſchnell alle Maßregeln ergreifen konnte, welche die Gefahr erheiſchte.

Die Miniſter kamen, einer nach dem andern, um ihre Befehle zu empfangen. Duport de Tertre, der Juſtizminiſter, übergab ihr die Siegel des Staates. Alle Oberhäupter vom Militär

bezeigten ihr eine Ergebung ohne Grenzen, und sie empfing alle diese verschiedene Huldigungen mit einer ruhigen Würde, und enthielt sich jeder Aeußerung von Verdacht, die dem Volke, welches in gewaltiger Gährung war, neue Opfer für seinen Zorn hätte liefern können — Lafayette war der hauptsächlichste Gegenstand seiner Wuth. Man konnte nicht begreifen, wie der König seine Flucht hätte bewerkstelligen können, wenn er nicht einen Mitschuldigen in dem Generalkommandanten der Nationalgarde gehabt hätte. Das erste, was Lafayette that, als er von der Flucht des Königs in Kenntniß gesetzt wurde, war, sogleich einen seiner Adjutanten auf die Straße, welche nach Varennes führte, abzusenden. Hieraus hatten einige Personen geschlossen, daß Lafayette sehr genau von dem Projekt der Flucht des Königs und allen seinen Details unterrichtet seyn müsse, und daß er es nur deßhalb begünstigte, um das Verdienst zu haben, den Monarchen verhaften, und das gehässige Vergnügen, ihn bestrafen zu können. Die Unrichtigkeit dieser Behauptungen und Vermuthungen hat sich aber durch die Zeit hinlänglich und unwidersprechlich bewiesen, und am meisten durch Lafayette's nachheriges Benehmen auf dem Marsfelde.

In der That wüßten wir auch nicht, wenn Lafayette eine so nichtswürdige Absicht gehabt, und von Allem so genau unterrichtet gewesen wäre, warum er das für ihn so gefährliche Wagniß unternommen hätte, den König bis Varennes entkommen zu lassen, und ihn nicht lieber an den Barrièren in Paris oder zu Bondy, oder endlich zu Chalons, welches weit genug entfernt war, um die Absicht der Flucht genügend zu beweisen, verhaften ließ. Der lange Briefwechsel, welchen Lafayette mit Bouillé unterhalten hatte, und welcher durch gegenseitiges Mißtrauen erst seit Kurzem wieder abgebrochen war, mußte ihn auf die Vermuthung führen, daß der entflohene König sich in Bouillé's

Arme werfen und dem Schutze seiner Armee anvertrauen würde.

Der Adjutant, dessen wir so eben erwähnten, ist derselbe, den wir zu Varennes haben ankommen gesehen. Er wurde an der Brücke Ludwig's XVI. vom Volke angehalten und gemißhandelt; er verlangte, daß man ihn vor die Schranken der Versammlung führen sollte, welche, nachdem sie ihn angehört hatte, ihm befahl, seine Reise fortzusetzen. Wenn sich dieser Vorfall um einige Stunden verzögert hätte, so würde Bouillé noch den König zu Varennes angetroffen und ihn gerettet haben.

Fast zu gleicher Zeit wurde Lafayette auf dem Greveplatz von einem zahlreichen Haufen festgehalten, der ihn mit Foulon's und Berthier's Schicksal bedrohte. Als die Nationalversammlung von der Gefahr, in welcher er schwebte, unterrichtet war, verordnete sie, daß sich sogleich sechs, aus ihrer Mitte genommene Commissaire dahin verfügen sollten, um ihn zu befreien. Reubel, Abgeordneter des Elsasses, einer der bissigsten Democraten, ergriff diese Gelegenheit, um eine Anklage gegen Lafayette zu erheben.

Barnave aber warf sich auf die edelmüthigste Weise zum Vertheidiger eines Mannes auf, dessen Gegner er schon so lange gewesen war, und erklärte ihn des ganzen Zutrauens der Nation vollkommen würdig. Gleich darauf kündigte man der Versammlung an, daß Cazalès ebenfalls vom Volke angehalten worden, und gleiche Gefahr laufe. Jetzt fand unter den Deputirten jeder Partei ein edler Wetteifer statt, um das Leben dieses heftigen, aber freimüthigen Redners der Royalisten in Sicherheit zu bringen. Von diesem Tage fing die Versammlung an, eine größere Gewalt und mehr Einfluß auf die tobende Menge auszuüben, und ihre aufrühreriſchen Bewegungen besser im Zaum

zu halten. Sie erklärte jetzt ihre Sitzungen für permanent, und blieb Tag und Nacht beisammen. Herr de la Porte überbrachte ihr ein versiegeltes Schreiben, welches ihm der König hatte übergeben lassen. Man öffnete es und fand folgende, ziemlich geschickt abgefaßte Protestation gegen die hauptsächlichsten Beschlüsse und Arbeiten der Nationalversammlung darin:

So lange der König hoffen durfte, durch die von der Nationalversammlung angewandten Mittel, und durch seinen Aufenthalt neben derselben in der Hauptstadt des Reiches, Ordnung und Wohlfahrt in dem Königreiche wieder hergestellt zu sehen; so lange wurde ihm jede Aufopferung leicht, welche seine Person betraf. Wäre jene Hoffnung erfüllt worden, so würde er nicht einmal die Bemerkung gemacht haben, daß, vermöge des gänzlichen Verlustes der Freiheit, alle seine, seit dem October 1789 gethanen Schritte ungültig sind. Aber nunmehr, da seine einzige Belohnung für so große Aufopferungen darin besteht, daß er sehen muß, wie die königliche Würde vernichtet wird; daß er sehen muß, wie jede Art von Gewalt verkannt, wie das Eigenthum angegriffen, wie die Sicherheit der Personen überall bedrohet wird; wie die Verbrechen ungestraft bleiben; wie eine gänzliche Anarchie sich über die Gesetze erhebt; ohne daß der Schein von Macht, welchen er vermöge der neuen Constitution erhalten hat, hinlänglich ist, auch nur ein einziges von den Uebeln, welche das Reich drücken, abschaffen zu können; da hält der König dafür, es sey seine Pflicht, daß er (nachdem er vorher feierlich gegen alles dasjenige protestirt hat, was während seiner Gefangenschaft von ihm ist unterschrieben worden) den Franzosen sowohl, als der ganzen Welt, eine Darstellung seines Verhaltens, und des Verhaltens derjenigen Regierung vorlege, welche in dem Königreich entstanden ist.

Um alle Ursache des Mißtrauens aus dem Wege zu räu-

men, hatte der König, im Monat Julius 1789, die Vorsicht, diejenigen Truppen zurück zu senden, welche er dann erst um seine Person versammelte, nachdem die ersten Funken des Aufruhrs sich schon sowohl in Paris, als unter seiner Leibwache gezeigt hatten. Der König, dem sein Gewissen keine Vorwürfe machte, kam ohne Furcht allein unter die bewaffneten Einwohner der Hauptstadt. Im October desselben Jahres erhielt der König (welcher schon seit langer Zeit von dem Auflaufe unterrichtet war, den die Verschwornen auf den 5. October zu veranstalten suchten), noch zeitig genug Nachricht von ihrer Ankunft, um sich entfernen zu können, wenn er dieß gewollt hätte. Aber er befürchtete, man möchte sich dieses als eines Vorwandes bedienen, um einen bürgerlichen Krieg anzufangen; daher wollte er lieber seine eigene Person dahin geben, und, was seinem Herzen am schmerzlichsten war, das Leben derjenigen in Gefahr setzen, die ihm am theuersten sind. Jedermann weiß, was in der Nacht des 6. Octobers vorfiel, und daß nun seit zwei Jahren die Verbrechen ungestraft geblieben sind. Gott allein hat die Ausübung der größten Verbrechen verhindert. Er allein hat die französische Nation vor einem unauslöschlichen Schandflecken bewahrt.

Der König gab dem laut erklärten Verlangen der Pariser Armee nach, und nahm seinen Aufenthalt in dem Schlosse der Tuilerien. Seit mehr als hundert Jahren hatte kein König dieses Schloß bewohnt, wenn man die Minderjährigkeit Ludwigs XV. ausnimmt. Keine Anstalten waren gemacht, um den König zu empfangen, und die Einrichtung der Zimmer war weit entfernt, dem Könige jene Bequemlichkeiten zu verschaffen, welche Seine Majestät in den übrigen königlichen Schlössern zu finden gewohnt war, und deren jeder wohlhabende Privatmann genießt. Aber, ungeachtet der Unbequemlichkeiten mancherlei Art, mit denen die Veränderung des Wohnortes des Königs verbun-

den war, blieb Seine Majeſtät dem Plane getreu, welchen ſie ſich gemacht hatte, Alles aufzuopfern, um die öffentliche Ruhe zu erhalten. Er glaubte daher, ſchon an dem Tage ſeiner Ankunft zu Paris, die Provinzen wegen ſeines Aufenthaltes in der Hauptſtadt beruhigen und die Nationalverſammlung erſuchen zu müſſen, daß ſich dieſelbe Seiner Majeſtät nähern und ihre Sitzungen in der Hauptſtadt fortſetzen wolle. Aber es war Seiner Majeſtät eine noch größere Aufopferung vorbehalten; der König ſah ſich genöthigt, ſeine Gardes du Corps, von deren Ergebenheit er einen ſo auffallenden Beweis hatte, von ſeiner Perſon zu entfernen. An dem traurigen Vormittag des 6. Octobers waren zwei derſelben, wegen ihrer Anhänglichkeit an den König und an ſeine Familie, umgekommen; und verſchiedene andere waren ſchwer verwundet worden, weil ſie die Vorſchrift des Königs ſtreng befolgten, welcher ihnen verboten hatte, auf einen irre geführten Haufen zu ſchießen.

Die Verſchwornen haben mancherlei Kunſtgriffe angewandt, um ſo getreue Soldaten, welche damals die gute Aufführung, die ſie von jeher gezeigt hatten, aufs höchſte trieben, unter den ſchwärzeſten Farben abzumalen. Aber dieſe Bemühungen waren nicht ſowohl gegen die Gardes dü Corps als vielmehr gegen den König ſelbſt gerichtet. Man wollte ihn ganz blos ſtellen, indem man ihn des Dienſtes ſeiner Leibwache beraubte, die man nicht ſo zu verführen vermögend war, wie man das Regiment der franzöſiſchen Garde verführt hatte, welches noch kurz vorher, wegen ſeiner Treue und Ergebenheit, der ganzen franzöſiſchen Armee zum Muſter gedient hatte. Den Soldaten dieſes Regiments, welche nunmehr von der Stadt Paris beſoldet wurden, ward, in Verbindung mit der Bürgermiliz, die Bewachung des Königs anvertraut. Dieſe Truppen befinden ſich gänzlich unter den Befehlen des Bürgerrathes, von welchen der General-

commandant abhängt. Der König, auf eine ſolche Weiſe bewacht, ſah ſich hierdurch in ſeinen eigenen Staaten gefangen. Denn wie kann man anders den Zuſtand eines Königs nennen, welcher ſeiner Leibwache nur in ſolchen Dingen befehlen darf, welche zum Ceremoniel gehören; welcher nicht Macht hat, irgend eine Officiersſtelle zu vergeben, welcher ſich genöthigt ſieht, mehrere Perſonen um ſich zu leiden, deren üble Geſinnungen gegen ihn und gegen ſeine Familie ihm bekannt ſind?

Nicht um der Pariſer Bürgermiliz und den Compagnien des Centrums Vorwürfe zu machen, erinnert der König an all' dieſe Dinge, ſondern um auf das allergenaueſte die Wahrheit zu ſagen; und indem er davon ſpricht, läßt er mit Vergnügen dem Eifer Gerechtigkeit widerfahren, welchen, im Ganzen genommen, dieſe Truppen für die Erhaltung der guten Ordnung gezeigt haben, ſo wie auch der Anhänglichkeit an ſeine Perſon, welche ſie jederzeit zeigten, ſo oft die Gemüther ſich ſelbſt überlaſſen und durch das Geſchrei und die Verläumdungen der Verſchwornen nicht irregeführt wurden. Aber je größere Aufopferungen der König dem Wohl ſeines Volkes gebracht hat, um deſto mehr haben die Verſchwornen ſich der Gemüther zu bemächtigen, und um ſo mehr haben ſie die königliche Würde unter dem gehäſſigſten und unrichtigſten Geſichtspunete darzuſtellen geſucht.

Die Zuſammenberufung der Stände des Reichs; die doppelte Stellvertretung des dritten Standes; die Mühe, die der König ſich gegeben hat, um alle Hinderniſſe, durch welche die Verſammlung der Reichsſtände aufgehalten werden konnte, aus dem Weg zu räumen; alle die Einſchränkungen, welche der König in denjenigen Ausgaben gemacht hatte, die ihn perſönlich angingen; Alles, was er ſeinem Volke in der Sitzung des 23. Junius aufopferte; die Vereinigung der drei Stände, welche auf

ausdrückliches Verlangen des Königs geschah; alle diese Maßregeln, welche Seine Majestät damals für unumgänglich nothwendig hielt, um die Reichsstände in Thätigkeit zu bringen; alle seine Bemühungen, alle seine Großmuth, seine gänzliche Hingebung für sein Volk ward verkannt; und Alles wurde aus einem falschen Gesichtspunct angesehen.

Man wird sich erinnern, wie damals, als die Reichsstände sich den Namen Nationalversammlung beigelegt hatten, und als sie anfingen, mit der Constitution des Reiches sich zu beschäftigen, wie damals die Verschwornen die Geschicklichkeit hatten, Zuschriften aus mehreren Provinzen kommen zu lassen, und wie sie macherlei Unruhen zu Paris erregten, um die Mitglieder der Versammlung zu bewegen, daß dieselben mit Verachtung von den ihnen mitgegebenen Vorschriften abgehen möchten, in welchen verlangt wurde, daß die Gesetze in Gemeinschaft mit dem Könige gegeben werden sollten. Trotz dieses Verlangens hat die Nationalversammlung den König ganz außer die Constitution gesetzt, indem sie ihm das Recht verweigert, seine Genehmigung denjenigen Artikeln, welche sie für die Constitution gehörig ansieht, zu gewähren, oder abzuschlagen; indem sie sich das Recht vorbehält, in diese Klasse alle Artikel zu bringen, welche sie will; und indem sie über alles, was blos allein zu der Gesetzgebung gehört, das Vorrecht des Königs auf ein Recht aufzuschieben einschränkt, welches bis zu der dritten gesetzgebenden Versammlung dauern soll: ein Recht, welches blos scheinbar ist, wie so viele Beispiele es nur zu sehr beweisen. Was bleibt nunmehr dem König übrig, als ein eitles Schattenbild der königlichen Würde? Man hat ihm fünf und zwanzig Millionen für die Ausgaben seiner Civilliste gegeben; aber der Glanz seines Hauses, welchen er unterhalten muß, um der Ehre und Würde der französischen Krone willen, nebst

den mancherlei Ausgaben, welche man dieser Civilliste aufgebürdet hat (einige sogar, nachdem die Summe schon festgesetzt war), verzehren diese Einkünfte gänzlich.

Man hat ihm die Nutznießung einiger Krongüter gelassen, aber dieselbe mit unangenehmen Einschränkungen verbunden, welche den Genuß erschweren. Diese Krongüter sind nur ein kleiner Theil derjenigen Güter, welche alle Könige seit uralten Zeiten besessen haben; nur ein Theil des Eigenthums der Vorfahren Seiner Majestät, welches von denselben mit der Krone ist verbunden worden. Man darf kühn behaupten, daß alle diese Gegenstände, vereinigt, die zu der Erhaltung des Königs und seiner Familie bestimmte Summe bei weitem übertreffen würden, und daß er dem zufolge gar nichts kostet.

Noch eine hierher gehörige Bemerkung macht der König höchst ungern; nämlich, daß man, mit besonderer Sorgfalt, in der Einrichtung der Finanzen sowohl, als in allen andern Einrichtungen, die dem König geleisteten Dienste von demjenigen, was dem Staate gehört, abgesondert hat, gleichsam, als wenn nicht beide unzertrennlich mit einander verbunden wären, als wenn nicht die, der Person des Königs geleisteten Dienste auch zugleich dem Staat geleistet würden.

(Fortsetzung folgt.)

MILITAIRSCHULE

Das Marsfeld und die Militairschule.

Das Marsfeld (Champ de Mars) ist ein ungeheuer großes Oblongum, welches mit der einen Seite an die Seine stößt. Es ist 2700 Fuß lang und 900 Fuß breit. Die beiden langen Seiten des Platzes sind mit Gräben eingefaßt. Hier feierten 1815 die Truppen der Alliirten den Siegestag der Leipziger Schlacht. Hier wurde auch das Bundesfest der Franzosen den 14. Juli 1790 gefeiert.

Was uns die Mährchen des Orients von Palläſten erzählen, die als Werke des Augenblickes unter den Händen geschäftiger Genien entstehen, haben die Franzosen zum Staunen von ganz Europa in unsern Tagen verwirklicht. Ein ungeheures Feld wird zum Schauplatze für ein ungeheures Fest in wenigen Tagen bereitet, ein Amphitheater für fünfmal hunderttausend Menschen, gewiß das größte, welches man jemals sah, erhebt sich, wenn gleich nur aus Erde und Holz, doch ein Wunderwerk. Gallerien, Kolonaden, Triumphbogen, ein Altar, 40 Fuß hoch, alles in dem Zeitraume von einigen Wochen.

Aber es war auch das Werk von beinahe einer Million Menschen, welche die Freiheit electrisirte. Niemand schloß sich aus — Adel und Bettler, Soldaten und Kaufleute, Damen und Fischweiber, Greise und Kinder, alles legte Hand an, und man sah selbst den guten Ludwig XVI. ohne alle Begleitung auf das Marsfeld kommen, und einen Karren mit Erde füllen, um den Altar des Vaterlandes schneller zu erhöhen.

Aber so überraschend der Anblick der zahllosen Arbeiter und aller Vorbereitungen zum Feste war, so sollte dieses Fest selbst alles früher Gesehene und jede Erwartung weit übertreffen.

Bereits im November 1789 war eine neue geographische und statistische Eintheilung des Reiches in 83 Departements decretirt worden, und nun schickte jedes derselben eine Gesandtschaft bewaffneter Bürger nach Paris, um dem allgemeinen Feste beizuwohnen und den großen Bund zu beschwören.

Auch andere Deputationen von allen Punkten des Reiches eilten der Hauptstadt zu; Paris hatte Frankreich zu Gaste gebeten, und nie sah man in dieser so volkreichen Stadt einen so ungeheueren Zufluß von Fremden.

Der 14. Julius, als Jahrstag der Erstürmung der Bastille, war zur Feier bestimmt. Schon um 4 Uhr Morgens war das Amphitheater, welches eine halbe Million faßte, besetzt, um 8 Uhr gefüllt; aber da die meisten Männer, als bewaffnete Bürger bei dem Zuge, oder im Circus als Wache waren, so sah man auf den Stufen des Amphitheaters beinahe nichts als Frauenzimmer jeden Alters und jeden Standes, alle gleich, in Weiß mit dreifarbigen Bändern gekleidet, um das Fest der Gleichheit zu feiern. Die Freude schien sie für den Regen fühllos zu machen, welcher zuweilen in kurzen, aber heftigen Schauern herabstürzte.

Um 12 Uhr verkündete der Donner der Kanonen die Ankunft des Zuges. Mehr als fünfzig tausend Staatsbürger bildeten ihn, während dreißigtausend ihn schon im Circus erwarteten. Eine Abtheilung der Pariser National-Garde mit Trompeten und Pauken eröffneten den Zug, dann kamen die Wahlherren von Paris, hinter ihnen ein Theil der Miliz zu Fuß.

Jetzt trat der Maire Bailly an der Spitze des Bürgerraths einher, ihm folgten die bewaffneten Bürger als Gesandte der 83 Departements. Von jeder Abtheilung wehte das Panier mit dem Namen des Departements, und den Ueberschriften: Constitution, auf der einen, Confédération nationale à Paris, le 14. Juillet 1790, auf der andern Seite, in goldne Eichenkränze eingeschlossen. Diese Paniere von weißem Tafft waren alle Geschenke der Stadt Paris an die Departements.

Unter diesen bewaffneten Bürgern waren auch die Deputirten des französischen Heeres und der Schweizer-Garde.

Rührend war die Erscheinung einer Legion von vierhundert zehnjährigen Knaben, auf deren Fahne man die Worte las: „Hoffnung des Vaterlandes.“ Ihnen folgten die Veteranen, die Gesandten der Marine, die zweite Hälfte der Bürger-Miliz, und eine Schwadron der National-Garde zu Pferde mit kriegerischer Musik schloß das Ganze.

Dieser ganze majestätische Zug war schon um 9 Uhr von den Boulevards aufgebrochen, und vereinigte sich auf dem Platze Ludwig XV. mit der Procession der National-Versammlung. So traten sie in den ungeheuern Kreis, wo unermeßlicher Jubel sie empfing; sie zogen rings um den Altar, der auf einem künstlichen Hügel stand, von welchem ringsum Stufen bis auf seinen Gipfel führten.

Die National-Versammlung begab sich in die Gallerie, welche am äußersten Ende des Cirkels, dem Triumphbogen, für sie erbaut war; die National-Garden theilten sich zu beiden Seiten, die Deputirten der Departements rund um den Altar, auf dessen Stufen die Grenadiere sich ordneten. Auf dem gigantischen Altare selbst, der mit allegorischen Gemäl-

den und Inſchriften geziert und mit vier großen Urnen umgeben war, aus denen Weihrauch dampfte, prangte ein großes vergoldetes Crucifix und vier Leuchter. Vor dem Altare war der Biſchof von Autün, beſtimmt, das Hochamt zu halten, und ſechzig Prieſter (die ſechzig Sectionen von Paris bezeichnend) alle weiß mit National-Bändern.

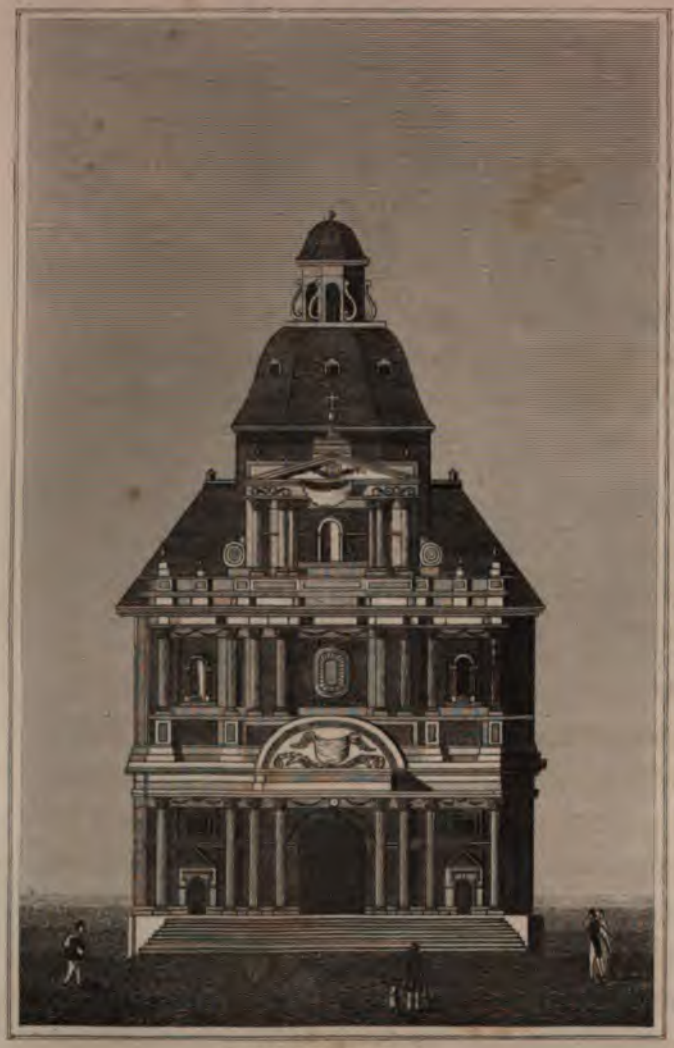
Nun erſchien der König in der Gallerie, und nahm Platz auf dem für ihn beſtimmten Thron, auf dem aber eine Freiheitsmütze ſtatt der Krone glänzte. Hinter ihm war die Königin mit dem Dauphin und der Prinzeſſin, der Bruder des Königs, die Miniſter und die fremden Geſandten.

Erſt Nachmittags war der Zug ganz in dem Circus. Kanonen donnerten, das Hochamt begann, dann ſegnete der Biſchof von Autün (Talleyrand Perigord) die drei und achtzig Paniere und die große Heeresfahne von Frankreich.

Neue Kanonenſchläge und kriegeriſche Muſik verkündigten nach dem Hochamt den großen Augenblick, da ganz Frankreich ſich ſelbſt ſchwor.

Lafayette, vom König dazu gewählt, beſtieg zuerſt mit einer Fahne den Altar, und ſchwur den Eid der Treue gegen die Nation, das Geſetz und den König, und Bruderliebe allen Franzoſen. Alle bewaffneten Bürger erhoben zugleich den Arm, und hundert tauſend Stimmen riefen ihm nach: „Ich ſchwöre es," und überſtimmten die einfallenden Kanonen und Feldmuſik.

De Bonnay, der Präſident der Nationalverſammlung, der zur Rechten des Königs ſaß, erhob ſich, und ſchwur den Eid der Treue, der Bruderliebe und der Erhaltung der Conſtitution. Alle Mitglieder der Nationalverſammlung ſtanden auf mit erho-



DIE SORBONNE

benem Arme und ſagten zugleich mit ihm: „Ich ſchwöre es.“ Zuletzt ſtand der König auf, trat vor und ſprach: „Ich, König der Franzoſen, ſchwöre der Nation, alle mir durch das Geſetz und die Staatsconſtitution vertraute Macht zur Erhaltung der Conſtitution anzuwenden und über die Ausübung der Geſetze zu wachen. Ich ſchwöre es!“

Eine halbe Million Menſchen jeden Alters, jeden Standes erhob ſich nun zugleich im Amphitheater und wiederholte feierlich: „Ich ſchwöre es!“ Die Königin hob den Dauphin in die Höhe, als ſollte er mit theilnehmen am heiligen Eide, und ein ungeheueres, tief erſchütterndes Freudengeſchrei von neunmal hunderttauſend Menſchen, in das ſich Kanonendonner und kriegeriſche Muſik miſchte, machte die Erde und jedes Herz erbeben. Der König umarmte ſeine Gattin und Kinder, alle Zuſeher flogen von Bruſt zu Bruſt, die Krieger ließen ihre Waffen fallen, ſich in die Arme zu ſchließen. Schwüre der Bruderliebe, der Gleichheit flogen von Mund zu Munde, und Jauchzen und Freudenthränen und der ſchmetternde Ruf: „Es lebe der König, die Königin, die Nation!“ endigten dieß einzige Feſt.

Die Militairſchule wurde im J. 1751 durch Ludwig XV. für 500 junge Adelige eingerichtet, die aber wenig oder nichts daſelbſt lernten, und die unwiſſendſten und untauglichſten Officiere waren, bis endlich die Revolution dem Scandal ein Ende machte und aus dem hochachtbaren Bürgerſtande auch hochachtbare Officiere lieferte, welche die Welt in Erſtaunen ſetzten. Die Gebäude der Militairſchule waren unter Napoleon Pferdeſtälle.

benem Arme und ſagten zugleich mit ihm: „Ich ſchwöre es.“ Zuletzt ſtand der König auf, trat vor und ſprach: „Ich, König der Franzoſen, ſchwöre der Nation, alle mir durch das Geſetz und die Staatsconſtitution vertraute Macht zur Erhaltung der Conſtitution anzuwenden und über die Ausübung der Geſetze zu wachen. Ich ſchwöre es!“

Eine halbe Million Menſchen jeden Alters, jeden Standes erhob ſich nun zugleich im Amphitheater und wiederholte feierlich: „Ich ſchwöre es!“ Die Königin hob den Dauphin in die Höhe, als ſollte er mit theilnehmen am heiligen Eide, und ein ungeheueres, tief erſchütterndes Freudengeſchrei von neunmal hunderttauſend Menſchen, in das ſich Kanonendonner und kriegeriſche Muſik miſchte, machte die Erde und jedes Herz erbeben. Der König umarmte ſeine Gattin und Kinder, alle Zuſeher flogen von Bruſt zu Bruſt, die Krieger ließen ihre Waffen fallen, ſich in die Arme zu ſchließen. Schwüre der Bruderliebe, der Gleichheit flogen von Mund zu Munde, und Jauchzen und Freudenthränen und der ſchmetternde Ruf: „Es lebe der König, die Königin, die Nation!“ endigten dieß einzige Feſt.

Die Militairſchule wurde im J. 1751 durch Ludwig XV. für 500 junge Adelige eingerichtet, die aber wenig oder nichts daſelbſt lernten, und die unwiſſendſten und untauglichſten Officiere waren, bis endlich die Revolution dem Scandal ein Ende machte und aus dem hochachtbaren Bürgerſtande auch hochachtbare Officiere lieferte, welche die Welt in Erſtaunen ſetzten. Die Gebäude der Militairſchule waren unter Napoleon Pferdeſtälle.

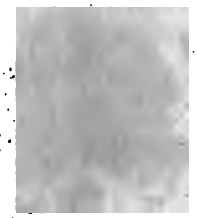
Die Sorbonne.

Dieſe alte Kirche, die nebſt dem College der Sorbonne in der Geſchichte von Paris eine ſo bedeutende Rolle ſpielt, wurde urſprünglich von Robert von Sorbonne, daher ihr Name, Capellan des heiligen Ludwigs, 1253 gegründet. Die erſten Würden der franzöſiſchen Kirche erhielten ſpäter die Doctoren der Sorbonne, und der berüchtigte Cardinal Richelieu liegt in dieſer Kirche begraben.

Die neue Brücke (Pont neuf) mit der Samariterin.

Sie iſt die größte, ſchönſte, am geſchmackvollſten verzierte und gangbarſte von allen Brücken von Paris; ſie geht in der Mitte der Stadt, an der Spitze der Inſel des Pallaſtes über die Seine. Der Bau dieſer herrlichen ſteinernen Brücke von 12 Schwibbogen wurde unter K. Heinrich III., welcher am 30. Mai 1578 den Grundſtein dazu legte, zu bauen angefangen, aber erſt im J. 1603 vom König Heinrich IV. vollendet. Sie iſt 170 Toiſen (1020 pariſer Fuß) lang und 9 Toiſen (54 Fuß) breit; in der Mitte iſt der Weg für die Fuhrwerke und zu beiden Seiten ſind erhöhte Gänge für die Fußgänger; auf den vorſpringenden Pfeilern ſind halbmondförmige Balcone angebracht; hier ſind einige Jahre vor der Revolution zwanzig ſteinerne Buden erbaut worden, ſtatt der vormaligen 178 hölzernen tragbaren Buden, welche den königlichen Bedienten zu Fuß gehörten. Auf dieſer Brücke war auch die Statue des Königs Heinrich IV. nach ſeinem

DIE NEUE BRÜCKE UND DIE SAMARITERIN



FONTAINE DER STRASSE GRENELLE S GERMAN

Das Odeon.

Dieß herrliche Theater brannte den 20. März 1818 ab. Man hielt es in akuſtiſcher Hinſicht ſowohl, als ſeiner Schönheit nach für das vorzüglichſte in Paris. Es war ganz nach dem Muſter griechiſcher Hörſäle gebaut und hatte die ſeltene Eigenthümlichkeit, daß man auf jedem Platze alle übrigen Plätze ſehen konnte. Ludwig XVIII. ließ es in ſeinem vollen Glanz wieder herſtellen.

Die Pforte St. Denis.

Ein ſchönes Denkmal der Kunſt am Ende der gleichnamigen Straße und an der eben ſo benannten Vorſtadt; es iſt eine prachtvolle Triumphpforte, 72 Fuß hoch und eben ſo breit; das mittlere Thor iſt 24 Fuß weit; ſie iſt zum Andenken der Siege König Ludwig XIV. auf Koſten der Stadt Paris im antiken Geſchmacke aufgeführt und mit herrlichen Bildhauerarbeiten verziert. Die lobpreiſende Inſchrift iſt im Jahre 1793 weggeſchafft worden.

DAS ODEON.

PORTE St DENIS

Paris.

Die Flucht der königlichen Familie aus Paris.

(Schluß.)

Nun untersuche man ferner die verschiedenen Theile der Regierung. Die Gerechtigkeitspflege. Der König hat gar keinen Antheil an der Gesetzgebung. Er hat bloß allein das Recht, bis zu der dritten gesetzgebenden Versammlung Gegenstände, welche nicht als zu der Constitution gehörig angesehen werden, aufzuhalten; und das Recht, die Nationalversammlung zu ersuchen, daß sich dieselbe mit diesem oder jenem Gegenstand beschäftigen möge; aber nicht das Recht, einen förmlichen Vorschlag zu thun.

Die Gerechtigkeit wird in dem Namen des Königs verwaltet; die Richter werden von ihm bestätigt. Dieses ist jedoch ein bloßer Schein, und der König ernennt bloß allein die königlichen Commissäre, eine neugeschaffene Stelle, welche nur zum Theil die vormaligen Generalprocuratoren vorstellt, und nur dazu bestimmt ist, über die Erhaltung der rechtlichen Formen

zu wachen. Den öffentlichen Theil dieſes Amtes hat ein anderer Diener der Gerechtigkeit erhalten. Dieſe Stelle der Commiſſarien ſind lebenslänglich und können nicht abgeändert werden, während die Stellen der Richter nur ſechs Jahre dauern. Einer der letzten Beſchlüſſe der Verſammlung beraubt den König eines der ſchönſten Vorrechte, welches überall mit der königlichen Würde verbunden iſt, des Rechtes, zu begnadigen und die Strafe abzuändern. Wie vollkommen die Geſetze auch ſeyn mögen, iſt es dennoch unmöglich, daß dieſelben alle mögliche Fälle im Voraus ſehen ſollten, folglich werden, in unvorhergeſehenen Fällen, die Geſchwornen das Recht haben, zu begnadigen, indem ſie, nach Gutdünken, das Geſetz erklären werden, obgleich der Anſchein gegen daſſelbe ſeyn wird. Wie ſehr muß nicht eine ſolche Verordnung die königliche Majeſtät in den Augen des Volkes herabſetzen; das Volk, welches ſchon ſeit langer Zeit gewohnt war, wegen ſeiner Bedürfniſſe und wegen ſeiner Beſorgniſſe ſich an den König zu wenden, und in demſelben den gemeinſchaftlichen Vater zu ſehen, welcher ihre Traurigkeit verſcheuchen konnte.

Auf dieſe Art ging man alle Zweige der Verwaltung durch.

Die Verſammlung hörte die Vorleſung dieſer Erklärung mit anſcheinender Kälte und Geringſchätzung an. In wenigen Stunden wurde eine Adreſſe als Antwort auf des Königs Erklärung abgefaßt, welche ziemlich beleidigend war.

HÔTEL DES INVALIDES

Das Hôtel der Invaliden.

In dem prachtvollen Invaliden-Haus, von Ludwig dem XIV. 1670 gestiftet, werden 6570 Officiere und Gemeine verpflegt, es hat aber Raum für 7000 Mann. Es besteht aus fünf gleichförmigen Höfen und einer Esplanade. Ein äußerer Hof, mit ausgemauertem Graben umgeben, und mit Kanonen besetzt, gewährt ein edles Ansehen. Sehenswerth ist der Dom der Kirche. Er hat in seiner Rundung sechs Capellen, welche mit den auserlesensten und schönsten Gemälden und Statuen geschmückt sind. Der Hochaltar jedoch übertrifft alles hier Vorhandene an höchster Pracht. Der Dom hat 52 Toisen im Durchmesser, und sein Boden ist mit verschiedenem Marmor ausgetäfelt. Stellt man sich in den Mittelpunkt der Kuppel, so sieht man die Malereien derselben auf das vollständigste; sie stellen die Glorie der Heiligen dar; der Künstler hieß La Fosse, der Baumeister des Domes Julius Hardouin Mansard. Man brauchte bis zur Vollendung desselben 30 Jahre. In einer der Capellen ist das Grabmal Turenne's. Diesem gegenüber ruht Vauban. Beide Monumente sind herrlich und sehenswerth.

Die Plünderung dieses Hôtels wurde im Jahr 1789 durch folgende Thatsachen herbeigeführt.

Seit ungefähr einem Monate äußerten sich in dem, weit über dreitausend Mann starken Regimente der französischen Garde Spuren von Unzufriedenheit und Mißmuth; der allgemeine Enthusiasmus begann auch die Soldaten zu ergreifen. Man hatte noch nicht gar lange eine neue und sehr strenge Mannszucht eingeführt, die sich bis zur kleinlichsten Kamaschenknöpferei er-

ſtreckte, und Veranlaſſung zu einer ſteten Hudelei der Soldaten gab. Der franzöſiſche Krieger hat mehr Ehrgefühl wie jeder andere, und wer es verſteht, ihn bei der Ehre zu faſſen, kann Wunder mit ihm wirken; dahingegen iſt er auch weit empfindlicher gegen Beſchimpfungen und Ungerechtigkeiten, beſonders gegen ſolche, durch die er ſich, und zwar nicht mit Unrecht, entehrt glaubt, wie z. B. Prügel, welche man durchaus nur bei unverbeſſerlichen Verbrechern gebrauchen, ſolche aber nie im Militairſtande anwenden ſollte. — Was kann man auch wohl für Heldenthaten in Menſchen erwecken, die durch Schläge erniedrigt ſind? Man irrt ſehr, wenn man dieſes glaubt, mag man auch ſagen, was man will. Es gibt bei jedem Volke andere und edlere Mittel, um die Maſſe zu leiten und Fehler oder Verſehen zu beſtrafen, als der Stock und die Peitſche, welche denjenigen, der ſie führt, eben ſo ſehr entehren, als den, der ſie fühlt. Wer erinnert ſich nicht noch des Rumors, den die alten Zopf- und Stockhelden machten, als die Zöpfe abgeſchnitten werden mußten, und warum? weil ſie in dieſer Neuerung den Untergang der Welt vorausſahen. —

Der Herzog von Châtelet, Oberſt der franzöſiſchen Garde, hatte ſich durch eine ſolche Kleinigkeitskrämerei und die damit verknüpfte unvernünftige Strenge den Haß und die Verachtung ſeiner Soldaten zugezogen; außerdem war es den Unterofficieren und Gemeinen ſehr ſchmerzlich, daß ihnen jedes Avancement durch die neuen Verordnungen unmöglich geworden war; ihre jungen Officiere waren nur Puppen, die an Paradetagen glänzten, alles Beſchwerliche des Dienſtes mieden und ſcheuten, und die Compagnien nicht einmal nach den Muſterungen in die Kaſernen begleiteten. — Alſo auch im Militair war ein dritter Stand, dem man alle Laſten aufbürdete und jeden Vortheil entzog. Noch verrichteten dieſe Garden ihren Dienſt pünktlich, aber

ſie äußerten laut: daß das Volk recht habe, und ſie gemeinſchaftliche Sache mit demſelben machen würden. Außer ſo vielen verkehrten Streichen ließ man ſich nun auch noch den zu Schulden kommen, daß man das Regiment in die Kaſernen conſignirte, d. h. im Stubenarreſt hielt. Drei Hundert von ihnen überſchritten die Conſigne und begaben ſich nach dem Palais Royal, wo man ſie mit offenen Armen, und rauſchenden Beifallsbezeigungen empfing, und als die erſte Legion des Bürgerſtandes bewillkommte. Damen von Rang und Schönheit umarmten ſie; man machte ihnen reiche Geſchenke, Viele von ihnen ſchlugen ſie aus, andere nahmen ſie an; Silbergeld, Goldſtücke und Bankzettel wurden ihnen geſpendet. Dieſem Beiſpiel folgten Soldaten von andern Regimentern, die in der Nähe von Paris lagen, und begaben ſich nach dem Palais Royal, um gleiche Ehrenbezeigungen zu erhalten. — Endlich glaubte man Strenge gegen ſie gebrauchen zu müſſen. Eilf Gardiſten wurden arretirt und in die Gefängniſſe der Abtei von St. Germain gebracht. Sobald man davon unterrichtet iſt, ertönt es von allen Gallerien, in den Gärten und in den Buden: „Laßt uns eilen, ſie zu befreien!“ Mehr als ſechstauſend Menſchen von allen Klaſſen machen ſich mit dem Rufe auf den Weg: „zur Abtei! zur Abtei!“ Ihre Zahl vermehrt ſich mit jedem Schritte, man verſieht ſich mit allerlei Werkzeugen, und kommt ſo an den Thüren des Gefängniſſes an. Eine Abtheilung Dragoner hatte die Wache daſelbſt, welche ſie bei der Annäherung des Haufens verläßt. Die Thüren werden mit Beilen und Hämmern eingeſchlagen, die Gefangenen begleitet und im Triumph nach dem Palais Royal gebracht; man bewirthet ſie köſtlich bis nach Mitternacht, führt ſie in das Theater des Variétes, wo ſie die Nacht zubringen; und Tauſende wachen für ihre Sicherheit. — Den andern Tag beſchließt man, dieſe Soldaten unter die Obhut der National-

Verſammlung zu ſtellen; dieſe, dadurch gewiſſermaßen in eine Art Verlegenheit geſetzt, faßt den klugen Beſchluß, ſich bei dem Könige für ſie zu verwenden, an den ſie deshalb eine Deputation abſchickt und ihn bitten läßt: „Zur Wiederherſtellung der Ordnung die unfehlbaren Mittel der Gnade und Güte anzuwenden, die ſeinem Herzen ſo eigen ſeyen, und die ſein gutes Volk gewiß verdiene.“ Der König verordnet, daß die Gefangnen ſich den Geſetzen gemäß wieder ins Gefängniß verfügen ſollen, aus dem ſie, auf ſeinen Befehl, bald nachher wieder entlaſſen wurden. —

Der Adel hoffte indeſſen noch immer, daß die Vereinigung der Stände nicht lange dauern würde, er proteſtirte gegen viele Beſchlüſſe der National-Verſammlung, und der Hof hatte ſeine Pläne nicht aufgegeben, er wartete nur auf eine ſchickliche Gelegenheit, die Verſammlung mit Gewalt auflöſen zu können. — Man würde Necker, den der Hof nach dem Vorfall vom 23. haßte, gerne entfernt haben, wenn man nicht geglaubt hätte, durch ſeine Gegenwart die geheimen Pläne verdecken zu können, von denen er doch eine mehr oder minder beſtimmte Ahnung hatte, da viele der adeligen Ariſtokraten, die nun mit dem Hofe genau verbunden waren, unbedachtſame Aeußerungen entſchlüpfen ließen, die eine nahe, große Veränderung verriethen; auch benahmen ſie ſich nun ſehr keck gegen ihn. — Dem Könige ſelbſt aber hütete man ſich wohl, dieſes Vorhaben ſeinem ganzen Umfang nach mitzutheilen.

Nun zog man eine bedeutende Anzahl Truppen in der Nähe von Paris und Verſailles zuſammen; aber der Geiſt der Freiheit bemächtigte ſich nach und nach aller Regimenter, und die Soldaten fingen an, von den Rechten der Menſchheit, und von den ihrigen zu ſprechen. Bald war eine Armee beiſammen, über die man dem alten Marſchall Broglio den Oberbefehl an-

vertraute. Dieſer General war unter der Gewohnheit eines unbedingten Gehorſams ergraut, und hatte durch den Sieg bei Bergen und einige andere militäriſche Thaten den Ruhm der franzöſiſchen Waffen nach dem ſiebenjährigen Kriege in etwas wieder hergeſtellt; jedoch verſtand er es beſſer, ſich mit dem Feinde zu ſchlagen, als der öffentlichen Meinung zu gebieten. Außerdem war er den jungen Soldaten ganz unbekannt, denen ſein bloßer Name eben keine große Achtung einflößte. Der König ſagte ihm, daß er das Heil und die Rettung des Staates nun in ſeine Hände lege; der Marſchall antwortete, als wäre er ſchon Herr der Hauptſtadt. — Es wurde ein Generalſtab gebildet, deſſen Prahlerei die Anführer der Volkspartei verlachten. Zahlreiche Adjutanten galoppirten unaufhörlich von Bataillon zu Bataillon; die adeligen Officiere, aufgebracht, und von ihren ſeltenen Verdienſten im höchſten Grade eingenommen, ſtießen Drohungen aus, und wägten die Worte nicht ab, welche ſie in Gegenwart der Soldaten fallen ließen, die doch alle bürgerlicher Abkunft waren. Der National-Verſammlung wurden dieſe unbeſcheidenen Aeußerungen hinterbracht; man durchſchaute nun die Verſchwörung der Ariſtokratie und des Hofes, und gab ſelbſt dem Könige Schuld, Theil daran zu haben. Es war von nichts geringerem die Rede, als dieſe Verſammlung gänzlich aufzulöſen und außerdem die muthigſten Volksvertheidiger und Abgeordneten derſelben exemplariſch zu beſtrafen. Necker hatte dieſe militäriſchen Bewegungen gemißbilligt, und wurde dadurch dem Hofe immer unausſtehlicher; man überließ ihm nur noch die Ausübung nichtsſagender Dinge, und Ludwig war in ſeiner Gegenwart immer verlegen.

Die Verſammlung hatte ſich bis jetzt mit einer Erklärung über die Rechte des Menſchen und des Bürgers befaßt, und

ganz laut Befehle, als hätte er am kommenden Morgen mit dem Könige zu arbeiten. Sobald die Nacht herangekommen war, ſetzte er ſich ohne Paß und Vorbereitung in eine Poſtchaiſe, und begab ſich, ohne auszuruhen, von Verſailles nach Brüſſel. Die andern Miniſter, ſeine Freunde, Montmorin, La Luzerne und Saint-Prieſt erhielten zu gleicher Zeit ihre Entlaſſung.

Schon den folgenden Tag (12. Juli) verbreitete ſich zu Paris die Neuigkeit von Necker's Entlaſſung und Ungnade, und wurde zuerſt, gegen 3 Uhr Nachmittags, im Palais Royal bekannt. Noch niemals hatte irgend eine Begebenheit, ſelbſt die des meuchelmörderiſchen Anſchlags auf Ludwig XV., eine ſolche Beſtürzung hervorgebracht; ſie artete bald in die höchſte Wuth aus, und wurde noch dadurch geſteigert, daß man die Breteuils, Broglios, Foulons, ꝛc. lauter gegen das Volk feindſelig geſinnte Männer, als Nachfolger der Entlaſſenen nannte. — Ueberall verſammelten ſich Gruppen und Haufen, welche alle Theile der Stadt durchſtreiften. — Alle Vergnügungen und alle Arbeiten hören auf, die Theater werden geſchloſſen. Im Palais Royal ertönt zuerſt der Ruf: „Zu den Waffen!“ Ein junger Mann, Camille Desmoulins, ſpäter durch ſeine Schriften ſehr bekannt, ſpringt mit einem Piſtole in der Hand auf einen Tiſch und droht, jeden Verräther zu erſchießen, der es mit dem Hofe halten würde; er ruft das Volk zu den Waffen auf und ſagt: daß man nur noch einen Tag Zeit habe, um die Ermordung aller Patrioten und Freunde des Volkes zu verhindern. Jetzt reißt er einen Zweig von einem Baum ab, macht aus einem Blatt deſſelben eine Cocarde, befeſtigt ſie an ſeinen Hut und fordert Alle auf, ein Gleiches zu thun; in einem Augenblick waren alle Bäume entblättert, und das Zeichen zu einem allgemeinen Aufſtand gegeben, dem ſelbſt Weiber und Kinder folgten.—

Zuerſt bringt man in ein Wachsfigurencabinett, in welchem unter vielen berühmten Männern, Fürſten, Souveränen, Gelehrten, berüchtigten Räubern und Spitzbuben, auch Orleans und Necker für Geld gezeigt wurden. — Man trennt die Büſten der beiden letztern vom Körper, und trägt ſie, mit einem Flor umwunden, im Triumph durch die Straßen von Paris, wo ihnen das Volk an Abgötterei gränzende Ehrenbezeigungen erweist. Männer von zum Theil furchtbarem Ausſehen, mit Säbeln oder mit Stöcken bewaffnet, an denen ſich eiſerne Spitzen befanden, geleiten den ſich immer vergrößernden Zug, und ſchon viele Soldaten, mit grünen Cocarden geziert, hatten ſich demſelben angeſchloſſen. Indeſſen faßte der Baron Beſenval, welcher die Schweizergarde commandirte, mit dieſen und noch zwei fremden Regimentern, Poſten auf dem Platze Ludwigs XV. Sechs Kanonen wurden aufgeführt, um die von allen Seiten zuſtrömende Menge im Zaum zu halten. Es war gerade Sonntag; viele Familien kehrten von den Spaziergängen zurück, und vermehrten durch ihre Fragen und ihre Angſt die Verwirrung und den Zudrang. Der Zug mit Neckers und Orleans Büſten wollte ſich den Truppen nähern, in der Hoffnung, dieſe ſollten Theil an dem Aufſtande nehmen, allein ſie betrogen ſich; es waren fremde Soldaten, faſt lauter Deutſche, die kaum begriffen, was dieſe Vorgänge zu bedeuten hatten. Auf dem Plaze Vendome angekommen, trug man die Büſten zweimal um die Statue Ludwigs XIV. herum. Hier will eine ſtarke Abtheilung des Regiments Royal-Allemand (Königlich deutſches Regiment) das Volk auseinander ſprengen, wird aber mit einem Steinregen empfangen, und in die Flucht geſchlagen. Nun begibt ſich der Zug auf den Platz Ludwigs XV. Hier wird er von den Dragonern des Prinzen Lambese angegriffen und nach einigem Widerſtande zurückgeworfen; die Soldaten zertrümmern

die Büſten, ſchlagen und verwunden ihre Träger, ſo wie einen franzöſiſchen Gardiſten, und das Volk flüchtet ſich auf die Boulevards, auf die Quais und in den Garten der Tuilerien. Der Prinz Lambesc ſprengt an der Spitze ſeiner Reiter mit entblößtem Säbel ebenfalls dahin; hier läßt er auf die unbewaffnete Menge und die dort befindlichen friedlichen Spaziergänger, die gar nicht zu dem Zug gehört hatten, tapfer einhauen, und tödtet eigenhändig einen ſchwachen alten Mann. Jetzt ertönt das Geſchrei; „Mörder! Mörder! Rache!“ von allen Seiten; man ſteigt auf die Teraſſen, man vertheidigt ſich mit Stühlen, und der Unwille wird allgemein. Im Palais-Royal und in den Tuillerien, in der Stadt und in den Vorſtädten ruft man zu den Waffen. Man hört Gewehrfeuer, und ein Kanonenſchuß, der zum Zweck hatte, die Truppen zu verſammeln, verdoppelt den allgemeinen Schrecken. Die für das Volk eingenommenen franzöſiſchen Garden waren, wie wir ſchon erwähnten, auf dem Platze Ludwigs XV. caſernirt; Lambesc hatte ſechzig von ſeinen Dragonern beordert, um ſie zu beobachten. Durch den Anblick dieſer Ausländer, mit denen ſie wenige Tage vorher einen Streit gehabt, wurde ihr Ingrimm noch geſteigert; ſie wollten ſchon lange zu den Waffen greifen, was ihre Offiziere bis jetzt nur abwechſelnd durch Bitten, Drohungen und Vorſtellungen mit großer Mühe verhindert hatten. Als aber einige ihrer Kameraden kamen und ihnen verkündeten, was ſich in den Tuillerien zugetragen, und daß man einen der ihrigen getödtet habe, konnte ſie nichts mehr zurückhalten; ſie griffen zu den Waffen, ſchlugen die Gitterthore zuſammen, und ſtellten ſich am Eingang der Kaſernen in Schlachtordnung auf, gerade den Dragonern gegenüber, denen ſie ein: „Qui vive?“ (Wer da?) zuriefen. — „Royal Allemand!“ war die Antwort. — „Für wen ſeyd ihr?“ — „Wir ſind für die, welche uns befehligen!“ —

Jetzt geben die Garden eine Salve auf die Dragoner, von denen zwei sogleich auf dem Platz bleiben, andere verwundet werden, die übrigen die Flucht ergreifen. Nun begeben sich die Garden mit aufgepflanztem Bajonett und im Sturmschritt auf den Platz Ludwigs XV., stoßen mit dem Volk, das sie in ihren Schutz nehmen, zusammen, fassen Posten zwischen dem Marsfeld und den elisäischen Feldern, und behalten diese Stellung die ganze Nacht durch. Die Soldaten auf dem Marsfelde erhielten jetzt Befehl zum Vorrücken, und die französischen Garden empfingen sie mit Flintenschüssen; sie weigern sich zu kämpfen; die Schweizer gaben zuerst dieses Beispiel, dem die andern Regimenter folgten. Die Officiere befehlen nun den Rückzug bis zum Gitter von Chaillot; Besenval fürchtet, sich in den engen Straßen von Paris zu verwirren, und zieht sich auf das Marsfeld zurück. Die noch außerhalb campirten fremden Truppen weigern sich ebenfalls, auf die Hauptstadt loszumarschiren, die sich jetzt selbst überlassen ist. Der Tumult wird nun immer größer; man läutet die Sturmglocken, an vielen Orten bricht Feuer aus, und man befürchtet die gänzliche Zerstörung der Stadt; ein Theil der Bürger verschanzt sich in seinen Häusern und macht sich auf eine Belagerung gefaßt; man hört überall Flinten- und Pistolenschüsse fallen, Mörder und Räuber! rufen, und alle Schrecken einer zweiten Bartholomäusnacht stellen sich der erhitzten Einbildungskraft dar. Die Barrieren werden zum Theil angezündet, die Magazine der Waffenschmiede geplündert, und zahlloses Raubgesindel, mit Keulen und Piken bewaffnet, scheint gleichsam aus der Erde aufzukeimen. Einige Wähler hatten sich auf dem Rathhause versammelt, und um die Ordnung wieder herzustellen, die Zusammenberufung der Bezirke befohlen; denn sie bildeten jetzt die einzige Behörde in Paris. Das Volk verlangt Waffen, und beginnt schon, sich deren mit Gewalt zu

verschaffen, als die Wähler beschlossen hatten, sie herauszugeben. — Der Tumult dauert die ganze Schreckensnacht hindurch. — Endlich bricht der Tag an; Jedermann fürchtet die entsetzlichsten Dinge zu hören, und zum größten Erstaunen war alles ganz ruhig abgelaufen, doch dauerte die Bestürzung und Angst noch immer fort, und alles verlangt Waffen, um sich selbst beschützen zu können. Man verwünscht öffentlich den abwesenden Hof und verflucht heimlich das Raubgesindel, welches man fürchtet; denn unter die Bürger, welche nur das allgemeine Beste beabsichtigten, hatten sich auch diese furchtbaren Menschen gemischt, die nur Unordnung und Zügellosigkeit wollten, um ungestraft Gräuelthaten und Plünderungen begehen zu können. Paris hatte nun ein ganz militärisches Ansehen gewonnen. — Orleans und seine Partei lachten dabei ins Fäustchen; sie waren es, die in der verwichenen Nacht alle diese furchterregenden Phantome veranstaltet hatten. — In wenigen Stunden waren zweimalhunderttausend muthige Bürger zu eben so vielen Soldaten umgeschaffen; Niemand wollte mehr andere Befehle annehmen, als die, welche ihm seine Leidenschaft eingab, und die Plane und Umtriebe des Hofes, so wie seiner Partei, waren vereitelt. — Am Morgen des 13. wollten die auf dem Rathhause versammelten Wähler eine mehr gesetzliche Gewalt bilden, und erließen zu diesem Ende eine Aufforderung an den Prevôt des marchands, das eigentliche Oberhaupt der Hauptstadt, dem man, sobald er erschien, eine Anzahl Wähler zugesellte, wodurch eine förmliche Municipalität gebildet ward. Jetzt wird mit Hülfe des Polizeilieutenants ein Plan zur Bewaffnung der Bürgermiliz entworfen, die aus acht und vierzigtausend Mann bestehen sollte; statt der grünen Cocarde wählte man die Farben der Stadt Paris, blau und roth. Dieser Plan wurde wirklich in Ausführung gebracht, und so entstanden die Nationalgarden;

auch die französischen Garden und die Schaarwachen wurden, auf ihr Verlangen, in dieselben eingetheilt. Aber das Geschrei um Waffen dauerte fort; man hatte denselben Morgen das mit Getreide angefüllte Haus St. Lazare geplündert, und das Möbelmagazin der Krone gestürmt, um sich der daselbst befindlichen alten Waffen, aus Schwertern, Degen, Piken, Streitärten ꝛc. bestehend, zu bemächtigen; ja selbst die Waffen früherer Könige, und unter ihnen das Schwert Heinrich IV., mußten nun gegen die Regierung dienen. Man fürchtete die Excesse des zügellos gewordenen Volkes, welches sich jedoch selbst im Zaume hielt; verdächtiges Gesindel arretirte das vorgefundene Getreide und ließ es in die Halle fahren; kein Haus wurde mehr geplündert, und die mit Mundvorrath und Lebensmitteln beladenen Wagen, welche man an den Thoren angehalten hatte, wurden auf den Greve-Platz gebracht, auf dem man nun eine große Niederlage von diesen Victualien machte. Von Zeit zu Zeit ertönte indessen immer noch der Ruf: „Waffen!“ Um ein Uhr kündigte der Prevôt des marchands die baldige Ankunft von 12,000 Gewehren aus der Fabrik von Charleville an, denen in Kurzem noch 30,000 folgen würden; dieß beruhigte das Volk eine Weile, und gab dem Comité Zeit, sich etwas besonnener mit der Organisation der Bürgermiliz zu beschäftigen; in weniger als einer Stunde war der Plan entworfen, ausgefertigt, gedruckt und bekannt gemacht. Man trug dem Herzog von Clermont das Commando an, der vier und zwanzig Stunden Bedenkzeit verlangte; es wurde daher einstweilen dem Marquis Lasalle, als zweitem Commandanten, übergeben; man bildete eine Patrouille, welche die verschiedenen Theile der Hauptstadt durchkreuzte.

Endlich war der Abend herangekommen, und das Volk wartete ungeduldig auf die vom Prevot versprochenen Gewehre;

man fürchtete während der Nacht einen Ueberfall der fremden Truppen, und glaubte sich verrathen, da das Volk an den Barrieren fünftausend Pfund Pulver, die man heimlich fortzuschaffen suchte, entdeckt und arretirt hatte. Jetzt kamen Kisten mit der Aufschrift: „Artillerie" an; man wurde ruhiger, denn man glaubte, es seyen die Flinten von Charleville und geleitete sie nach dem Rathhause, wo man sie öffnete, und nichts als alte Lumpen und Holz darin fand.

Jetzt schrie das Volk: „Verrath!" Es murrte und bedrohte das Comité und den Prevot; dieser entschuldigte sich und sagte, entweder um Zeit zu gewinnen, oder sich das Volk vom Hals zu schaffen, man solle zu den Karthäusern gehen, dort seyen Waffen in Menge vorhanden. Das Volk lief dahin; die erstaunten Karthäuser öffneten ihm alle Thüren, und führten es in alle Kammern und Gewölbe, um es zu überzeugen, daß auch nicht eine eingerostete Klinge da sey. Das Volk kam wüthend zurück, und konnte nur dadurch einigermaßen beruhigt werden, daß das Comité sogleich die Verfertigung von 50,000 Piquen anbefahl. Um die Excesse der vergangenen Nacht ferner zu verhindern, ließ man in der kommenden Nacht die ganze Stadt erleuchten, und Patrouillen ohne Unterlaß nach allen Richtungen marschiren.

Den andern Tag versammelte sich das Volk mit Tagesanbruch wieder am Rathhause, und verlangte Waffen von dem Comité, dem es sein Verfahren von gestern und das Aprilschicken zu den Karthäusern heftig vorwarf; es wollte durchaus keine Entschuldigung mehr annehmen, und glaubte sich verrathen.

Jetzt begab sich die Menge in Masse nach dem Invalidenhause, wo man wußte, daß eine große Waffenniederlage war, ohne die auf dem Marsfeld aufgestellten Truppen im geringsten zu fürchten.

PALAIS DU LUXEMBURG

Die alten Invaliden unterhielten sich damals auch über die alten Begebenheiten des Tages und machten politische Bewegungen und Kannengießereien.

Ein jeder von ihnen betrachtete sich als das Opfer der königlichen Ordonnanzen, welche dem Bürgerstande (dessen Verdienste mochten auch noch so groß seyn) alle Ansprüche auf die höheren Militärgrade benommen hatten; auch ihnen war nämlich die Sache des sogenannten dritten Standes heilig geworden. Herr von Sombreul, Commandant des Invalidenhauses, ließ zwar die Thore schließen und sagte, er wolle erst Befehle von Versailles erwarten; das Volk kehrte sich aber so wenig wie die Garnison daran. Die Soldaten öffnen ihnen Thore und Riegel, und bezeichnen selbst die Keller und Gewölbe, in denen 28,000 Gewehre, Säbel, Degen und Kanonen versteckt waren, die man wegnimmt und im Triumph davonträgt. Die Kanonen wurden sogleich an die Eingänge der Vorstädte auf den Quais und Brücken zur Vertheidigung der Hauptstadt gegen einen Angriff von Truppen, die man jeden Augenblick erwartete, aufgefahren.

Der Pallast Luxemburg.

Der Pallast Luxemburg, wo jetzt die Kammer der Pairs ihre Sitzungen hält. Dieser Pallast macht ein Rechteck, dessen kleinere Seite 300, die anderen 360 Fuß lang sind. Zwei eiserne Gitter scheiden den Pallast von anderen Gebäuden. Der Sitzungssaal enthält keine Fenster, sondern erhält sein Licht durch eine gewölbte Decke.

Dieser Sitz der Pairskammer, ein wahres Prachtgebäude, bei dessen Eingang an der neuen Façade sechs 12

Fuß hohe Bildsäulen, der Themis und Minerva, und die vier Staatsmänner: Sully, Colbert, l'Hôpital und Aguesseau stehen. Es liegt am linken Ufer der Seine, ist im römischen Style gebaut und hat 504 Fuß in seiner weitesten Ausdehnung. Eine sehr schöne Terrasse beherrscht die Aussicht auf den Strom.

Das große Chatelet.

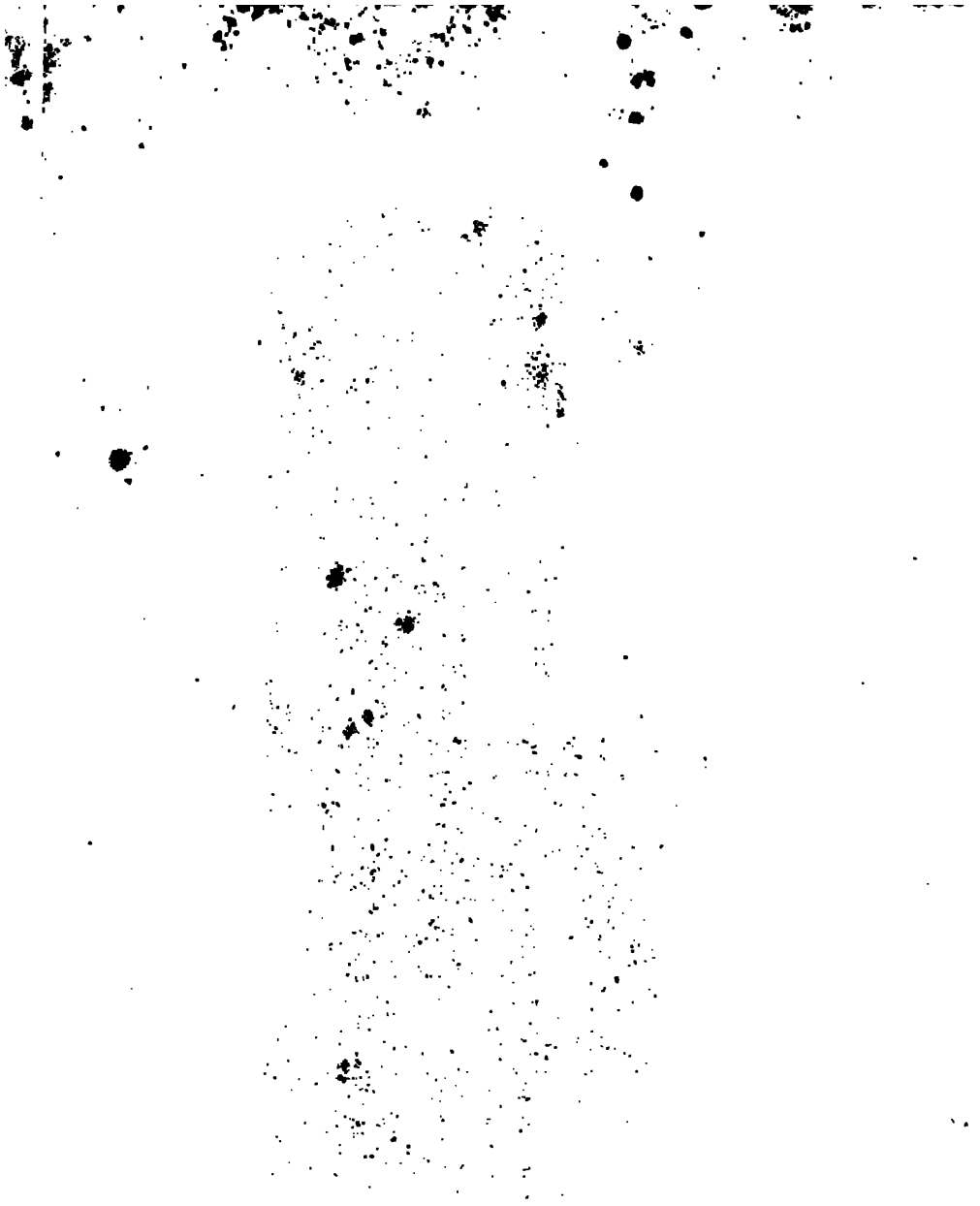
Ein altes Schloß, welches zugleich eines der alten Thore von Paris bildete; es soll sowohl, wie das kleine Chatelet, von Julius Cäsar gegründet worden seyn, um die Bewohner von Lutetia im Zaum zu halten, was aber schwer zu beweisen seyn dürfte. Unter Carl dem Dicken hielt es nebst dem kleinen Chatelet eine Belagerung der Normannen von 10 Monaten aus, die am Ende derselben genöthigt waren, abzuziehen. Es lag auf dem jetzigen Chatelet-Platz; 1684 waren noch mehrere Thürme von seiner ersten Erbauung vorhanden, und erst im Jahre 1802 wurde es gänzlich niedergerissen. Bis zur Revolution war hier ein Gerichtshof, der in frühern Zeiten unter von Prevot furchtbar, grausam und tyrannisch war.

Das kleine Chatelet

lag am äußersten Ende der kleinen Brücke und war gleich dem großen ein Schloß und Thor von Paris. Carl V. hatte es ganz wieder herstellen lassen. In der letzten Zeit, bis es abgerissen wurde (1782), diente es zum Gefängniß für schwere Verbrecher.

CROSES CHATELET

DAS KLEINE CHATELET



DAS SCHLOSS UNTER CARL V.

Das alte Louvre.

Die Geschichte dieses merkwürdigen Gebäudes haben wir schon im 1. Heft von Frankreich mitgetheilt. Wir geben hier eine Ansicht desselben, wie es im 15. Jahrhundert aussah.

Die Austerlitzbrücke oder Pont du jardin du Roi.

Sie hat fünf Bogen, welche von Eisen sind, wurde im Jahr 1802 angefangen und 1807 vollendet. Die Breite dieser Brücke beträgt 37 Fuß. Sie kostete mehr als drei Millionen Franken.

Als Napoleon den 2. Dec. 1805 die Schlacht bei Austerlitz gegen die Russen und Oestreicher gewonnen, gab er ihr den Namen dieses Ortes. Wir geben hier eine kurze Beschreibung dieser merkwürdigen Schlacht.

Den 1. Dec. sah Napoleon mit unbeschreiblicher Freude die Russen, von der verderblichsten Zuversicht beseelt, bei lichtem Tage ihre Flankenbewegung, um den französischen rechten Flügel zu umgehen, vollführen. Er rief zu wiederholten Malen aus: „Vor morgen Abend ist diese Armee mein!“ und in demselben Augenblick dictirte er eine Proclamation, wodurch die Truppen von des Feindes Entwürfen und von der Gewißheit des Erfolgs der diesseitigen Operationen belehrt wurden. Abends besuchte er incognito die Bivouacs der Armee, ward aber sogleich bei seiner Annäherung erkannt, und nun loderten auf einmal längs der ganzen Linie Strohfeuer empor, wodurch die Soldaten in ihrem Freudentaumel das erste Jahresfest der Krönung feierten. Was ließ sich bei einem solchen kriegerischen Enthusiasmus der Franzosen nicht alles hoffen!

Kaum war Napoleon in seinem Bivouac zurück, so machte er seine Anordnungen. Davoust marschirte gegen Raygern, um den linken Flügel der Alliirten im Zaume zu halten; Murat führte die gesammte französische Reiterei an; Bernadotte befehligte den Mittelpunct; Soult den rechten Flügel, der den Ausschlag geben mußte; Lannes vertheidigte die linke Flanke und stützte einen seiner Flügel auf den Santon, den der Kaiser hatte befestigen und mit achtzehn Stücken Geschütz unter der Bedekkung des 17ten leichten Infanterieregiments besetzen lassen. Diese Position ist der Schlüssel aller offensiven Operationen. Napoleon stand mit den zehn Bataillonen seiner Garde und den zehn Grenadierbataillonen Oudinots in Reserve. Endlich, den 2ten Dec., brach der entscheidende Tag an; der Kaiser, von seinen Marschällen umgeben, wartete, um seine letzten Befehle zu ertheilen, nur so lange, bis der Horizont gänzlich erhellt war. Jeder begibt sich an seinen Posten. „Soldaten!“ sagte Napoleon,

AUSTERLITZER BRUCKE

indem er an der Fronte mehrerer Regimenter vorüberging, „dieſer Feldzug muß mit einem Donnerſchlag endigen;“ und nun begann der Kampf mit dem Rufe: „Es lebe der Kaiſer!“ Um ſieben Uhr Morgens verließ die verbündete Armee die Anhöhen von Pratzen; jetzt war die Bewegung der Feinde entſchieden; der Kaiſer ward es gewahr und wollte vorerſt, daß der Marſchall Soult, den er Tags zuvor mit ſeinen ganz ſchlagfertigen Truppen jenſeits der Defileen aufgeſtellt hatte, ſich der Poſition bemächtige; allein dieſes Manöver glaubte er noch zur Zeit unterlaſſen zu müſſen. Mittlerweile vernahm man aber eine heftige Kanonade von dem rechten Flügel her, über den die Ruſſen bereits hinausrückten und den ſie umgangen zu haben wähnten; Davouſt, der auf die ihm von dem General Margaron über die Lage der Sachen ertheilte Nachricht herbeigeeilt war, ſtellte bei Telnitz und Sokolnitz dem General Buxhowden eine bewundernswürdige Standhaftigkeit entgegen, die durch einen glänzenden Erfolg belohnt ward. Soult erhielt ſeinerſeits den Befehl, die Anhöhen im Rücken und auf der linken Seite der Bergplatte von Pratzen anzugreifen. Vergebens beſtrebte ſich Kutuſow, der jetzt ſeinen begangenen großen Fehler erkannte und die Wichtigkeit dieſer Sellung einſah, ſolche wieder einzunehmen und ſie, koſte es, was es wolle, zu behaupten; nach einem zweiſtündigen, äußerſt hartnäckigen Kampfe ward er gezwungen, die Anhöhen mit der ganzen darauf befindlichen Artillerie zu verlaſſen. Jetzt ward das Centrum und der linke Flügel des Feindes, die nun von der Hauptſcene des Kampfes abgeſchnitten waren, im Banne gehalten, und für die Allürten war alle Hoffnung, ihre Lage wieder zu verbeſſern, verſchwunden.

Die Operationen der franzöſiſchen Armee wurden gleichzeitig vollführt; Soult und Lannes rückten, der Eine gegen die Anhö-

hen von Blaſowitz, der Andere auf ſeinem linken Flügel in der Richtung nach Boſenitz vor, um Murat's Cavallerie zu demaskiren, die er ſofort gemeinſchaftlich mit Diviſionen von Bernadottes Corps bei dem gleichzeitigen Angriffe der Marſchälle auf Blaſowitz unterſtützen ſollte. Dieſer Vereinigung der beiden Waffengattungen hatte man es zu verdanken, daß die Franzoſen ſich nach einander der Höhe von Blaſowitz, der Stellungen von Kruh und Hollubitz bemächtigten. Ueberall, auf dem rechten Flügel, belohnte der Erfolg den Muth der Truppen, und die Generäle des Kaiſers zeigten ſich gleichfalls würdig, die Eingebungen eines ſo großen Feldherrn zu befolgen.

Die Trümmer des rechten Flügels der Feinde, der durchbrochen, gefangen genommen oder aufgerieben ward, ließen die Franzoſen Meiſter vom Schlachtfelde; ſie verſuchten indeſſen, mittelſt ihrer Reſerve und der Reiterei der ruſſiſchen kaiſerlichen Garde im Mittelpuncte wieder die Oberhand zu gewinnen. Dieſe Reiterei hatte ſogar bereits zwei Bataillone, die zu den bravſten der franzöſiſchen Armee gehörten, und von ihrem Feuer zu weit hingeriſſen wurden, geworfen und zerſtreut. Auf die Nachricht davon ließ Napoleon einen Theil der Reiterei ſeiner Garde aufbrechen; ein ſchrecklicher Kampf begann, und trotz allen ihren Anſtrengungen mußten die Ruſſen der Standhaftigkeit und Unerſchrockenheit der Veteranen der Armee weichen; in einem Nu waren Kanonen, Pulverwagen, Standarten, alles in ihrer Gewalt. Einen Augenblick ſpäter war der Prinz Conſtantin unter der Zahl der Gefangenen. Die beiden Kaiſer von Rußland und Oeſtreich ſahen dieſes Unglück von den Höhen von Auſterlitz herab. Auf der ſo benannten Ebene war es, wo nach der Niederlage ihres rechten Flügels und Mittelpuncts die Ueberreſte ihres linken Flügels ſich in Folge der Manöver Napoleons und

der schnellen Vollziehung seiner Befehle umwickelt fanden; hier ward der Ruin des Feindes vollendet. Zerschmettert von der Artillerie, die von oben herab auf sie feuerte, durch Angriffe von allen Seiten in die Enge getrieben, an einen in einer Niederung gelegenen See gedrängt, in einen Feuerkreis eingeschlossen, wurden ihre Divisionen niedergestreckt, gefangen genommen oder ertranken, indem sie über das Eis fliehen wollten, das unter ihren Füßen einbrach. Die Früchte dieses unsterblichen Tages waren 15,000 Todte, eine ungeheure Anzahl Verwundeter, ungefähr 20,000 Gefangene, 40 Fahnen, gegen 200 Kanonen, 400 Munitionswagen, das gesammte schwere Gepäcke und eine Menge Pferde.

Der unerschrockene General Rapp that sich in dieser Schlacht bei Austerlitz durch Wunder von Tapferkeit vor allen seinen Streitgefährten hervor. Triefend von Blut, mit zerbrochenem Säbel, sein Pferd mit Wunden bedeckt, kam er und meldete dem Kaiser den Erfolg des entscheidenden Angriffs gegen die russisch kaiserliche Garde.

Den 4. Decbr. kam der Kaiser Franz, den Sieger in seinem Bivouac zu besuchen. „Ich bewohne seit zwei Monaten keinen andern Pallast," sagte Napoleon zu ihm. — „Sie wissen diese Wohnung so gut zu benützen," versetzte Franz II., „daß sie ihnen nothwendig gefallen muß." Am Tage vor der Schlacht war der Graf von Haugwitz, gerade in dem Augenblicke, wo die Russen den französischen Vortrab angriffen, in Brünn eingetroffen. „Das ist eine Schlacht," sagte Napoleon zu dem Oberstallmeister; heißen sie Haugwitz nach Wien reisen, um deren Erfolg zu erwarten." Zwei Tage nachher wünschte Haugwitz, der wieder zurückgekommen war, Napoleon Glück zu dem Siege von Austerlitz. „Das ist ein Compliment," entgegnete Napoleon, „dessen Adresse das Glück verändert hat." Das war

eine schneidende Antwort auf den zwischen Alexander und Friedrich Wilhelm auf Friedrich's des Großen Grabmal beschworenen Vertrag. Der General Savary brachte dem russischen Kaiser die Meldung von der zwischen Franz und Napoleon zu Stande gekommenen Uebereinkunft. — Die russische Armee war umzingelt, Alexander unterschrieb die Bedingungen, vermöge deren er sich in Etappen-Märschen zurückziehen und Oestreich und Polen räumen sollte. Man behauptet, daß in diesem großen Geleitsbriefe der Kaiser persönlich mitbegriffen gewesen sey. In der Nacht vom 4. auf den 5. Decbr. reis'te er allein ab. Den 6. wurde der zu Austerlitz geschlossene Waffenstillstand kund gemacht. An eben diesem Tag erließ der Sieger zwei für ihn ehrenvolle Decrete. Er sah mit Schmerz die Reihen seiner großen Armee durch den Verlust einer Menge Braver gelichtet: er bewilligte den Wittwen der bei Austerlitz gebliebenen Generale 6,000 Franken; denen der Obersten und Majore 2,400 Fr.; denen der Kapitäne 1,200 Fr.; denen der Ober- und Unter-Lieutenante 800 Fr.; und den Soldatenwittwen 200 Fr. Pension. Kraft eines andern Decrets adoptirte er deren Kinder; sie sollten auf seine Kosten erzogen und untergebracht werden, auch erlaubte er ihnen, ihrem Namen den Namen Napoleon beizufügen.

Den 13. wurde der Triumphator zu Schönbrunn von den Maires der Stadt Paris feierlich becomplimentirt und stellte ihnen fünf und vierzig zu Austerlitz erbeutete Fahnen zu, womit nachher die Gewölbe der erzbischöflichen Kirche geziert wurden. Den 15. trat Preußen vermöge einer zu Wien unterzeichneten Uebereinkunft an Frankreich die Länder Anspach, Cleve, das Herzogthum Berg, womit Napoleon den Prinzen Murat dotirte, und das Fürstenthum Neufchatel ab, womit die Dienste des Chefs seines Generalstabs in Italien, Egypten und Deutschland sollten

belohnt werden. Preußen erhielt zur Entschädigung Hannover. Den 26. erlangte Napoleon, als König von Italien anerkannt, durch den zu Preßburg zwischen Frankreich und Oestreich abgeschlossenen Frieden, daß die venetianischen Staaten, Dalmatien, so wie Albanien, seiner neuen Krone abgetreten wurden, und vertheilte das Fürstenthum Eichstädt, Augsburg, das Tyrol und das östreichische Schwaben zwischen den Kurfürsten von Baiern, den Herzog von Würtemberg und den Markgrafen von Baden, so wie er Oestreich nöthigte, den Baiern die ihnen im Jahre 1740 von demselben abgenommenen Kanonen und Fahnen zurückzugeben.

Den 27. verkündete Europa eine, seine Absichten auf den Thron von Neapel betreffende Proclamation, daß er solchen seinem Bruder Joseph zugedacht habe. Neapel hatte trotz dem Vertrage vom 21. September, nicht aufgehört, seine Häfen den Engländern zu öffnen; so viele Untreue mußte bestraft werden. Ueberdieß gab der Kaiser mit seiner siegreichen und Befreier-Hand seinem als Prinz und Vicekönig anerkannten Adoptiv-Sohne die schöne Prinzessin Auguste von Baiern, und erklärte ihn zu seinem Nachfolger auf dem Throne von Mailand, falls er ohne Nachkommenschaft sterben sollte.

Dieß war der Ausgang des neunten Feldzugs Napoleons; so löste die dritte Coalition sich auf. Umsonst, daß die drei Mächte, die solche gebildet hatten, England, Schweden und Rußland, darauf beharrten, diesen Napoleon nicht als Kaiser der Franzosen, als König von Italien anzuerkennen, der so eben zwei deutschen Fürsten die königliche Krone aufgesetzt und drei Könige aus seiner Familie genommen hatte; nie ward auf eine energischere Weise die That an die Stelle des Rechts gesetzt; den Publicisten dünkte es daher sonderbar, daß die drei Monarchen von England, Schweden und Rußland so hartnäckig darauf bestanden,

die doppelte, freilich halb erzwungene Erwählung Napoleons von dem französischen und dem italienischen Volke nicht zu sanctioniren. Diese Monarchen konnten gleichwohl ihren königlichen Ursprung nicht vergessen haben, noch so unbestreitbare und gewichtige Ansprüche, wie jene Napoleons, auf die Bewunderung und das Vertrauen der Nationen darlegen. Die Niederlage zweier Kaiser, Beherrscher der Hälfte des Continents, begründete zum Mindesten genugsam die Rechtmäßigkeit des Schlachtfeldes. Trotz dem weigerte sich Romanows Abkömmling, den Waffenstillstand von Austerlitz zu ratificiren.

Nichtsdestoweniger mußte Rußland späterhin in dem, von Hrn. v. Talleyrand mit dem Fürsten Johann von Lichtenstein und dem Grafen von Giulay so eben zu Preßburg abgeschlossenen Tractate die Mutter-Idee jener germanischen Conföderation erkennen, die, unter dem Namen des rheinischen Bundes, bestimmt war, Frankreichs bewaffnete Gränze bis an die Ufer der Elbe gegen die russische Macht auszudehnen, und in den Angelegenheiten des französischen Reichs eine so thätige und so wichtige Rolle zu spielen.

Der neunte Feldzug Napoleons, seinen Resultaten nach von allen, welche die Regierung des großen Heerführers bis an das Ende auszeichneten, der denkwürdigste, hatte innerhalb sechzig Tagen 160,000 Franzosen aus einem kleinen Hafen im Canal und von der italienischen Halbinsel an die Quellen der Donau, in die Engpässe des Schwarzwaldes, von da in die carpathischen Gebirge und in die Eisberge, woraus die Weichsel entspringt, versetzt; in ihm besiegte Napoleon zwei Kaiser, theilte Kronen an seine Bundesgenossen, an seine Generale Fürstenthümer aus, und proclamirte die Siegesgöttin als Frankreichs Schutzgöttin.

Der den 26. Dec. 1805 in Preßburg zwischen Frankreich

und Oestreich abgeschlossene und vorher schon zu Nikolsburg und Brünn unterhandelte Frieden lautete:

1. Friede und Freundschaft für beständig.

2. Frankreich wird fortfahren, als Eigenthum und mit voller Souveränetät alle Herzogthümer, Fürstenthümer, Herrschaften und Territorien jenseits der Alpen, welche vor diesem Tractate dem französischen Reiche einverleibt oder durch französische Gesetze und Administration regiert worden sind, zu besitzen.

3. Der Kaiser von Deutschland und Oestreich erkennt an die vom französischen Kaiser verfügten Anordnungen in Ansehung der Fürstenthümer Lukka und Piombino.

4. Er entsagt dem Theile der Republik Venedig, welcher ihm durch die Tractaten von Campo-Formio und Lüneville abgetreten worden. Dieser Theil wird dem Königreiche Italien einverleibt.

5. Er erkennt den Kaiser der Franzosen als König von Italien an und verpflichtet sich, wenn die Kronen von Frankreich und Italien der bereits geschehenen Declaration zufolge und nach Erfüllung der in dieser Declaration angegebenen Bedingungen dereinst werden getrennt werden, auch denjenigen, den der Kaiser der Franzosen sich zum Nachfolger geben wird, als König von Italien anzuerkennen.

6. Baiern, Würtemberg, Baden und die batavische Republik sind in diesen Tractat eingeschlossen.

7. Die Churfürsten von Baiern und Würtemberg, welche den Königstitel annehmen, ohne daß sie aufhören, dem deutschen Staatenbunde anzugehören, werden in dieser Eigenschaft von dem Kaiser von Oestreich anerkannt.

8. Der östreichische Kaiser tritt ab an den König von Baiern: die Markgrafschaft Burgau, das Fürstenthum Eichstädt, den churſalzburgischen Antheil an Passau, die Grafschaft Tyrol, die Fürstenthümer Brixen und Trident, die sieben voralbergischen Herrschaften, die Grafschaft Hohen-Ems und Königsegg-Rothenfels, die Herrschaften Tettnang und Argen, und die Stadt Lindau;

an den König von Würtemberg: die fünf Donau-Städte Ehingen, Munderkingen, Riedlingen, Mengen und Saulgau, die obere und niedere Grafschaft Hohenberg, die Landgrafschaft Nellenburg, das Amt Altorf ohne die Stadt Constanz, und den Theil des Breisgaues, der östlich liegt von einer Linie zwischen dem Schlegelberge und dem Molbach' nebst den Städten Villingen und Brentingen;

an den Churfürsten von Baden: das Breisgau mit Ausnahme des oben erwähnten Theiles, die Ortenau, die Stadt Constanz und die Commende Meinau.

9. Die auf den Boden dieser abgetretenen Länder hypothezirten Schulden haften auf den Ländern; die Schulden des Hauses Oestreich haften auf diesem.

10. Salzburg und Berchtolsgaden werden dem östreichischen Kaiserthum einverleibt.

11. Der französische Kaiser verpflichtet sich, für den Erzherzog Ferdinand, den bisherigen Besitzer Salzburgs, von dem König von Baiern die Abtretung Würzburgs zu erwirken, auf welches der churfürstliche Titel übergehen wird.

12. Die Würde eines Hochmeisters des deutschen Ordens, die Rechte und Einkünfte, die vor dem gegenwärtigen Kriege zu Mergentheim gehörten, die andern Rechte, die mit dem Hochmeisterthume zur Zeit der Auswechselung der Ratificationen des ge-

genwärtigen Tractates verknüpft seyn werden, und die Domänen und Einkünfte, in deren Besitz der Orden zur nämlichen Zeit seyn wird, sollen in der Person des östreichischen Prinzen, den der Kaiser von Oestreich dazu ernennen wird, erblich seyn. Auch verspricht der Kaiser Napoleon seine Verwendung, daß der Erzherzog Ferdinand (bisher Landgraf von Breisgau) eine vollständige Entschädigung in Deutschland erhalte.

13. Baiern kann die Stadt Augsburg und ihr Gebiet, Würtemberg die Grafschaft Bondorf besetzen, und Oestreich wird keine Einwendungen dagegen machen.

14. Die Könige von Baiern und Würtemberg und der Churfürst von Baden genießen in ihren alten und neuen Besitzungen die volle Souveränetät, ganz wie der Kaiser von Oestreich und der König von Preußen in ihren deutschen Staaten, und es wird der Kaiser von Oestreich weder als Reichsoberhaupt noch als Mitstand den von jenen Fürsten dem gemäß getroffenen oder zu treffenden Verfügungen Hindernisse entgegensetzen.

15. Der Kaiser von Oestreich entsagt aller Oberlehnsherrlichkeit und allen Ansprüchen an die Länder von Baiern, Würtemberg und Baden und überhaupt an alle zum baierischen, französischen und schwäbischen Kreise gehörenden Staaten und Länder, mit Ausnahme der, Artikel 11 und 12 an östreichische Erzherzoge gegebenen.

16. Binnen drei Monaten wird das abgetretene ausgeliefert.

17. Der Kaiser Napoleon garantirt die Integrität des östreichischen Reiches in dem Stande, in welchem es diesem Vertrage gemäß seyn wird.

18. Die Contrahenten erkennen die Unabhängigkeit de

vetischen Republik an, die nach Maßgabe der Mediationsacte regiert wird, so wie die der batavischen Republik.

19. Die Gefangenen werden innerhalb vierzig Tagen ausgewechselt.

20. und 21. Handelsverbindungen und Etiquette wie vor dem Kriege.

22. In zwei Monaten nach der Auswechselung der Ratificationen räumen die französischen Truppen sämmtliche östreichischen Staaten, mit Ausnahme der Festung Braunau, welche einen Monat länger, als Depot für Artillerie und Kranke, dem französischen Kaiser überlassen bleibt.

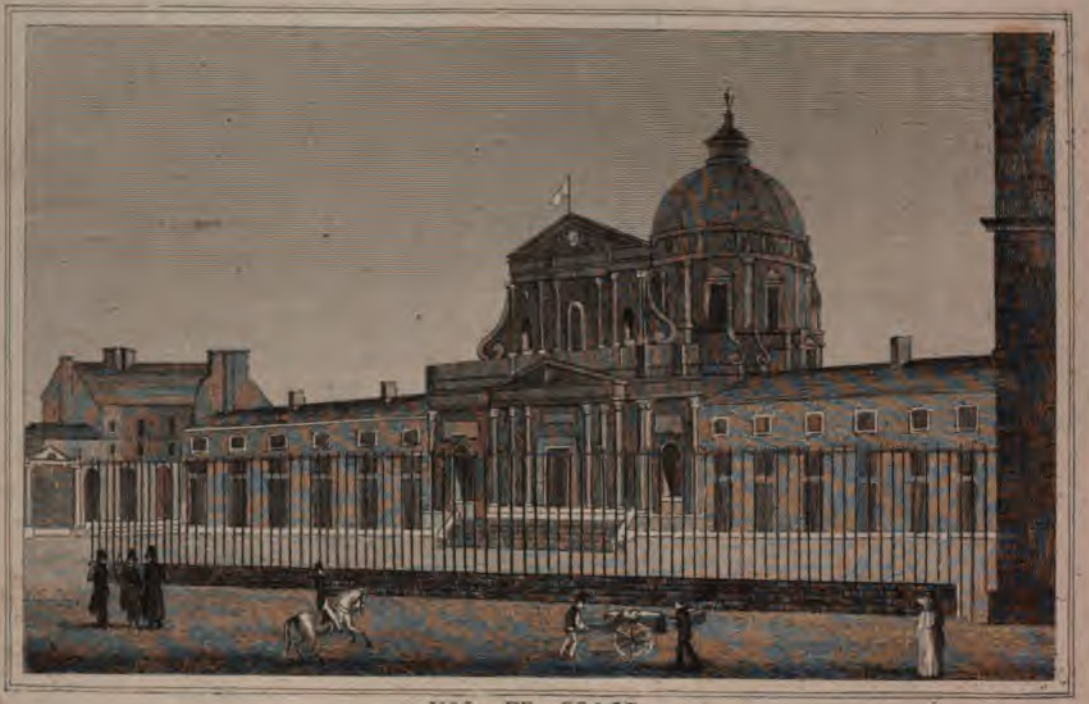
23. In vierzehn Tagen werden die Stadt Venedig und die Terra firma, und in sechs Wochen Venetianisch-Istrien und Dalmatien, die Mündungen von Cattaro, die venetianischen Inseln des adriatischen Meeres, und alle dazu gehörigen Forts den französischen Commissarien überliefert.

Diesen Tractat ratifizirte Napoleon den 27sten December zu Schönbrunn, Franz den 30sten zu Hollitsch.

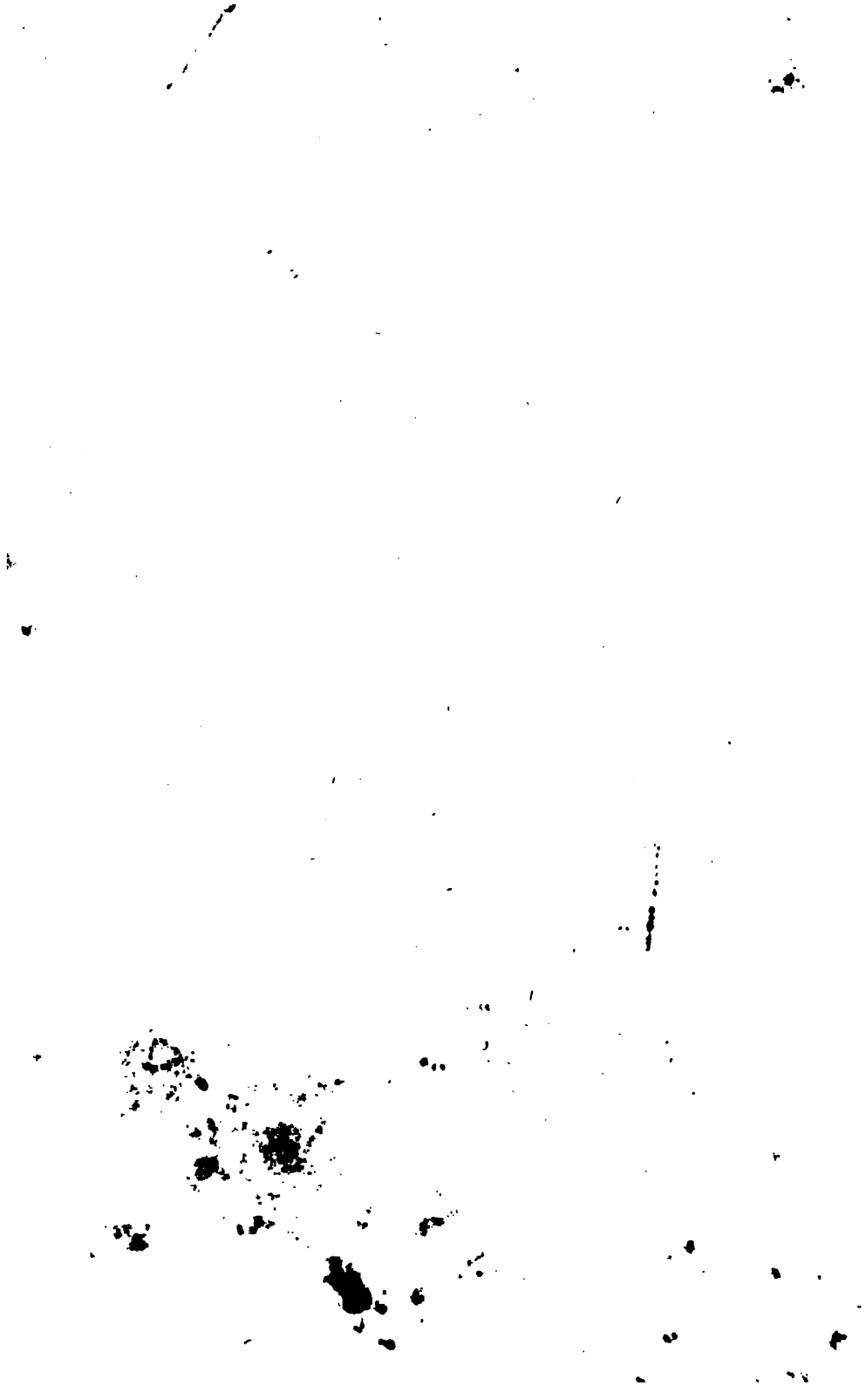
In der Epoche des Waffenstillstandes, der bald auf den Preßburger Vertrag folgte, fand sich die ganze östreichische Monarchie von den kaiserlich französischen Truppen besetzt. Den neuen Königen von Baiern und Würtemberg mußte eben nicht sehr an der Wiederherstellung eines Kaiserthums gelegen seyn, von dessen Joche der Eine kaum befreit, und dessen Vasall der Andere war. Ohne dieß behielt Baiern eine neuere Unbilde im Andenken, und sein Schicksal fand sich auf einmal mit jenem Napoleons durch die Vermählung der königlichen Prinzessin mit dessen Adoptiv-Sohn verflochten. Ganz Italien stand im Begriffe, französisch zu werden: der Befehl zur Entthronung der Familie von Neapel

war von Schönbrunn aus ergangen. Spanien ſuchte keineswegs Oeſtreich zu begünſtigen. Portugal, dem Einfluß Englands entzogen, hatte eine außerordentliche Geſandtſchaft abgeſchickt, um der Krönung in Mailand und Genuas Vereinigung mit Frankreich anzuwohnen. Paris hatte die Bannſtrahlen des Vaticans ausgelöſcht; nie ſchien die geiſtliche Macht der Päbſte minder geſichert, als in dieſer Epoche. Im Divan wurde über eine, für Frankreich vortheilhafte Unterhandlung berathſchlagt. Groß-Britannien blieb ſonach jetzt allein noch gegen Frankreich bewaffnet; und vielleicht ſah Dänemark, ſo geſtützt auf Frankreichs Freundſchaft, wie es war, mit Vergnügen, daß Schweden, das mehr eine Continental- als eine See-Macht war, ſich in einen Streit einließ, den Rußland zu ſeines Bundesgenoſſen Nachtheil beendigen würde. Napoleon war während des Monats December 1805 nicht Schiedsrichter, ſondern Herr des Feſtlandes, und Beſitzer der geſammten öſtreichiſchen Monarchie. Der Marſchall Bernadotte hielt Böhmen beſetzt, das, ſo wie Ungarn, ſichtbarlich gegen den Krieg geſtimmt war. Der Marſchall Mortier hatte ſich in Mähren niedergelaſſen; der Marſchall Davouſt hielt während der Dauer des Vertrags Preßburg beſetzt; der Marſchall Ney hatte Kärnthen, der General Marmont Steyermark, der Marſchall Maſſena Krain, der Marſchall Augereau Schwaben inne. Der Prinz Eugen übernahm das Ober-Commando über die in den venetianiſchen, nun italieniſch gewordenen, Staaten und in dem Königreich Italien ſtationirten Truppen. Der General Saint-Cyr rückte in ſtarken Tagmärſchen auf Neapel los, und mit ihm der neue König, den Napoleon mit dieſer unfehlbaren Eroberung belehnt hatte. Welche Stimme hätte es jetzt gewagt, ſich zu Gunſten Oeſtreichs zu erheben? Sonder Zweifel nur eine, nämlich die von Großbritannien, und dieſe würde ſich an Europa's Küſten, die ihm bald nachher verſchloſſen

wurden, gebrochen haben. Dennoch nahm der Kaiser von Oestreich im Jahr 1814 zu Paris sich der Sache seines Eidams nicht an, der sich ihm zu Prag mit der Hoffnung in die Arme geworfen hatte, daß er ihn retten würde! Indessen hätte Franz, würde er so gehandelt haben, das von Napoleon so hart tyrannisirte Europa auch gegen sich aufgebracht. Zwar hatte man ihn 1805 angegriffen, er hatte sich vertheidigt und durch diesen so plötzlichen, seinen Wirkungen nach so heftigen, in Betracht des Bundes, dessen Folge er war, so schrecklichen Angriff war er in den Fall gesetzt worden, eine gerechte Rache zu nehmen. Damals existirte aber statt eines Familienbandes zwischen Franz II. und Napoleon lediglich nur der Invasionskrieg und die Kanonade von Austerlitz!



VAL DE GRACE



Paris.

Val de Grace.

Ehemals eine prachtvolle Abtei der Benediktinerinnen, iſt ſie in ein vortreffliches Militair-Lazareth verwandelt worden, wo ſtatt der Nonnen jetzt kranke Krieger verpflegt werden. In der überaus ſchönen Kirche dieſer Abtei wurde das Herz der Anna von Oeſtreich aufbewahrt; auch wurde ihr das erſte Paar Schuhe, welches jedes Mitglied der königl. Familie getragen hatte, zur Aufbewahrung übergeben. Während der Schreckenszeit war das Gebäude mit den Zeichen der Freiheit und Gleichheit verſehen, eine bittere Satyre, da, ſo lange die Welt ſteht, keine abſcheulichere Tyrannei geübt wurde.

Bicetre.

Es liegt außerhalb Paris auf der Straße nach Fontainebleau, und iſt das berühmteſte Tollhaus, nicht nur in ganz Frankreich, ſondern auch in dem großen Narrenhaus, Europa genannt. Außer den Narren und Wahnſinnigen, welche jetzt nicht mehr an Ketten gelegt werden, verpflegt man auch noch einige Tauſend arme und ſchwache Greiſe und alte Weiber daſelbſt.

Verſailles.

Verſailles, als Luſtſchloß das berühmteſte in der ganzen Welt. Es iſt aber dieſer Ort nebſtbei eine ſchöne, neue und anſehnliche Hauptſtadt des Departements gleiches Namens und eine der herrlichſten Städte von Frankreich, mit einer Bevölkerung von 30,000 Einwohnern. Die Straßen und Gaſſen ſind wie nach der Schnur gezogen, und mit den ſchönſten regelmäßigſten Gebäuden geziert. Vor Zeiten war dieſer Ort ein unbedeutendes Dorf mit einem Priorat. Ludwig XIII. kaufte es mit den dazu gehörigen Gütern für 20,000 Thaler an ſich, und erbaute ſich daſelbſt ein unbedeutendes Jagdſchloß. König Ludwig der XIV., dem die Lage ſehr gefiel, beſchloß, dieſen Ort zu ſeiner gewöhnlichen Reſidenz zu machen und einen der Größe des Monarchen würdigen Pallaſt zu bauen. Dieſer Bau ward im Jahre 1673 angefangen und 1680 vollendet. Der König wandte über 1000 Millionen Livres darauf; die geſchickteſten Künſtler wurden herbei gerufen, um zur Vervollkommnung des Ganzen beizutragen, und ſo entſtand ein Pallaſt, der wohl ſeines Gleichen nicht hat, und ſich eben ſowohl durch ſeine ungeheure Größe, als durch Geſchmack, Kunſt und Pracht auszeichnet, und deſſen Schönheiten alle zu beſchreiben, ein Werk eigner Art erfordern dürfte. Wir beſchränken uns hier, wie überall, auf die Angabe des Merkwürdigſten.

Die prachtvolle Façade gegen den Garten hin iſt 500 Toiſen

DAS BICETRE

lang. Mehrere schöne Höfe sind von den Gebäuden des Pallastes umschlossen, der innerste ist mit Marmor gepflastert. In diesem Pallaste sind vorzüglich zu bemerken: die Capelle, der Saal des Herkules, die große Gallerie, der ungemein prächtige Opernsaal u. s. w. Die Verzierungen sind von der höchsten Pracht, und Meisterwerke der Kunst finden sich überall gehäuft; Statuen, Büsten, Basreliefs, Decken- und andere Gemälde bewundert man hier in der Menge; die größten Künstler hatten gewetteifert, diesen Königspallast auf das herrlichste auszuschmücken. Die innere Einrichtung entspricht dem äußeren Glanze vollkommen, das Auge fühlt sich an der Masse von so bewunderungswürdigen Gegenständen völlig erschöpft. Der Park von Versailles, der in jeder Hinsicht dem Pallaste entspricht, unterscheidet sich in den großen und kleineren; jener faßt mehrere Dörfer in sich; der kleinere, der auf der Westseite des Schlosses liegt, die Gestalt eines unregelmäßigen Fünfeckes hat, und in seiner größten Ausdehnung 2400 Toisen lang und 1600 breit ist, umschließt die prachtvollen Gärten, Lustwälder, Wasserbecken, Canäle, Springbrunnen u. s. w., die auf das herrlichste mit schönen Kunstanlagen, den vortrefflichsten Statuen und anderen ausgezeichneten Meisterwerken geschmückt sind. Die Gärten sind theils in französischem, theils in englischem Geschmacke angelegt, und nichts ist vernachlässigt worden, um das Ganze zu einem wahrhaft bezaubernden Aufenthalt zu machen. Dazu gehören auch die Lustschlösser Groß-Trianon und Klein-Trianon, jenes im orientalischen, dieses im römischen Style aufgeführt. Das Gebäude der ehemaligen Menagerie ist abgebrochen worden, nach dem man früher die noch übrigen Thiere in den botanischen Garten nach Paris gebracht hatte.

Die Stadt Versailles entstand durch die Erbauung des Schlosses. Sie ist groß, hat viele ansehnliche Gebäude, worunter

ſich die Kirchen, die königlichen Marſtälle zu 3 bis 4000 Pferden, die Caſernen, die Kanzeleien, die Regierungsgebäude, mehrere Privat-Palläſte u. ſ. w. ſehr vortheilhaft auszeichnen. Es iſt hier ferner eine öffentliche Bibliothek, ein ſchönes Hoſpital, ein Lyceum, ein Athenäum, ein Gymnaſium, eine Muſik-, eine Ingenieurs- und eine Reitſchule, ein Taubſtummen-Inſtitut, eine Ackerbaugeſellſchaft u. ſ. w., auch eine ſehr berühmte Gewehr-Fabrik und Baumwollenſpinnerei.

Ein neuerer Reiſender entwirft folgendes Bild von Verſailles.

Der bergige Weg nach Verſailles iſt ſehr ſchön, und es kann einem dort wunderbar zu Muthe werden, wenn man das ungeheure Schloß mit ſeinen öden Prachthallen, den großen Spiegelzimmern und den Abbildungen, dem Götzendienſte der ſogenannten Großthaten Ludwigs XIV., im Originale ſieht. Nirgends iſt dabei ein Stuhl, nirgends ein Tiſch zu ſehen, und Hoffmann könnte ein ſchönes, fürchterliches Nachtſtück aus der Ruine machen, ja die Unheimlichkeit iſt hier ſo groß, daß man gewiß lieber eine Nacht im Gefängniſſe, als in dieſen Gemächern zubringen möchte. Man ſieht nur ſchlechte Gemälde. Capelle und Theater ſind unweit von einander, beide ungemein prachtvoll. Die kleinen Gallerien werden gezeigt, durch welche die unglückliche Königin ſich mitten in der Nacht flüchtete, und die Treppe, welche der wüthende Pöbel erſtürmte. Alle Gräuel der Revolution ſtehen dem Beſchauer hier unmittelbar vor Augen. Steht man auf der auf einem Sumpf erbauten Terraſſe der Gartenſeite, ſo hat man die ungeheure Façade des Schloſſes vor ſich und hört, daß deſſen Erbauung dreitauſend Millionen Franken gekoſtet, und begreift dann die Revolution ſchon beſſer, aber auch die Raubzüge des ſogenannten großen Ludwig. Das Trianon, der

Hirſchgarten, alle dieſe Schreckbilder in der lieblichſten Form ſind hier von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen, und man zeigt mit Finger auf ſie. In der Ferne iſt das Dach der Gebäude zu ſehen, wo die Maintenon Ludwigs Maitreſſen erziehen ließ. In der Orangerie ſind zwei Bäume berühmt, von denen der eine, der große Bourbon, ſchon 400 Jahr alt iſt, und der andere auch 300 Jahre zählt. Der Garten hat einen ungeheuern Umfang und trotz ſeiner beſchnittenen Hecken und Baumzweige verläugnet er nicht einen großartigen Charakter. Daſſelbe gilt von den großen und kleinen Waſſerkünſten, die alle denſelben Styl haben. Einzelne Partien des Gartens ſind zu Boskets abgeſchloſſen; in einem derſelben zeigt ſich ein Felſentempel, vor dem eine Nymphengruppe befindlich iſt, welche in Marmor einige Geliebten des großen Ludwig darſtellt. Die Gruppe iſt auf Befehl des Königs nach der Natur angefertigt worden. Die Stadt ſelbſt hat übrigens etwas Todtes, Prachtvollbuntes und Monotones.

Wir theilen unſern Leſern hier das Merkwürdigſte der Begebenheiten zu Verſailles aus den Zeiten der Revolution mit.

Schon lange verkündigte man und fürchtete, wie es ſchien, die Ankunft einer pariſer Armee zu Verſailles, welche das Schloß daſelbſt ſtürmen ſollte; der Hof benutzte dieſe Gerüchte, um unter ſolchem Vorwande neuerdings Truppen an ſich zu ziehen, denn er hatte keineswegs ſeine alte Tactik und verbrauchte Strategie aufgegeben, nur erſt dann dem Drang der Umſtände zu weichen, wenn es nicht mehr in ſeiner Macht ſtand, dieſelbe aufzuhalten. Da er es bei jeder Gelegenheit immer bis auf's äußerſte ankommen ließ, ſo wußte ihm das Volk auch nur ſchlechten Dank für ſeine verdienſtloſe und blos erzwungene Nachgiebigkeit. Man muß geſtehen, daß dieß für Höflinge, die in Intriguen, Cabalen und der gewöhnlichen Hofpolitik erfahren waren,

und ihr Leben in dieſem Schlamm zugebracht hatten, ein ſehr unkluges und einfältiges Benehmen war.

Als alles den Rock der Nationalgarde anzog, hatte man auch den Kammerdienern und Bedienten die Uniform derſelben angelegt; alle Muſiker der Hofcapelle erſchienen in derſelben, und ſogar ein italieniſcher Caſtrat ſang während der Meſſe in dem Coſtume eines Grenadiercapitains der Nationalgarde; dieß gefiel dem Volke, aber der König ließ auf fremde Eingebung, bei Strafe augenblicklicher Entlaſſung, ſeinen Dienern verbieten, dieſe Uniform zu tragen.

Hätte der Hof mit Offenherzigkeit und ohne alle Hinterliſt gehandelt, alle Ränke und Intriguen vermieden, die doch immer ſo ſchlecht geſponnen wurden, daß mehr oder minder davon an den Tag kam, wodurch die Sache dann ſtets vergrößert wurde, ſo hätte die Nation geſehen, daß man es redlich mit ihr gemeint; die königliche Familie würde ſich dagegen der Liebe und Achtung derſelben zu erfreuen gehabt und durch dieſe alles Mögliche erlangt haben. Aber ſo ließ ſich die Königin fortwährend zu den nachtheiligſten Schritten verleiten; ſeit der Entfernung ihrer Favorite, der Polignac's und des Abbé Vermond, welcher etwas ſpäter Verſailles gleichfalls verlaſſen mußte, und ſich zuerſt nach Valencienne, dann nach Wien begeben hatte, wo er blieb, nährte dieſe Fürſtin ein gehäſſiges Rachegefühl in ihrem Buſen, welches ſie nicht zu unterdrücken vermochte, ſondern bei jeder Gelegenheit auffallend durchblicken ließ.

Man ſuchte der Welt Ludwig XVI. als von der Verſammlung unterdrückt und in einer Art von Gefangenſchaft darzuſtellen, in der man ihn zu allen Handlungen und Maßregeln, wider ſeinen Willen, zwinge. Mit Ungeduld ertrug der Hof dieſen Zuſtand der Dinge, in der Hoffnung, ſeinen alten Einfluß und beſonders ſeine alte Gewalt wieder zu erlangen. Eine

Flucht ſchien hierzu das beſte Mittel, denn unter den Augen der National-Verſammlung und in der Nähe von Paris konnte man dieſen Zweck nicht mehr erreichen. Der 23ſte Juni hatte das königliche Anſehen und der 14. Juli die militäriſche Macht geſtürzt. Da der König hierzu ſchwer zu beſtimmen war, ſo wollte man den letzten Augenblick dazu benutzen, um ihn im Taumel der Verwirrung und einer allgemeinen Flucht mit ſich fortzureißen. Man wollte ſich nach Metz, wo Bouilli commandirte, begeben, hier um den Monarchen den Adel und die noch treu gebliebenen Truppen zu verſammeln, die Parlamente zu ſich berufen, Paris und die Verſammlung als im Zuſtand des Aufruhrs erklären, und ſo mit einigen Abänderungen die alte abſolute Regierungsform wieder herſtellen.

Man verdoppelte nun die, ſich im Dienſte befindlichen Gardes du Corps, und ließ mehr Truppen, namentlich einige Jäger- und Dragonerregimenter, ſo wie das Regiment Flandern nach Verſailles kommen. Alles dieß gab natürlich zu gehäſſigen Vermuthungen und Deutungen Anlaß; man ſprach von der Abſicht des Hofes, die Contrerevolution durch einen Hauptſchlag herbeizuführen, und kündigte die Flucht des Königs, welche alle dieſe Vorbereitungen begünſtigen ſollten, als ſehr nahe an. Im Luxemburg, im Palais Royal, in den eliſäiſchen Feldern u. ſ. w. ſah man unbekannte Uniformen mit ſchwarzen und gelben Cocarden; die Feinde der Revolution konnten ſeit einiger Zeit die Freude über den in Kurzem zu hoffenden Sieg nicht verbergen; der Hof begünſtigte dieſen Verdacht durch ſein unpolitiſches Benehmen, und das Geheimniß wurde durch dieſe Zubereitungen faſt ganz enthüllt. Die Officiere des Regiments Flandern, welches man natürlich ſehr ungern in Verſailles ſah, wurden dagegen mit deſto größerer Auszeichnung in dem königlichen Schloſſe empfangen, wo man ihnen ſchmeichelte und ſie einlud; ja, man zog ſie

ſogar zu den Spielen der Königin. Man veranſtaltete, um ſie ganz zu gewinnen, ein Feſt, welches die Gardes du Corps den Neuangekommenen zu Ehren geben mußten, und wozu man alle Officiere der Jäger, Dragoner, Schweizer-Garde, der hundert Schweizer, des Generalſtabs und der Nationalgarden einlud. Zu dieſem Zweck richtete man den großen Saal des königlichen Opernhauſes ein, der ſonſt nur ausſchließlich bei außerordentlichen Hoffeierlichkeiten gebraucht wurde, und ſeit der Vermählung des zweiten Bruders des Königs, ſich nur einmal, und zwar für Joſeph II., geöffnet hatte. Die Capelle des Königs erhielt Befehl, das Feſt, das erſte, welches die Garden gaben, durch ihre Muſik zu verherrlichen. Während der Mahlzeit brachte man die Geſundheit des Königs und der königlichen Familie aus, und verwarf es, auf die der Nation zu trinken. Bei dem zweiten Service, ließ man die franzöſiſchen Grenadiere, die Schweizer und die Dragoner ein, um Zeugen dieſes Schauſpiels zu ſeyn und Theil an den Gefühlen zu nehmen, welche die Gäſte beſeelten. Die Freudenbezeigungen, der Enthuſiasmus ſtiegen nun immer höher. Auf einmal kündigt man den König an, der im Jagdkleide in den Saal tritt, und dem die Königin, mit dem Dauphin auf dem Arme, folgt. Jetzt geräth Alles in Extaſe; von allen Seiten hört man den Ausruf der herzlichſten Anhänglichkeit und der größten Ergebenheit, indem Alle die Degen ziehen; man trinkt auf die Geſundheit der ganzen königlichen Familie, und als Ludwig XVI. ſich entfernte, ſpielte die Muſik die bekannte Arie: „O Richard, o mein König, die Welt hat dich verlaſſen!“ Nun nimmt das Ganze einen ſehr genau bezeichnenden Charakter an. Die Siegesmärſche und der verſchwenderiſch vergoſſene Wein machen, daß die Gäſte alle Zurückhaltung vergeſſen. — Man ſchlägt den Sturmſchritt der Schlachten, man erklettert die Logen, als wollte man Batterien ſtürmen,

theilt weiße Cocarden aus, tritt, wie man behauptet, die dreifarbige mit Füßen, verbreitet sich in alle Gallerien des Pallastes, wo man die Glückwünsche der Hof- und Pallastdamen empfängt, welche Bänder und Ordenszeichen austheilen, und der Hof verhehlt seine Freude so wenig darüber, als über den ganz nahe geglaubten Sieg. — So endigte das berüchtigte Fest des 1. Octobers, welches man den 3. zu erneuern die Unvernunft hatte, indem man, als eine Folge desselben, im Hotel der Gardes du Corps ein militärisches Frühstück veranstaltete, wobei, wie man sagte, von nichts Geringerem die Rede war, als bewaffnet gegen die Nationalversammlung zu marschiren. Man ließ die Trompeter abermals zum Sturme blasen, jauchzte, sang das Bekannte: „Kann man kränken, was man liebt ꝛc.," und beging abermals hundert Unbesonnenheiten, deren Folgen man schwer büßen mußte. — Man fand sich bei der Königin wieder ein, welche nicht ermangelte, ihre außerordentliche Zufriedenheit über Alles, was vorgefallen, zu bezeugen, und hörte um so mehr auf ihre Worte, da man durch ihre wenige Zurückhaltung die Absichten des Hofes besser, als durch den verschlossenen König zu erfahren hoffte. Alles, was sie gesagt, wurde tausend und hunderttausendmal wiederholt; es diente dazu, den Zorn und den Grimm des Volkes auf das höchste zu reizen, und den Gegnern die gefährlichsten Waffen in die Hände zu geben.

Daß die Nation, das Volk und die Hauptstadt, den König gern in ihrer Mitte zu Paris gesehen hätte, war sehr natürlich, und daß man nach den Gerüchten und den vorgefallenen Thatsachen dieses nun mit Gewalt ertrotzen wollte, sehr begreiflich. Das, was sich bei dem Feste jener Nacht, so wie bei und nach dem Frühstück zugetragen, und mit tausend Zusätzen und Abänderungen in Paris erzählt wurde, war ganz geeignet, die Gemüther auf das furchtbarste zu reizen.

Man hörte keinen andern Ruf mehr als: Nach Paris mit dem König! — Die im Opernsaal zu Versailles gesungenen Lieder, ausgebrachten und verweigerten Toasts, das Abreißen der dreifarbigen und Aufstecken der weißen Cocarden (von denen sogar Madame Campan in ihren, zur Vertheidigung Maria Antoinettens geschriebenen Memoiren sehr naiv sagt: „Man habe keine andern Cocarden aufgesteckt, sondern die dreifarbigen nur umgekehrt, indem sie auf der andern Seite schon weiß gewesen"); das Geschütz, welches dem Regimente Flandern gefolgt war, die unbesonnenen Versprechungen, welche die, vor Wein und Freude trunkenen Officiere dem König und besonders der Königin gemacht hatten, die gezogenen Degen, das zurückstoßende, arroganta Benehmen der Höflinge, und ihr Vertrauen bei diesem Schimmer von Hoffnung, der Wunsch, der Orleans'schen Partei, die einen Aufstand wollte, um dem Herzog die Reichsverweſung zu verschaffen, und mehr als dies Alles, der beständige Mangel an Lebensmitteln, reizte das Volk zum Aufstande.

Den 4. October sprach man allgemein in Paris von der nahen Abreise des Königs nach Metz, von wo er im Gefolge eines fremden Heeres zurückkommen wolle, so wie von der Nothwendigkeit und dem Mittel, dieses zu verhindern; man schrie um Brod, und konnte keines erhalten; alle Bäckereien waren von Weibern belagert, und man wiederholte ihnen: „Nach Versailles, nach Versailles! dort fließt der Wein in Strömen im Opernhause, dort wirft man sich mit Leckerbissen an die Köpfe, während wir verhungern!" —

Zwei, von dem Herrn von Estaing, Commandant der Truppen zu Versailles, eigenhändig geschriebene, und nach seinem Tode (er wurde guillotinirt) unter seinen Papieren vorgefundene Concepte zu einem Brief an die Königin, welche, obgleich etwas verworren abgefaßt, doch manches Licht über die Absichten des Hofes verbreiten.

Montag, den 14. Septbr. 1789.

„Pflicht und Treue erheischen von mir, daß ich dasjenige, was ich bei meiner Reise nach Paris bemerkt habe, zu den Füßen der Königin niederlege. — Man hat mir in Gesellschaften von glaubwürdigen und rechtlichen Personen gesagt, daß man Unterschriften des Adels und der Geistlichkeit sammelt; Einige behaupten, dieß geschehe mit Vorwissen des Königs, Andere sagen, daß dieser nichts davon wisse. — Man behauptet, der Monarch wolle durch die Champagne oder nach Verdun entfliehen, man bezeichnet Herrn von Bouilli, als . . .

Herr von Lafayette hat mir dieß als ganz zuverlässig versichert. Man nennt den Marschall von Broglio als Obercommandanten des Ganzen. Herr von Breteuil leitet das Project im Einverständniß mit Herrn von Mercy. Wenn die Sache unter das Volk kommt, so ist sie von unberechenbaren Folgen. Ich war bei dem spanischen Gesandten und da, ich kann es der Königin nicht bergen, hat sich meine Furcht vermehrt. Herr Fernand Nunez hat mit mir davon gesprochen; wir haben lange von diesem Gerücht und diesem Plan geredet, welcher den verheerendsten Bürgerkrieg unvermeidlich herbeiführen würde. Nachdem wir von dem flüchtig herumziehenden Hofe, dem schimpflichen Bankett gesprochen haben, hat der Herr Gesandte die Augen niedergeschlagen, und mir eingestanden, daß eine sehr bedeutende und glaubwürdige Person schon Unterschriften empfangen habe. Dieß hat mir einen Schrecken verursacht, den ich sonst nie gekannt habe. Der erste Schritt ist immer der, welcher die

meiſte Ueberwindung koſtet; es würden Ströme Blutes fließen. Die Königin kann dem König das Reich wieder erobern; die Natur hat ihr die nöthigen Mittel hierzu gegeben . . . ich bitte Sie, mir eine Audienz zu bewilligen."

Zweites Concept Eſtaing's an die Königin, an demſelben Tag geſchrieben.

„Ich kann nicht umhin, der Königin eine Bemerkung zu Füßen zu legen; Sie muß einzig und allein ihrem treuen und wahrhaften Diener Glauben beimeſſen; die Feſtigkeit wird dann überall den Sieg davon tragen . . . Die Verwirrung der Ideen hat faſt Alles ſcheitern gemacht. . . . Die früheren Miniſter des Königs haben ſich vielleicht den allgemeinen Haß durch das Schwanken ihrer Grundſätze zugezogen. Sie haben jenes unglückliche Feſt nicht verhindern können. Die Geſundheit der Nation wurde mit gutem Vorbedacht übergangen; wenn erhabene Perſonen ſolche ausgebracht hätten, ſo würde dieß Alles gut gemacht haben. . . . Der Zufall, denn es iſt erfreulich, dieß zu glauben, hat zwei Piſtolen entladen, deren Schüſſe zu nieder waren, als daß ſie von Reitern hätten kommen können. Ich wollte die Nationalgarde von Verſailles beſchwichtigen. Vergeblich hatte ich ſie von dieſen Schüſſen abgehalten. . . . Es bedarf eines andern Enthuſiasmus; die Königin allein iſt im Stande, ihn hervorzubringen. — Sie ſteht auf einer großen Bühne, wenn ſie ſich die Mühe gibt, ſo wird ſie angebetet werden. . . . Ach Madame, ſeyn Sie unſere erſte Bürgerinn, ſo werden Sie Alles ſeyn, wenn Ihre Grundſätze es Ihnen geſtatten. Die Geiſtlichkeit und der Adel haben nur noch den König, um ſie zu erretten. . . . Herr von Lafayette hat mir geſchworen, daß die Ereigniſſe einen Royaliſten aus ihm gemacht haben. Jeder Franzoſe muß es bis auf einen gewiſſen Punkt ſeyn."

Zu Verſailles war man noch immer guten Muthes; man ſchmeichelte ſich ſogar damit, in der Nationalverſammlung eine königlich geſinnte Majorität zu bilden, und Mounier und Malouet rühmten ſich, mehrere Deputirte der Volkspartei ſchon gewonnen zu haben. Dieſe Majorität ſollte ſelbſt die Verſetzung der Verſammlung nach Tours verlangen, wohin ihr die Regierung folgen ſollte; der König aber blieb noch immer unſchlüſſig wegen der Flucht nach Metz, auch war der Schatz ſo entblöſ't, daß ſelbſt die Mittel zu derſelben fehlten. Man ließ den Monarchen am 4. October noch die Unvorſichtigkeit begehen, durch eine Botſchaft der National-Verſammlung anzukündigen, daß er die Beſtätigung über Erklärung der Rechte des Menſchen und Bürgers, bis zur Beendigung der Verfaſſung verſchiebe; eine Botſchaft, die viele Deputirte in eine Art von Wuth und Raſerei verſetzte. Mirabeau verlangte, daß noch denſelben Tag eine Deputation dem König andeuten ſollte, daß er die Beſtätigung nicht länger verſchieben könne. Dieſer Antrag wurde gebilligt; die Gemüther erhitzten ſich, man ſprach von dem Frühſtück der Garde du Corps, wie von einer Verſchwörung gegen die Freiheit, gegen die noch zu beendigende Verfaſſung und gegen die Nationalverſammlung. — Mirabeau ließ allerlei myſteriöſe und zweideutige Worte entſchlüpfen. — Die Royaliſten riefen ihm zu: daß er ſich deutlich erklären und dieſe Verräther und Schuldigen nennen ſolle. „Ich bin bereit, es zu thun," antwortete er, „ſobald man erklärt haben wird, daß, außer dem Monarchen ſelbſt, Niemand mehr unverletzbar iſt." — Das hieß ſehr deutlich die Königin bezeichnen, deren Namen er mit leiſer Stimme, ſo wie den des Herzogs von Guiche nannte.

Einige junge Leute hatten die Unbeſonnenheit begangen, ſich mit ſchwarzen Cocarden auf den Promenaden von Paris ſehen zu laſſen. Dieſes Zeichen der trauernden Monarchie hatte das

Volk wüthend gemacht, und wenig fehlte, daß ſie nicht Berthier's und Foulon's Schickſal erlitten; man verbreitete zu gleicher Zeit, daß die Garde du Corps und das Regiment Flandern ebenfalls die ſchwarze Cocarde aufgeſteckt hätten. — Die ehemaligen franzöſiſchen, nun der Nationalgarde einverleibten Garden, hatten ihrem Befehlshaber Lafayette ſchon mehreremale den Entſchluß kund gemacht, nach Verſailles zu marſchiren. Dieſer drückte deßhalb ſeine Unruhe in einem Schreiben an den Grafen von Eſtaing, den ehemaligen Gefährten und Nebenbuhler ſeines Ruhmes im americaniſchen Kriege, aus, dem der Hof das Commando über ſämmtliche Truppen und die Nationalgarde von Verſailles anvertraut hatte. —

Nie war der Mangel an Lebensmitteln zu Paris größer geweſen, als gerade in dieſem critiſchen Augenblick. Das Volk klagte den Hof, und die Royaliſten die Orleans'ſche Partei an, obſchon des Herzogs zerrüttete Vermögensumſtände gewiß nicht im Stande waren, ein ſo ausgedehntes Erkaufungs- und Beſtechungsſyſtem, wie ihm mehrere Memoiren zur Laſt legen, auszuführen; auch ſind die Beweiſe deßhalb ſehr ſeicht, denn der Grund dieſes Mangels lag eigentlich in den, durch die Revolution herbeigeführten Umſtänden.

Den 5. October Morgens war bei den Bäckern der bevölkertſten Stadtviertel kein Brod mehr zu haben. Noch ehe der Tag anbrach, ſchrien viele Weiber, wie verzweifelt, um Brod, indem ſie durch die Straßen liefen. Bald bildeten ſie einen dichten Haufen, der jede Minute durch feile und öffentliche Dirnen anwuchs; ſelbſt Damen von Stang und großen Reichthümern, ſogenannte Salons-Damen, die entweder einer gewiſſen Partei angehörten, oder von einem wilden Patriotismus angetrieben wurden, miſchten ſich unter ſie; mehrere, als Fiſcherweiber ver-

kleidet, schrien gleichfalls wie rasend um Brod, stießen Schmähungen und Verwünschungen aus; ja sogar als Weiber verkleidete-Männer, deren Bärte, Wuchs und Haltung aber ihr Geschlecht verriethen, sah man unter ihnen. Lieder, die zum Aufruhr und Mord ermuthigten, wurden abgesungen, denn jeder Aufstand war immer mit Singsang begleitet, und das beliebte: „Ah ça ira, ça ira, ça ira! les aristocrates à la lanterne“ wurde von den blutdürstigsten Cannibalen der Revolution bei jeder Gelegenheit abgebrüllt. —

Diese tollen Haufen eilten nun mit unbeschreiblicher Schnelle nach dem Rathhause, wo die Stellvertreter der Gemeinde noch nicht versammelt waren, und von der bevorstehenden Gefahr nichts zu ahnen schienen. Die Nationalgarden, welche daselbst die Wache hatten, leisteten einen sehr schwachen Widerstand. „Es sind ja nur Weiber,“ sagten sie, „die der Hunger herbeiführt; deren Blut zu vergießen, würde uns zu ewiger Schande gereichen.“ Bald sind die Glieder der Wachen durchbrochen, und das Rathhaus eingenommen, wo man sich in den Besitz von 800 Gewehren setzt, so wie noch anderer Waffen und dreier Kanonen, die man daselbst vorfindet, und welche die wirklichen und angeblichen Weiber mit vieler Geschicklichkeit fortziehen.

Einen Geistlichen, den Abbé Lefebvre, dem sie begegnen, und der ihnen verdächtig war, verurtheilen sie sogleich in einem Saal des Rathhauses zum Strang, und vollziehen das Urtheil augenblicklich. Man hängt ihn an einem Strick auf, hält ihn für todt, und der Haufen zieht weiter. Eines der Weiber, in dessen Busen sich noch ein Gefühl von Mitleid regt, kommt zurück, findet den Geistlichen noch am Leben, und schneidet den unglückseligen Strick ab. Auch einem Bäcker hatte man gleiches Schicksal zugedacht, doch gelang es dem muthigen Gouvion, Major der Nationalgarde, ihn

zu befreien. Jetzt ertönte das Geschrei: „Auf, laßt uns nach Versailles marschiren!“ mit welchem man zugleich die abscheulichsten Verwünschungen, und so empörende Drohungen gegen die Königin, ja sogar gegen den König, verband, daß selbst die Wahrheit, welche die Geschichte verlangt, uns nicht bestimmen kann, sie zu wiederholen. Zu den Weibern hatten sich nun jene furchtbaren Mordgesichter, sämmtlich Aufrührer, Vagabunden und Banditen, gesellt; unter all' diesem Gesindel befanden sich aber auch viele angesehene und wohlhabende Bürger. Einen abenteuerlichern und buntern Zug hatte man noch niemals gesehen. — „Wir wollen die Beschreibung der schändlichen Einzelheiten jener Orgien, die dabei vorfielen, dem Gerichtsschreiber des Chatelet überlassen,“ sagt Lacretelle, „und aus der Geschichte kein Buch machen, vor dem die Schamhaftigkeit zu erröthen hat.“

Wehe den Frauenzimmern, welchen diese Rasenden begegneten; man schleppte sie mit Gewalt mit sich fort, und führte sie in Weinschenken, wo man, nach Brod sich sehnend, sich berauschte, und alle erdenklichen Excesse beging.

Lafayette kam zu spät, um die Plünderung des Rathhauses und die Abreise der bewaffneten Weiber nach Versailles zu verhindern. Selbst gegen ihn und Bailly hatte man Drohungen ausgestoßen. Vergeblich widersetzte er sich dem Ausmarsch dieser Horden, denen das Volk, die Nationalgarden und die ihr einverleibten französischen Garden zu folgen verlangten; weder seine Popularität, noch seine außerordentlichen Bemühungen, noch seine Drohungen, konnten über die Hartnäckigkeit der Menge, die fest auf ihrem Plan bestand, triumphiren. Maillard, einer der freiwilligen Bastillenbestürmer führte die Weiber an; ein junges schönes Mädchen hatte sich einer Trommel bemächtigt, und, Straße auf Straße ab, den Generalmarsch und Sturmschritt so

gut geschlagen, als es ihr möglich war, um noch mehrere Gefährtinnen zusammen zu trommeln. — Weiber läuteten die Sturmglocken, Weiber hatten das Rathhaus erstürmt und eine Execution vollbracht; Weiber marschirten mit gefällten Bajonetten und Piken nach Versailles. Lafayette hatte sich nach dem, von den Aufrührern wieder verlassenen Rathhause begeben, schrieb Briefe, fertigte Depeschen ab, verlangte von den Vorständen der Gemeinden Instructionen u. s. w. Während dieser Zeit hatten sich freiwillige Bastillenstürmer, so wie andere aus dem Volke und der Nationalgarde eingefunden; man drohte ihm und dem Gemeinderath, und er war öfters sogar in Lebensgefahr. Endlich umringte ihn ein Haufen französischer Grenadiere; einer aus ihrer Mitte trat hervor, und hielt eine Rede, deren Verwegenheit und Kaltblütigkeit staunen machten:

„Mein General," sagte er, „wir sind die Abgeordneten von sechs Grenadier-Compagnien. Wir glauben nicht, daß Sie ein Verräther sind, aber wir glauben, daß die Regierung Sie verräth. Es ist Zeit, daß dieses Alles ein Ende nimmt. Wir können unmöglich unsere Bajonette gegen die Weiber gebrauchen, welche Brod von uns verlangen. Entweder treibt das Comité der Lebensmittel Unterschleife, oder es ist unfähig, das ihm anvertraute Geschäft zu verwalten; in beiden Fällen muß ein anderes ernannt werden. Das Volk ist unglücklich und elend, die Quelle dieses Elends hat ihren Sitz zu Versailles. Man muß den König holen und nach Paris führen. Man muß das Regiment Flandern und die Gardes du Corps über die Klinge springen lassen, weil sie sich unterstanden haben, die National-Cocarde mit Füßen zu treten. Ist der König zu schwach, die Krone zu tragen, so lege er sie nieder. Wir wollen seinen Sohn krönen, eine Regentschaft ernennen, und Alles wird anders werden."

Lafayette weigerte sich lange, das Begehren der Grenadiere zu erfüllen; aber das Volk, welches aus den Vorstädten herbeiströmte, erfüllte den Platz vor dem Rathhause mit dem Geschrei: „Brod her! Nach Versailles! Laßt uns den König holen! Wir wollen, daß der General an unserer Spitze marschire, oder sterbe!“ Zu ihnen gesellten sich auch noch die französischen Garden, welche, mitten unter ihren Drohungen, doch immer noch einige Beweise von Anhänglichkeit an den General blicken ließen. Dadurch sah sich dieser endlich veranlaßt, die Vorsteher der Gemeinde um eine Entscheidung zu bitten, die sie ihm auch mit folgenden Worten ertheilten: „Auf die Vorstellung des Herrn commandirenden Generals, so wie die Umstände und das Verlangen des Volkes erwägend, denen zu widerstehen unmöglich ist, ermächtigt und befiehlt die Municipalität dem Herrn General, sich nach Versailles zu begeben.“

Nachdem Lafayette diesen Befehl erhalten hatte, suchte er diejenigen unter den Bürger-Compagnien aus, welche er besser gesinnt, und am tauglichsten glaubte, Unordnungen und Verbrechen zu verhindern, welche man im Schilde führte. Gegen Abend setzte sich diese Armee in Bewegung, von den Lanzenmännern aus allen Vorstädten umgeben. Die Nationalgarden beobachteten ein dumpfes Schweigen, und hatten ein düsteres, nachdenkendes Aussehen. Die Einen betrachteten Lafayette als ihren Anführer, die Andern fast mehr als ihren Gefangenen. Viele Stimmen riefen ihm bei'm Ausmarsche zu: „Bringen Sie uns den König mit!“ Einige Personen näherten sich denen, die am niedergeschlagensten aussahen, und flüsterten ihnen zu: „Rettet den König, rettet die Königin!“ Das Heer hatte im Ganzen ein sehr zweideutiges und finsteres Aussehen. Es entführte gleichsam seinen General mit Gewalt, um ihn zu zwingen, den König ebenfalls mit Gewalt zu entführen.

Zu Verſailles erfuhr man nur nach zehn Uhr des Morgens, was in Paris vorging. Mirabeau verlangte von dem, gegen den Willen des Palais-Royal erwählten Präſidenten, daß er ſich zum Könige verfügen, und ihm ſagen ſolle: er möge ſogleich ſeine unbedingte Zuſtimmung geben, weil ganz Paris im Anzuge ſey, und Alles niedermachen wolle. — Mounier äußerte: „Das iſt gut, ſie ſollen uns todtſchlagen, aber Alle, ohne Ausnahme, dann hat der Staat gewiß gewonnen.“ — Mirabeau erwiederte: „Auf meine Ehre, der Einfall iſt nicht übel,“ und ging an ſeinen Platz zurück. Um drei Uhr Nachmittags wurde endlich beſchloſſen, daß ſich eine Deputation zum Könige begeben ſollte, um ſeine unbedingte Einwilligung zu fordern; aber in dem Augenblicke, als ſie abgehen will, meldet man eine Deputation der Pariſer Weiber-Armee. Dieſe, von dem Raubgeſindel begleitet, hatte zwar Paris ſchon um neun Uhr des Morgens verlaſſen, ſich aber unterwegs theils in Kneipen und Schenken aufgehalten, theils ließen ſie erſt die Brücken von Sevres und Saint-Cloud unterſuchen, von denen man ihnen geſagt hatte, daß ſie unterminirt ſeyen.

Zwiſchen eilf und zwölf Uhr hatte man zu Verſailles die Gewißheit von dem Aus- und Anmarſch dieſer modernen Amazonen und Bacchantinnen erhalten; man ſchlug den Generalmarſch, und gab das Zeichen zum Aufſitzen. Dreihundert Gardes du Corps, die Garden Monſieur's und des Grafen Artois, das Regiment Flandern, die Dragoner, Jäger und mehrere Compagnien der Nationalgarde, ſtellten ſich in Schlachtordnung auf dem Waffenplatze auf. Alle Gitter des Schloſſes wurden ſorgfältig verriegelt. Alle dieſe Maßregeln wurden in der größten Eile vollzogen, weil man ſo ſpät erſt beſtimmte Nachricht aus Paris erhalten hatte, wo die Polizei außer Wirkung geſetzt worden war. Drei oder vier königlich Geſinnte hatten nicht ohne

Lebensgefahr dieſe Schreckensnachricht hinterbracht, indem ſie ſich durch das heranziehende Heer ſchleichen mußten. Der Graf von Saint-Prieſt hatte durch ſie die erſte Anzeige von der Abſicht, daß man das Schloß ſtürmen wolle, erhalten. Der König war um eilf Uhr auf die Jagd gegangen, und hatte nur eine ſchwache Begleitung bei ſich. Der Marquis von Cubiere nahm es über ſich, ihm den Brief des Herrn von Saint-Prieſt zu überbringen. Der Miniſter hatte die Gefahr vermindert, oder vielleicht kam ſie dem Könige ſelbſt anfänglich nicht ſo groß vor. „Man ſchreibt mir," ſagte er, „daß ein Haufen Weiber nach Verſailles komme, um Brod zu verlangen; wiſſen ſie denn nicht, daß ich gerne mein letztes Stück mit ihnen theilen würde?" Nachdem er einen Augenblick unſchlüſſig war, ſagte er: „Laßt uns dieſen Weibern entgegenreiten" — und in ſchnellem Trabe ging es Verſailles zu. Cubiere und noch mehrere aus ſeinem Gefolge, hierüber erſchrocken, ſtellten ihm die Größe der Gefahr und die ganze Wahrheit der Pariſer Bewegungen vor. Sie meinten, man müſſe die möglichſt größten Streitkräfte verſammeln, oder ſich nach dem Schloſſe Rambouillet zurückziehen. „Ich will mich nicht vor Weibern zurückziehen," ſagte der König. — Als er ſich Verſailles näherte, und gar keine Vorkehrungen ſah (denn man hatte noch keine getroffen), glaubte er, daß die Gefahr nur eingebildet oder wenigſtens ſehr übertrieben geweſen ſey. — Man hätte die Schweizer von Ruel oder Courbevoie kommen laſſen können, auf deren Muth und Treue man ſich verlaſſen konnte; allein Eſtaing, der die Truppen zu Verſailles befehligte, handelte nicht, und war dagegen. Niemals ſah man in einem ſo kritiſchen Momente Jemand in größerer Verlegenheit als den Grafen Eſtaing, der ſonſt als ſo muthig bekannt war; er ſchien ſich vor Lafayette's Genie zu fürchten, der ſeinerſeits wieder jenes der Menge fürchtete. —

Zwei, von Estaing an die Königin geschriebene Briefe, welche wir mitgetheilt haben, und wovon die Concepte nach seinem Tode (er wurde guillotinirt) unter seinen Papieren gefunden wurden, geben einiges Licht über sein Benehmen, so wie über die beabsichtigte Contre-Revolution und Flucht nach Metz. —

Die erste Sorge der, durch die Vorkehrungen, welche sie auf dem Waffenplatze antrafen, bestürzten Weiber war, sich in die Nationalversammlung zu begeben. Zuerst will man nur einer Deputation an dieselbe schicken, an deren Spitze sich Maillard befindet, den sie zu ihrem General ernannt haben, jetzt aber wollen Alle in den Versammlungssaal; sie werfen die schwachen Barrieren über den Haufen, und stürzen drunter und drüber in denselben. Maillard spricht von dem sie verzehrenden Hunger, während mehrere unter ihnen halb trunken sind. Er klagt die Aristokraten, diejenigen der Deputirten, welche Verräther seyen, die Regierung, die Gardes du Corps, welche die Cocarde des Vaterlandes mit Füßen getreten haben u. s. w. an. „Noch heute," sagt er, „hat man einem Müller 200 Franken geboten, wenn er nicht mahlen wolle." — „Nennen Sie," erwiederte man ihm, „die Urheber dieser schändlichen Umtriebe." — Er besinnt sich einen Augenblick, und nennt dann den Erzbischof von Paris. Bei diesem verehrten Namen erhebt sich von allen Seiten ein Geschrei des Unwillens gegen den Verläumder. Er scheint einen Augenblick bestürzt, aber bald verdoppelt sich seine Unverschämtheit; er bedroht die Verräther, welche, wie er sagt, in dieser Versammlung sitzen, und wirft seine Blicke auf den Präsidenten Mounier, auf Malouet, Lally, Clermont-Tonnère und Virieu; denn diese Deputirten standen gewöhnlich auf den täglichen Proscriptionslisten des Palais-Royal oben an, weil sie das Vorhaben der Orleans'schen Partei kannten, und ihr ent-

gegen arbeiteten. Beinahe eine Stunde währte dieſer Scandal in der Verſammlung. Die Weiber nahmen Platz auf den Bänken der Deputirten, und ſagten zu dem Einen: „Jetzt ſprich,“ zu dem Andern: „halt's Maul.“ Jetzt umarmten ſie den, welchem ſie den Augenblick vorher mit der Laterne gedroht, und küßten jenen, nachdem ſie ihn weiblich geſchimpft hatten. Ihr Sprecher Maillard hörte nicht auf, zu wiederholen. „Helft uns, befriedigt uns, oder es muß Blut fließen!“ Man faßte nun einen Entſchluß, der ganz dazu geeignet ſchien, ſie zu beruhigen. Der Präſident wird beauftragt, ſich mit einer Deputation zum Könige zu begeben, um dieſem die Leiden ſeines treuen Volkes in der Stadt Paris zu ſchildern. Nun wollen die Weiber ſich an die Deputation anſchließen. Endlich bringt man ſie dahin, daß nur zwölf aus ihrer Mitte die Abgeordneten begleiten ſollen. Man begibt ſich nach dem Schloſſe, und die Weiber führen ſich am Arme der Deputirten. Der König nimmt ſie an. — Als ſie die Schwelle des Pallaſtes betraten, ſchien es, als ob ſie ihre bisherige Wildheit und Ausgelaſſenheit mit einemmale verlaſſen habe: vielleicht waren es auch gerade die beſcheidenſten, welche man zu dieſer Sendung ausgeſucht hatte. Als ſie vor den König kamen, ſchien ſie deſſen Herzensgüte zu rühren; die Frechheit, mit welcher ſie ſich in der Nationalverſammlung benommen hatten, war faſt in Verlegenheit übergegangen; ſie wagten es nicht, ſich über den Brodmangel und den Getreideaufkauf zu erklären und zu ſagen, wem ſie deßhalb die Schuld gaben. Der König zeigte ſich bei ihren Leiden und Klagen ſehr theilnehmend. Ein junges, hübſches Mädchen von 17 Jahren, niedlich gewachſen, welches das Wort geführt hatte, wurde während dieſer Unterredung unwohl; der König nahte ſich demſelben, und ließ ihm Hülfe und Erfriſchungen reichen. Die Sprecherin trank aus einem vergoldeten Silberbecher, den ihr vornehme

Leute darreichten, und rief, als ihr wieder besser wurde: „Es lebe der König! Es lebe die Königin!“ Als sie dem König die Hand küssen wollte, umarmte sie derselbe. — Die zwölf Weiber stiegen ganz entzückt die Stufen des Schlosses herab, indem sie unaufhörlich: „Es lebe der König! Es lebe die Königin!“ schrien.

Hierüber geriethen ihre Gefährtinnen, die ihre Rückkehr erwarteten, in Wuth, und wollten sie erwürgen, aber die Gardes du Corps warfen sich zwischen sie, und retteten sie aus den Klauen derer, die sie abgesandt hatten; sie bringen die Weiber wieder zum König zurück, der es ihnen schriftlich gibt, daß er für die Verproviantirung der Stadt Paris sorgen wolle, und sie in seinem Wagen wegfahren läßt, um die Einwohner dieser Stadt zu beruhigen.

Indessen sah Mounier mit jedem Augenblicke die Gefahr sich vergrößern, und indem er die Meinungen, die er bis jetzt so hartnäckig vertheidigt hatte, dem Wohl des Königs zum Opfer brachte, beschwur er diesen, alle Beschlüsse des 4. Augusts, ohne Weiteres, anzunehmen, und die 19 schon decretirten Artikel der Constitution zu bestätigen.

Außerhalb wurde das Geschrei immer wüthender und blutgieriger. Die Königin hörte unter ihren Fenstern die gräßlichsten Verwünschungen und Schmähungen; unter dem Absingen der ausgelassensten und wildesten Gassenlieder verlangte man ihren Kopf.

Auf dem Waffenplatz war das Zeichen zum Morden schon gegeben. Hier standen die Leibwachen im Verein mit den andern Truppen, die aber unglücklicherweise der königlichen Sache nicht so zugethan waren, wie die Ersten. Ein Mensch, in der Uniform der Nationalgarde, bemerkt eine Lücke zwischen den Pferden, und stürzt sich, mit dem Säbel in der Hand, unter dieselben;

ihm folgen sogleich zehn Weiber. Dieses rasende Beginnen und das damit verbundene, wüthende Geschrei hatte die Pferde scheu gemacht, und Unordnung in die Glieder gebracht. — Der Marquis von Savonnières und zwei andere Officiere der Garden hauen mit der Klinge auf den Eingedrungenen, er entwischt, die Officiere setzen ihm nach; allein die Officiere von der Nationalgarde lassen Feuer auf diejenigen geben, mit denen sie noch vor fünf Tagen bei dem Feste Kameradschaft getrunken und geschworen hatten, für den König zu sterben. Savonnières wird gefährlich am Arme verwundet, man trägt ihn zurück; seine Officiere sind wüthend, aber er beschwört sie, nicht zu vergessen, daß sie die königliche Familie zu beschützen und zu vertheidigen haben.— Einige Tage darauf starb er an den erhaltenen Wunden.

Bald erhalten die Garden Befehl, sich vor dem Schlosse aufzustellen. Das zweideutige Benehmen des Regiments Flandern war die Ursache dieser Ordre. Die Soldaten desselben hörten ihre Officiere nur mit verächtlicher Kälte an, begannen Gespräche mit dem Volke, ließen Mädchen und Weiber in ihre Reihen treten, und schienen das Geschrei der Aufwiegler, besonders die Reden der schönen und grausamen Amazone Théroigne von Méricourt mit Wohlgefallen zu hören. Man hat sogar behauptet, aber nicht erwiesen, daß Mirabeau, mit dem Degen in der Hand, durch Glieder gelaufen sey, und die Soldaten aufgefordert habe, gemeinschaftliche Sache mit dem Volke zu machen, das ihre Brüder seyen, sie nähre und bezahle, um es zu schützen, nicht aber zu unterdrücken.

Der Rückzug der Garden geschah mit vieler Ordnung; allein das Volk, welches darin ein Zeichen seines Sieges erblickte, verfolgte sie mit Steinwürfen und Flintenschüssen. Ohne die Unwissenheit und Ungeschicklichkeit so vieler, in den Waffenübungen ganz unerfahrner Männer und Weiber würde die Compagnie

Noailles und die ſchottiſche Compagnie ganz vernichtet worden ſeyn, da ſie fortwährend der größten Gefahr ausgeſetzt waren. Letztere hatte nur den Namen: die Schottiſche, beſtand aber aus lauter Franzoſen. — Mehrere Gardiſten waren verwundet; faſt Allen aber hatten die Flintenkugeln die Röcke durchlöchert. Die Nationalgarde von Verſailles war auch hierbei thätig geweſen, und hatte mit den Verfolgern gemeinſchaftliche Sache gemacht; doch war noch der größere Theil dem Könige ergeben geblieben. Aber Lecointre, ein reicher Privatmann aus dieſer Stadt, haßte den Hof, und ſuchte dieſen Haß allen ſeinen Mitbürgern mitzutheilen, was ihm bei Vielen gelang; Andere hingegen blieben in der Sache unthätig, und ſeufzten heimlich über die Gefahr, welche der königlichen Familie und ihrer Stadt drohte. Einige unter ihnen ſchlichen ſich heimlich zu den Garden, und warnten ſie, indem ſie ihnen ſagten, daß man den Entſchluß gefaßt habe, ſie Alle umzubringen. Der Graf Eſtaing beſchwur ſie, ſich ganz ruhig zu verhalten, indem er ihnen zurief: daß man ſo eben auch auf ihn ſelbſt gefeuert habe. — Um ſeine Garden zu retten, willigte der König in das Verlangen der Deputation der Nationalverſammlung unbedingt ein, was ihm aber unter den eingetretenen Umſtänden nicht mehr als Verdienſt angerechnet wurde, und ſo hatte er auch dieſes Opfer der königlichen Autorität vergeblich gebracht. Einige Stunden vorher hatte er geſucht, dieſer neuen Herabwürdigung ſeiner Gewalt zu entgehen, indem er ſich mit ſeiner Familie nach dem Schloſſe Rambouillet begeben wollte, um dadurch der Ankunft Lafayette's und der Pariſer Armee aus dem Wege zu gehen, die er mehr als dieſe wilden Weiberhorden und alles übrige Raubgeſindel fürchtete; allein es war nicht mehr möglich geweſen. Zuerſt zweifelte er noch an des Generals Abmarſch von Paris, aber die beſſer unterrichtete Königin benahm ihm allen Zweifel. — Als er ſagte: „Wir müſſen überlegen,“

fiel ſie ihm mit den Worten ein: „Nein, wir müſſen handeln.“ — Ein Officier ſchlug vor, vier Kanonen vor dem Schloſſe aufzuführen. Der König aber konnte den Gedanken eines großen Blutvergießens nicht ertragen, und Eſtaing's eingetretene bedenkliche Paraliſis war nicht geeignet, große Wirkung von ſolchen Maßregeln zu erwarten. — Der König gab Befehl, daß man zwei Wagen an dem Gitter der Orangerie bereit halten ſolle; aber das Verſailler Volk bemerkte es, und begab ſich in Maſſe dahin, um ihre Abfahrt zu verhindern. Gegen ſieben Uhr Abends hatten ſich die Haufen an dieſem Orte merklich vermindert. Der Marquis Cubiere erhielt vom Könige den Auftrag, dem Grafen Eſtaing zu bedeuten, er möge den Reſt dieſer Leute durch ſtarke Streifwachen auseinander jagen. Dieſer ſchützte die Unmöglichkeit des Gelingens vor, und weigerte ſich, dem Befehl des Königs zu gehorchen. Die Wagen wurden wieder abgefahren; noch wäre die Flucht durch den Park möglich geweſen, allein der König wollte, daß die Königin mit ihren Kindern, und zwar ohne ihn, entfliehen ſollte. Dieſe aber ſagte muthig und entſchloſſen: „Nichts kann mich dazu bringen, den König in dieſem Augenblicke zu verlaſſen.

Die Nationalverſammlung hatte ihre Sitzungen aufgehoben gehabt, und ſich erſt um ſieben Uhr Abends wieder verſammelt. Der Präſident Mounier kündigte ihr an, daß der König alle Beſchlüſſe des 4. Auguſts, die 19 Artikel, und die Erklärung der Rechte des Menſchen und Bürgers unbedingt angenommen habe. Einer gewiſſen Partei ſchien das ſehr ungelegen zu kommen, weil es die projektirten Mordthaten verhindern konnte. Man fuhr fort, die Gardes du Corps, welche man einzeln oder in zahlreichen Haufen antraf, zu verfolgen. Einer von ihnen, Moucheton, ſollte eben das Opfer der Lanzenmänner und der beſäbelten, in Tigerinnen verwandelten Weiber werden, als es einem Officier der

Nationalgarde gelang, ihn zu retten, indem er dem rasenden Haufen sagte: „Ja, Ihr habt Recht, sterben muß er, aber er muß vorher gerichtet werden, damit man nicht sagen kann: man habe ihn ermordet; richtet ihn auf der Stelle.“ Diesen Worten schenkten Alle ihren Beifall; man bildete sogleich ein Kriegsgericht, an dessen Spitze ein hübsches, junges Weib als Präsident stand, eine alte Jungfer den Rapporteur und ein fünfzehnjähriges Mädchen den Vertheidiger machte.

Während sie das sonderbare Gericht in einem Kreise, mitten auf der Straße sitzend, halten, und ihn zum Tode verurtheilen, gelingt es dem Officier, Moucheton verkleidet aus der Wache entschlüpfen zu lassen. Jetzt wirft sich ihre ganze Wuth auf den Befreier, aber auch diesem gelingt es, von dem Muthe einiger seiner Kameraden unterstützt, sich durch die Flucht zu retten. Nun bleibt ihnen nichts mehr übrig, als das Pferd des Gardisten; an ihm vollziehen sie das Todesurtheil, kochen, braten und verzehren es, wozu sie nicht der Hunger, sondern die Lust trieb, das ihnen entgangene und beabsichtigte Fest durch ein anderes zu ersetzen.

Mehrere Gardes du Corps waren in ihren Ställen blokirt. Der König, mehr für die Sicherheit seiner Diener, als für seine eigene Person besorgt, hatte eine Compagnie zu Trianon gelassen; eine andere hatte von selbst den Weg nach Rambouillet eingeschlagen, in der Hoffnung, daß sich die königliche Familie während der Nacht dahin begeben werde. Die Schweizer-Garden, welche nach Versailles hätten kommen sollen, erhielten Gegenbefehl. Alles war in Verwirrung und Unordnung, welche die, jeden Augenblick erwartete Ankunft der Pariser Armee noch vergrößerte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Ballspielhaus zu Versailles.

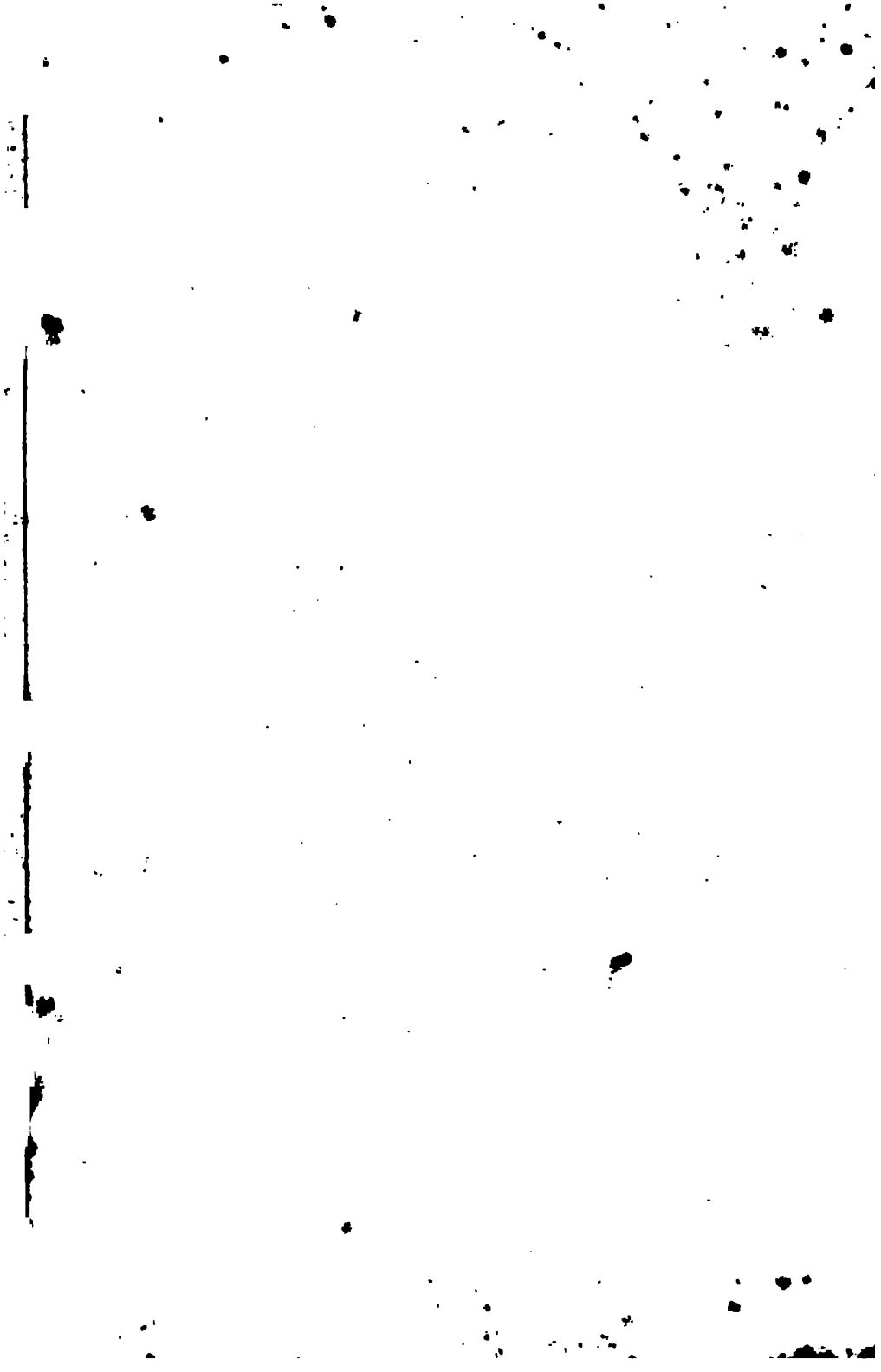
Folgende Veranlassung machte dieses zum Sitz der Nationalversammlung.

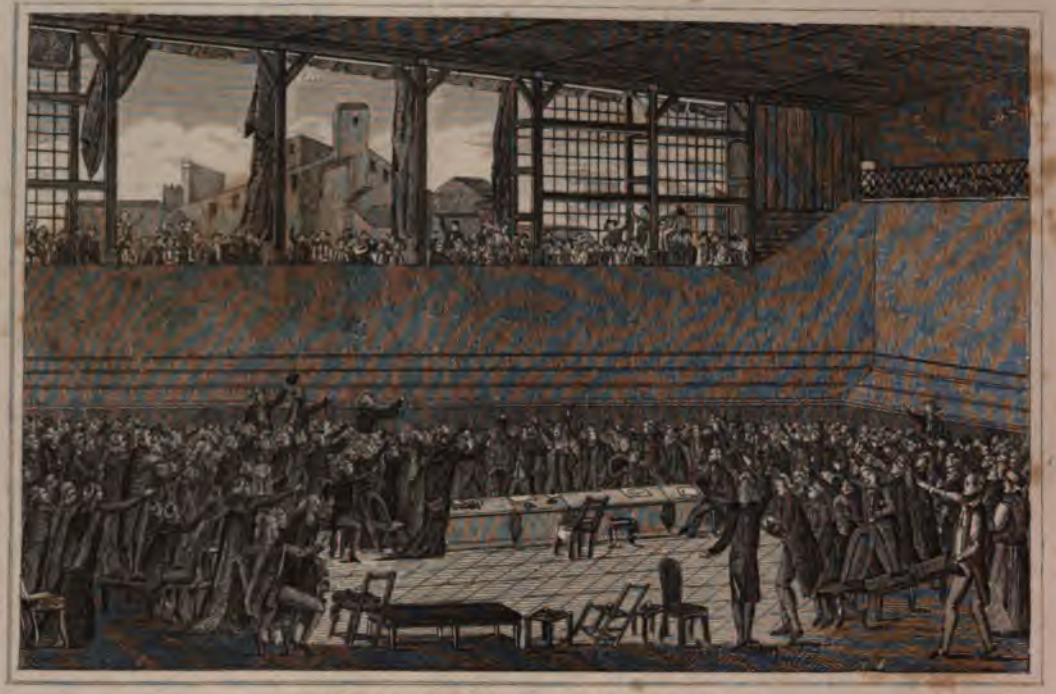
Ueber dem Streit, wie die Stimmen gesammelt werden sollten, nach Ständen, oder einzeln, Mann für Mann, kam man nie zu den eigentlichen Berathschlagungen. Indessen entschied allerdings die Art der Stimmensammlung hier über das Ganze, denn im ersten Falle blieb der Sieg gewiß dem Adel und der Geistlichkeit, im zweiten eben so zuverlässig dem dritten Stande. Wen kann es noch wundern, daß beide Parteien mit unnachläßlicher Hartnäckigkeit ihren Vorschlag verfochten? Vergebens schrieb der König an die verschiedenen Kammern, welche er hier zum Erstenmale selbst National-Versammlung nannte, vergebens ließ er sich zu Bitten herab, den Sturm zu beschwören, die Erbitterung wuchs, und endlich behauptete der Bürgerstand am 17. Junius auf Sieyes Antrag: Daß er allein das Volk repräsentire und also allein die Nationalversammlung bilde.

Nun war der Augenblick da, in welchem Geistlichkeit und Adel sich schnell zum Oberhause dieses neuen Parlaments bilden und durch eine Constitution, nach dem Vorbilde der englischen, den König und den Staat retten konnten, aber uneinig unter sich selbst, ließen sie ihn entschlüpfen und Frankreich sank.

Ein Theil der beiden ersten Stände vereinigte sich mit dem Dritten, welcher nun, indem er wirklich aus allen drei Ständen bestand, sich mit dem höchsten Scheine des Rechtes als Nationalversammlung constituirte, in Bailly einen Präsidenten ernannte

VERSAILLES





DAS BALLSPIELHAUS ZU VERSAILLES

und nach abgenommenem Eide sogleich die Berathschlagungen begann.

Dieser Schlag war zu schmerzlich und zu entscheidend für den hohen Adel und die Prälaten, und sie mußten Alles wagen, um die Sitzungen dieser Nationalversammlung zu hindern, aber die Maßregeln, welche sie ergriffen, beschleunigten nur ihren eignen Sturz.

Der König, voll tiefen Schmerzes über die düstern Ansichten in Frankreichs Zukunft, hatte Versailles verlassen, um sich in dem ruhigern Marly zu erholen. Diese kleine Reise benutzten Geistlichkeit und Adel, und umstellten den Versammlungssaal mit Wachen, welche die Deputirten der Nationalversammlung zurückweisen mußten. Als diese sich nun einfanden, und den neuen Befehl hörten, bemeisterte sich ihrer grenzenlose Wuth, mit wildem Geschrei eilten sie zurück, und durch die Straßen, immer mehrte sich ihre Zahl durch Neuangekommene, der Pöbel umkreis'te sie, und so drangen sie in das Haus des Ballspieles, wo sie schnell ihre Sitzung eröffneten.

Ihre Ansichten von Volksglück, die Beleidigung, welche sie erlitten, das Gefühl ihrer Kraft, das Zujauchzen der Menge, gekränkter Stolz, Vaterlandsliebe und Rache steigerten ihren Enthusiasmus auf eine schwindelnde Höhe; man drängte sich um den Präsidenten, man vermaß sich, eher zu sterben als zu weichen, und als Bailly den Eid forderte, nicht eher sich zu trennen, bis die neue Konstitution vollendet sey, sah man bejahrte, ehrwürdige Männer auf Bänke und Stühle springen, um ihren Beifall zu geben.

Die Gruft zu St. Denis

iſt in der ehemaligen reichen Abtei in der Vorſtadt dieſes Namens, nördlich von Paris. Hier war das Erbbegräbniß der Könige von Frankreich nebſt einem großen Kirchenſchatz. Im Jahr 1793, den nämlichen Tag, an dem der Konvent die Königin in Unterſuchung verſetzte, verordnete er durch das Organ Barrere's die Vernichtung der Gräber zu St. Denis. Auch nicht eine Stimme erhob ſich, nicht einmal im Namen der ſchönen Künſte gegen die Verwüſtung, welche man im Reiche der Todten vornahm. Man mußte die kräftigſten und wirkſamſten Zerſtörungsmittel hervorſuchen, um die Gewölbe dreier Dynaſtieen zu vernichten. Die Könige von Frankreich hatten zwar nicht wie die von Egypten ungeheuere Pyramiden errichtet, um ihren Staub vor der Vergänglichkeit zu ſchützen. Allein zwiſchen Eiſengittern, Umfaſſungen von ſehr ſtarken Mauern und Bildſäulen, die auf dicken und breiten Mauſoleen ſtanden, mußte man in dieſe unterirdiſchen Gewölbe dringen. — Erſt den 30. October waren dieſe ungeheuern Arbeiten, die man mit dem 5. Auguſt begonnen hatte, vollendet. Aus einigen Gräbern entſtieg eine ſolche Fäulniß, daß mehrere Arbeiter das Opfer derſelben wurden. Mehrere Körper waren nur noch Aſche oder Skelette, andere ſchienen eben erſt den Tod erlitten zu haben. Heinrich IV. zeigte ſich den Streichen der Arbeiter faſt ſo, wie er ſich denen des Ravaillac gezeigt hatte. Ludwig XIV. war ganz ſchwarz geworden. Die Soldaten und Jakobiner, welche das Neue dieſer

DAS INNERE DER GEWÖLBER V St DENIS

VINCENNES AM 28 FEBRUAR 1791

Schauſpiele herbeigezogen hatte, ſpielten wie Shakespeare's Todtengräber mit dieſen Ueberbleibſeln irdiſcher Größe, indem ſie ſich die Hirnſchädel oder das Herz des heiligen Ludwigs, oder Karls V., oder Ludwigs XII. oder Franz I. zuwarfen. „Paſſet auf," ſchrieen ſie, „hier iſt der Kopf, das Herz des Tyrannen!" Mönche, welche mit der Bewachung dieſer Gräber beauftragt waren, folgten gleich Gefangenen dem Zuge der Arbeiter und begleiteten zum letzten Male betend dieſe merkwürdigen Ueberreſte, die man untereinander oder zerſtreut in ein gemeinſchaftliches Loch warf, das man auf dem Kirchhofe zu St. Denis gegraben hatte. Die Miniſter und Generale, welche die Könige als Begleiter in ihre letzte Behauſung verlangt hatten, wurden ebenfalls nicht geſchont und man ging mit den Ueberreſten eines Turenne und Duguesclin nicht beſſer als mit denen der Monarchen ſelbſt um.

Das Schloß zu Vincennes.

Eine Stunde von Paris iſt das Schloß und der Park von Vincennes. Neben dem neuen Pallaſte, der öfters der Sommeraufenthalt der königlichen Prinzen geweſen war, thürmte ſich die alte Feſte kühn empor, die ſchon ſeit langen Zeiten als Staatsgefängniß gebraucht wurde, und in der der große Condé zur Zeit der bürgerlichen Kriege gefangen war.

Der Bürgerrath von Paris hatte Befehl gegeben, dieſen Thurm auszubeſſern, weil ſich die Gefangenen in der Hauptſtadt ſo häuften, daß die zahlreichen Gefängniſſe nicht mehr ge-

nügen konnten. Dieſen Umſtand benutzten die Jacobiner, um das Volk glauben zu machen, dieſe zweite Baſtille ſey beſtimmt, bei einer nahen Gegenrevolution als Centralpunkt der ariſtokratiſchen Heere zu dienen, um von da aus Paris zu bezwingen.

Der leichtgläubige Pöbel ſchäumte vor Wuth, und zog in zahlreichen Schaaren nach Vincennes, um das Gebäude niederzureißen, welches ſo vielen Jahrhunderten getrotzt hatte. Lafayette, immer aufmerkſam auf die Volksbewegungen, ſandte ſogleich mehrere Compagnien der Nationalgarde, von Reuterei und Artillerie unterſtützt, dahin. Vergebens widerſetzten ſich die Bewohner der Vorſtadt St. Antoine, die treuen Anhänger der böſen Sache, ihrem Zuge; ſie kamen nach Vincennes, als der Pöbel ſchon mit Niederreißen beſchäftigt war.

Der Maire von Vincennes, angethan mit dem Zeichen ſeiner Würde, der dreifarbigen Schärpe, eilte mit dem Bürgerrathe und dem Militair nach der Burg, und befahl im Namen der Nation, des Geſetzes und des Königs, die thörichte Arbeit zu unterlaſſen. Folgſam ſtiegen ſie vom Thurme, wurden aber von der Wache umringt und verhaftet.

Das zahlreiche Geſindel, welches von der Nationalgarde vom Schloßhofe verdrängt worden war, wollte indeſſen die Miliz ihrerſeits zu Gefangenen machen, und ſchloß die Gitterthore, um Zeit zu gewinnen, Hülfe aus Paris zu erwarten.

Ihr Anſchlag mißglückte; einige Kanonenſchüſſe ſprengten die Pforten, die Reuterei zerſtreute den Pöbel, und ſiegend zogen die Krieger mit einigen und ſechzig Gefangenen nach Paris. In der Vorſtadt St Antoine lauerte Verrath, man ſchoß aus den Häuſern auf die Bürger-Soldaten, aber nur Einer wurde getödtet, wenige verwundet und die gute Sache triumphirte.

Begebenheiten zu Verſailles aus den Zeiten der Revolution.

(Schluß.)

Die königlich geſinnten Deputirten umgaben den König, und beſchworen ihn, ſich dieſer neuen Gefahr zu entziehen. Der Monarch antwortete: „Man mag das Volk verführen wie man will, man wird es nie zum abſcheulichſten der Verbrechen verleiten. Ich will mit ihm ſprechen; ſehen Sie nicht, daß es nur noch deßwegen aufgebracht iſt, weil es glaubt, ich wolle entfliehen?“ So betrog ſich dieſer unglückliche Fürſt immer, weil er, ſeiner Unſchuld und Tugend bewußt, ſich nichts vorzuwerfen hatte, und von den Umtrieben von allen Seiten, ſo wie von den Intriguen ſeiner Umgebung nicht unterrichtet war. — Der König war durch die Aufrührer mehr beleidigt als bedroht worden; aber für ſeine Gemahlin war die größte Gefahr offenbar vorhanden. Man verſuchte das Mögliche, um ſie zu bereden, nach Rambouillet zu entfliehen, und ſich ſo dem beabſichtigten Meuchelmorde zu entziehen. — „Niemals,“ erwiederte die muthige Königin, „niemals werde ich mich von meinem Gemahl und meinen Kindern trennen. Ich habe es wohl vernommen, daß man meinen Kopf verlangt; aber ich bin Maria Thereſiens Tochter, und habe von ihr gelernt, den Tod nicht zu fürchten.“ — Als der Deputirte, Präſident Frondeville darauf

beſtand, daß man auf jeden Fall Pferde bereit halten ſollte, ſchrieb die Königin folgende Zeilen und übergab ſie ihm: „Ich will, daß man zweihundert Pferde in Bereitſchaft halte, und zur Verfügung des Herrn von Luxemburg ſtelle, der ſie nach Gutdünken verwenden kann, ſobald die geringſte Gefahr für den König vorhanden ſeyn wird; hinſichtlich meiner aber iſt dieſer Befehl durchaus als nicht gegeben zu achten.“

Während die Kugeln um die Fenſter des Schloſſes ſausten, ſchien die Königin, für welche Jedermann in der größten Angſt und Beſorgniß ſchwebte, den ganzen Hof durch ihre Unerſchrockenheit und ihren Muth in Schutz zu nehmen. Necker ſtand mitten im Kreiſe der, ſie umgebenden Höflinge, nachdenkend, unbeweglich, und, wie es ſchien, von innerm Schmerz zerriſſen. Seine Popularität hatte er ſchnell verloren, und wußte ſie weder durch energiſche Entſchlüſſe, noch durch kräftige Handlungen zu erſetzen; er hatte nur noch die einzige Hoffnung, daß die Nationalverſammlung ihre Sitzung bei dem bedrohten Könige halten würde. Dies war der Wunſch des Monarchen, und ſein Herz konnte nicht begreifen, wie es möglich ſey, daß die Deputirten grauſam genug wären, ihm dieſes zu verweigern. —

Mounier, Malouet, Lally, Clermont-Tonnere, Virieu, Biſchof von Langre, Bergaſſe, Longuève, Deschamps und Feydel verſprachen, die Verſammlung zu dieſem Entſchluſſe zu bewegen. Als ſie aus dem Schloſſe und durch die Menge gingen, hörten ſie hier und da die Worte: „Wo mögen die Verräther Lally, Mounier Clermont ꝛc. ſtecken?“

Als ſie in den Verſammlungsſaal traten, fanden ſie die Weiber und ihre Spießgeſellen auf den Bänken ſitzen; dieſe unterbrachen alle Augenblicke die Berathungen mit dem Geſchrei um Brod. Die Nationalverſammlung hatte welches bringen und ihnen austheilen laſſen, von dem ſie theils aßen, theils aber es

verächtlich wegwarfen. Um die traurige Scene in dieſer tragiſch-komiſchen Sitzung vollkommen zu machen, las man auch noch eine Petition der Galeerenſclaven von Toulon vor, welche ſich zur Vertheidigung des Volkes anboten. Die Menge beklatſchte die Vaterlandsliebe der Galeerenſclaven; man wagte nicht, etwas dagegen zu ſagen, ſondern ging gleich zu einer Verhandlung der Criminalgeſetze über. — Der Tumult ſtieg mit jedem Augenblick; nun ſtand Mirabeau auf, und rief mit lauter Stimme: „Will man uns hier Geſetze vorſchreiben? Was wollen dieſe Weiber?“ Hierauf fuhr er in etwas gemäßigterem Tone fort: „Die Freunde der Freiheit müſſen ihre Repräſentanten ehren, oder wir laſſen ſie hinauswerfen. — Die Weiber klatſchten ihm außerordentlichen Beifall zu, fuhren aber zu ſchreien und zu lärmen fort; wer hätte es auch wohl gewagt, einer Weiberarmee die Mäuler zu ſtopfen, und das Schwatzen zu verbieten! — Da jede Berathung unmöglich war, ſo faßte Mounier den Entſchluß, ſich mit ſeiner Partei wieder nach dem Schloſſe zurück zu begeben.

Es war gegen eilf Uhr Abends, als die Pariſer Armee in Verſailles anlangte. Eine halbe Stunde von dieſer Stadt, im Dorfe Viroflai, hatte Lafayette ſeine Truppen Halt machen laſſen, und ſie in einer Rede aufgefordert, der Nation, dem Geſetz und dem König den Eid der Treue zu ſchwören, der nicht bedingungslos geleiſtet wurde. Die franzöſiſchen Garden verlangten, daß ſie der König ſogleich wieder in ſeine Dienſte nehmen ſolle. Die meiſten hatten gerufen: „Nach Paris mit dem König!“ Dieſer Wunſch ſchien mit dem des Generals übereinzuſtimmen, und vertrauungsvoll rückte er in Verſailles ein. — Sein erſter Gang war in die Nationalverſammlung, welche er wegen der Geſinnungen ſeiner Truppen zu beruhigen ſuchte; von

da begab er ſich zum König, und rief dieſem, in das Zimmer tretend, zu: „Sire, Ew. Majeſtät hat keinen treuern Diener als mich.“ — „Ich glaube es, mein Herr,“ ſagte der König mit einem ſpöttiſchen Tone. Lafayette wiederholte die Worte mit noch größerem Feuer, indem er dabei die Hand aufs Herz legte. Er ſprach von der Gefahr, die er auf dem Grève-Platze zu Paris ausgeſtanden hatte; hierauf dauerte die Unterredung noch eine halbe Stunde in's geheim fort. Als ſich der General entfernte ſagte er zu mehreren Perſonen, denen er begegnete: „Ich habe ihn zu Opfern beredet, um ihn zu retten!“ Dann ſprach er, an mehrere Gardes du Corps ſich wendend: „Meine Herren, Alles iſt in Ordnung; der König erlaubt den ehemaligen franzöſiſchen Garden, ihren Dienſt wieder bei ihm zu verſehen, und die Abſicht Sr. Majeſtät iſt, daß Sie morgen alle die National-Cocarde aufſtecken! Jetzt kamen die franzöſiſchen Garden, ihren Poſten als Sieger einzunehmen, und Lafayette verſpricht und hofft, daß Alles ganz ruhig abgehen werde. Man hatte ihm aber nur die Bewachung der äußern Poſten des Schloſſes anvertraut, die innern wurden durch die Leibwachen und Schweizer verſehen. Er ſuchte nun Jedermann zu beruhigen, und nachdem er dem Hof die Verſicherung gegeben, daß derſelbe nichts zu fürchten habe, ging er wieder in die Verſammlung, wo er dem Präſidenten Mounier ſagte, daß er jetzt ohne Gefahr die Sitzung aufheben könne. Es war ſchon drei Uhr des Morgens, aber die Weiber und ihre Begleiter wollten den Saal nicht verlaſſen. Einige Deputirten blieben bei ihnen, theils um ſie zu beobachten, theils um ihre Wuth im Zaum zu halten. Man ließ ihnen Speiſen und Getränke austheilen; Lafayette ging in das Haus des Prinzen von Poix, welches ſehr weit von dem Schloſſe entfernt war, um der Municipalität von Paris über den glücklichen Erfolg ſeiner Bemühungen zu berichten. — Ein Theil

der Menge überließ ſich nun dem Schlafe, ein anderer dem Trunke und ſonſtigen Ausſchweifungen; aber die beträchtlichſten Haufen hatten ſich auf dem Waffenplatze und längs der Zugänge von Paris gelagert, und viele Wachtfeuer angezündet. Eine regneriſche und kalte Nacht machte dieſes Bivouac ſehr unbequem, wodurch der Unwille genährt, und der Aerger noch geſteigert wurde. Andre ließen Schimpfworte und Schmähungen aus den Tabagien und Wachtſtuben ertönen, in welchen ihnen die gaſtfreundlichen Soldaten den Aufenthalt geſtatteten. Indeſſen hörte man in den Straßen Schüſſe fallen, es waren aber nur ſolche, die der Trunk und der Muthwille in's Graue feuerten. Nachdem Lafayette für die Sicherheit des Hotels der Gardes du Corps geſorgt, Alles auf das beſte angeordnet, und zahlreiche Patrouillen abgeſchickt hatte, warf er ſich, nach vier und zwanzigſtündiger, herculiſcher Arbeit, der Aufrichtigkeit ſeines Heeres vertrauend, auf das Bett, um ſeine erſchöpften Kräfte ein wenig zu ſammeln.

Man hat geſagt, daß in dieſer verhängnißvollen Nacht der Herzog von Orleans mit ſeiner Partei eine geheime Zuſammenkunft in der Kirche des heiligen Ludwigs gehabt habe; man fügte noch hinzu, daß die Verſchwornen um fünf Uhr des Morgens einen Prieſter kommen ließen, der die Meſſe leſen mußte, damit Gott ihre Unternehmungen begünſtigen und ſegnen möchte. Dieſe Behauptungen ſind indeſſen niemals erwieſen worden, obgleich Hue, der ihrer in ſeinen Memoiren erwähnt, ſich auf das Zeugniß eines Pfarrers der Ludwigskirche beruft, und hinzuſetzt, daß die Verſchwornen mit der größten Ruhe das Domine salvum fac regem ſingen hörten. Als ſich Lafayette niederlegte, erwachten gerade die meiſten vom Volke, die geſchlafen hatten, oder wurden von den Andern geweckt.

Die Leiben unbeweglich auf ihren Po-

ſten. Ihr Major, der Marquis von Agueſſeau, war mehrmals vom Könige beauftragt worden, ihnen ſtrenge zu verbieten, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. „Verſichern Sie Sr. Majeſtät,“ hatte einer unter ihnen, Namens Huilier, geantwortet, „daß wir ſeine Befehle auf das genaueſte befolgen, aber dafür auch ermordet werden.“

Nach fünf Uhr des Morgens zeigte ſich ein zahlreicher Haufen von Männern und Weibern, welche alle Poſten und Zugänge des Schloſſes unterſuchten. Ein Gitterthor deſſelben, das der Pariſer Wache anvertraut geweſen, war offen geblieben; es führte in den Hof der Prinzen. — Zuerſt ſchleichen ſich zwei Männer und zwei Weiber durch dieſes Thor in den Garten; bald folgen ihnen mehrere nach. Zwei der Gardes du Corps bleiben unerſchütterlich unten an der Treppe ſtehen, welche zu den Gemächern der Königin führt; das verſammelte Raubgeſindel ſchien Luſt zu haben, dieſe zu erſteigen, und warf verdächtige Blicke nach den Fenſtern über derſelben. Jetzt ſchlägt die Thurmuhr ſechs, und Alle ſtürmen auf dieſes Zeichen auf die beiden Wachen ein, welche ſich auf das heldenmüthigſte vertheidigen. Der eine von ihnen, Des Huttes, fällt bald unter hundert Streichen; man ſchleift ihn auf dem Boden herum, und ſtreitet ſich um die noch zuckenden Glieder. Sein Kamerad, Moreau, vertheidigt ſich mit einem bewunderungswürdigen Muthe gegen die Mörder, und es gelingt ihm, zu entfliehen. Zwölf Gardiſten haben die Gefahr geſehen; es glückt ihnen, in den Saal der Königin zu dringen und die Thüre deſſelben zu verſchließen; ſie ſchätzen ſich glücklich, die Gefahr, welche ihrer Fürſtin droht, auf ſich zu lenken. Hierauf gehen ſie in ihren Saal zurück, und nehmen in jenem, der Königin gegenüber, eine feſte Stellung. Die Aufrührer kommen an, belagern den Saal der Gardes du Corps, und zertrümmern deſſen Thüre vermittelſt Beilen und Aexten

dieſe vertheidigen ſich immer noch, und verrammeln den Eingang mit einer großen Kiſte, welche dazu diente, das Holz zur Feuerung aufzubewahren; allein bald werden ſie von den langen Spießen der Angreifenden erreicht. Herr von Varicourt fällt unter zwanzig Dolchſtichen, und ſein Leichnam wird zerriſſen. Seine Kameraden, faſt größtentheils verwundet, ziehen ſich in die Zimmer des Herrn von Agueſſeau zurück. „Laßt uns eilen, der Königin den Kopf abzuſchneiden, und ihr das Herz aus dem Leibe zu reißen,“ ſchrien die Mörder. Herr von Repaire ſuchte einen geheimen Gang zu erreichen, um der Königin zu ſagen, daß ſie ſich in die Wohnung des Königs flüchten ſoll, der einzige Ort, welcher ihr jetzt noch eine Freiſtätte, obgleich eine ſehr unſichre, gewähren könne. Der Weg wird ihm aber abgeſchnitten, ehe er ſein Vorhaben vollbringen kann. Er wehrt ſich wie ein Löwe, und ſein Muth mehrt ſich mit der ſteigenden Gefahr; er hofft, indem er ſein Leben rettet, das der Königin ebenfalls zu erhalten, und wirft, während er ſtreitet, ſeinen Gegnern ihre Verbrechen vor. Man drängt ihn bis an die große Treppe zurück, ſeine Gegenwart verläßt ihn aber nicht. Huillier eilt zu ſeiner Hülfe herbei. Er ruft dieſem zu: „Nimm dich in Acht, du wirſt von hinten ermordet!“ und rettet ſo dieſem noch das Leben. Ein Mann ſtößt mit ſeinem Spieße auf ihn ein, um ihm das Herz zu durchbohren; du Repaire, obgleich niedergefallen, ergreift dieſe Waffe mit der Fauſt, richtet ſich mit ihrer Hülfe ſogar wieder auf, und ficht nun mit demſelben Spieße, den er erbeutet hat, wie ein Raſender, öffnet ſich eine Gaſſe mitten durch den Feind, und eilt, von dieſem verfolgt, an der Thüre der Wohnung des Königs, welche ſich glücklicherweiſe öffnet. Seine Kameraden ſtürzen heraus, und machen einen heftigen Ausfall auf das Raubgeſindel, dem ſie auch du Repaire glücklich entreißen. Unter ſeinen Befreiern be-

fand ſich ſein Freund Miomandre von Sainte-Marie; dieſer nimmt nun ſeine Stelle ein, fürchtet aber, daß die Königin noch nicht benachrichtigt ſey, oder ſich ohne Vertheidigung in ihrem Zimmer befinde. Er wirft ſich in den dichteſten Haufen, ſperrt den gefährlichen Durchgang und ſucht die Wuth der Aufrührer auf ſich allein zu lenken. Endlich gelingt es ihm, die Zimmer der Königin zu erreichen; er öffnet eine Thüre, und ſchreit einer ſich in dem erſten Saal befindenden Kammerfrau zu: „Madame, retten Sie die Fürſtin, man trachtet nach ihrem Leben; ich bin hier allein gegen zweitauſend Tiger, meine Kameraden wurden gezwungen, ihren Saal zu verlaſſen.“ Kaum hat er dieſe Worte geſprochen, ſo macht er die Thüre wieder zu, und ſtemmt ſich mit dem Rücken dawider, um den Eingang zu vertheidigen. Jetzt fallen die Streiche hageldicht auf ihn, ein Flintenkolbenſchlag zerſplittert ihm den Hirnſchädel; es wäre um ihn und die Königin zugleich geſchehen geweſen, wenn die Mörder, wie gewöhnlich, ſich gleich ſeiner bemächtigt und ſeine Glieder zerriſſen hätten; allein glücklicherweiſe kam ihnen plötzlich der Gedanke ein, die Waffen in dem Saale der Garden zu holen, deſſen ſie ſich bemächtigt hatten. Die heldenmüthige Vertheidigung der zwei Gardes du Corps machte ſie glauben, daß ſie, um bis zur Königin zu gelangen, noch weit größere Kämpfe zu beſtehen hätten. In dieſer Zwiſchenzeit erreichte der unerſchrockene Miomandre den Krankenſaal, wo er ſeinen Freund du Repaire wieder traf.

Die Königin hatte ſich, durch Miomandre's Zuruf benachrichtigt, halb nackt zu ihrem Gemahl geflüchtet. Während ſie durch geheime Gänge ſchlüpfte, hörte ſie deutlich, wie die Weiber ſie mit den ſchamloſeſten Benennungen bezeichneten, indem ſie ſie eine moderne Meſſaline nannten, deren Gliedmaßen ſie zerreißen und aus ihren Eingeweiden ſich Cocarden verfertigen wollten.

Endlich kommt ſie bei dem Könige an, aber der Monarch ſelbſt hatte ſich, durch das fürchterliche Geſchrei, welches bis zu ſeinen Ohren gedrungen war, erſchreckt, vermittelſt eines geheimen Ganges, den man den Königsgang nannte, zu ihr begeben wollen. „Fliehen Sie, Sire! die Königin iſt gerettet; ſie ſucht Sie," rufen ihm ſechs Gardes du Corps, als ſie ihn erblicken, zu: „Fliehen Sie, bald werden dieſe Thüren unter Kolben- und Axtſchlägen fallen. Erlauben Ihre Majeſtät, daß wir Sie geleiten dürfen." Kaum hat ſich der König mit den Gardes du Corps zurückgezogen, als die Meuterer in die Zimmer ſeiner Gemahlin dringen; da ſie ſelbige nicht mehr finden, ſo durchbohren ſie mit ihren Spießen wüthend das Bett, welches ſie ſo eben verlaſſen hatte. Sie iſt uns entwiſcht, ſagen ſie unter einander. Indeſſen waren ſie ſchon Herren des größeren Theils des Schloſſes und konnten daher noch mehrere Verbrechen begehen. In dem Gedränge hatte ein Schuß, der du Repaire galt, einen Mann aus dem Volke getödtet; der Anblick dieſes Leichnams ſteigerte ihre Wuth und machte ſie einige Zeit unſchlüſſig. Während dieſer Zeit verſchanzten ſich die Gardes du Corps in den Zimmern des Königs; mehrere Abgeordnete und Hofleute waren gekommen, um die Gefahr mit dem Monarchen zu theilen. Unter ihnen befand ſich der Marquis von Vaudreuil, welcher mitten durch die Aufrührer gegangen war, und ihnen das Unwürdige ihres Benehmens vorgehalten hatte. Seine Worte hatten Eindruck auf die franzöſiſchen Garden gemacht, welche gerade ins Schloß heraufſtiegen, ſo, daß Menſchen, die mit dem feſten Vorſatze gekommen waren, den König zu entthronen, und dieſe Abſicht öffentlich ausgeſprochen hatten, ſich nun entſchloſſen, ihn zu vertheidigen. „General," ſagte einer zum Marquis von Vaudreuil, „man verſichert uns, daß ſie (die Leibgarde) der angreifende Theil ſeyen." — „Könnt Ihr glau-

ben," erwiederte ihnen Vaudreuil, „daß eine Handvoll Leute so unvernünftig sey, dreißigtausend Menschen anzugreifen."

„Wohlan," sagte einer der Grenadiere, „die Gardes du Corps sollen die National-Cocarde aufstecken und wir werden ihre Brüder, ihre Vertheidiger seyn. Sie begeben sich nach dem Saale, wo die Leibwache versammelt war, und klopfen einigemal an der Thüre. Ein vernehmbares Qui vive? (Wer da?) läßt sich von innen hören. „Die Grenadiere von der Nationalgarde!" Herr von Chevanne öffnet und sagt: „Meine Herren! wenn sie ein Opfer haben müssen, so biete ich mich freiwillig an. Ich bin der Commandant dieses Postens; mir kommt es zu, für den König zuerst zu sterben; aber ehren sie den guten Monarchen." Diese Worte, in einem festen und zuverlässigen Tone gesprochen, ergriffen lebhaft die Grenadiere.

Der Arzt Gontraret, Hauptmann von einer Compagnie der Nationalgarden, wirft sich in Chevanne's Arme, indem er sagt: „Weit entfernt, Ihnen das Leben zu nehmen, wollen wir Sie im Gegentheile retten." Die Grenadiere wiederholen diese Worte, befolgen sein Beispiel, reichen den Leibgarden die Hände, umarmen sie, und tauschen in einem lobenswürdigen Edelmuth sogar die Uniformen und Waffen mit ihnen aus. Bald darauf stürzen sie sich auf das Raubgesindel in den Zimmern der Königin, verjagen es daraus, und übernehmen nun selbst die Bewachung aller Eingänge zu denselben. Die Gefahr war aber nicht an diesem Ort allein; die schon durch alle Zugänge des Schlosses eingedrungene Menge erfüllte es mit Wuthgeschrei, indem sie die Gardes du Corps überall verfolgte, wo sich diese nur blicken ließen. Die Aufrührer waren sogar in die Kapelle gedrungen, wo sie unter gräßlichen Flüchen ihre blutgierigen Absichten ohne Scheu an dem heiligen Ort laut wiederholten; von da verbreiteten sie sich in allen Gängen, in den

weitläufigen Hallen und Vorſälen des Schloſſes, jedoch ohne feſte Abſicht und Zweck, da ſie Niemand hatten, der ſie leitete. Die neuen Wachen, welche vor den Zimmern des Königs ſtanden, und furchtlos ihre Grenadiermützen mit den Hüten der Leibgarde vertauſcht hatten, ſtießen die wilden Haufen mit Kraft, doch ohne Zorn und Grimm, zurück. Es gelang ihnen, eine große Zahl Schlachtopfer der Wuth des Volkes, ohne Blutvergießen, zu entziehen, und ohne deßhalb einen einzigen Menſchen zu verwunden. Alle Gardes du Corps waren noch nicht beiſammen. Die, welche Schildwache ſtanden, hüteten die ihnen anvertrauten Thüren. Madame Eliſabeth war die Retterin manches Flüchtigen, und nöthigte einen Leibgardiſten, der an ihrer Thüre wachte, ſich in ihr Zimmer zu begeben, und bald darauf öffnete ſie noch zwei andern, die verfolgt wurden, ebenfalls ihre Thüre. — Die Aufrührer drangen bis an den Krankenſaal, wo ſich geflüchtete Gardes du Corps befanden, welche theils ſo eben, theils den Abend vorher verwundet worden waren. Einem Manne gelang es, ſie eine kurze Zeit zurückzuhalten, während die Verwundeten Mittel fanden, verkleidet zu entfliehen. Du Repaire, allein und ganz erſchöpft, vermochte nur, einen Wald in der Nähe von Verſailles zu erreichen, wo er von Durſt und ſeinen Wunden fürchterlich gequält, nur trübes Waſſer zu ſeiner Stärkung fand, das ſeine Schmerzen noch vermehrte. — „Was gibt es Neues zu Verſailles?“ fragten ihn zwei Vorübergehende von ſehr zweideutigem Ausſehen, indem ſie beklagten, daß man nicht alle Leibgardiſten niedergemacht habe.

In der Umgebung des Schloſſes wurde die Wuth der Volksmenge durch den Anblick der abgehauenen Köpfe zweier Gardes du Corps und den Genuß ſtarker Getränke fortwährend unterhalten. Dieſe Köpfe trug ein Menſch von furchtbarem Ausſehen, mit langem Bart, an einem Spieß, und nannte ſich

ſelbſt den Kopfabhacker. „Was machen unſere Leute;“ ſagte dieſer ſchreckliche Mann, indem er ſeine blutigen Arme bewegte, „war das auch der Mühe werth, mich wegen ſolcher Kleinigkeiten kommen zu laſſen; wann werden ſie mich rufen, um den Kopf der Königin herunterzuſchlagen?!“ — Man hörte öfters das Geſchrei: „Es lebe Vater Orleans, es lebe König Orleans!“ Man will ihn unter der Menge, in einen grünen Ueberrock gehüllt, und mit einem Spazierſtöckchen in der Hand, geſehen haben; manche Perſonen behaupten ſogar, ihn überlaut lachen gehört zu haben. — Indeſſen retteten die ehemaligen franzöſiſchen Garden noch manchem Leibgardiſten das Leben; ſobald ſie einen in Gefahr ſahen, ſtürzten ſie hinzu, um ihn zu befreien. Herr Raymond, Herr von la Kerque, Herr von Vaquier, waren alle drei verwundet und geknebelt; ſie hatten ſogar den Strick ſchon um den Hals, als ſie noch glücklich von den Militairs befreit wurden, die früher den Dienſt mit ihnen getheilt hatten. —

Lafayette, der nach ſo vielen und anhaltenden Anſtrengungen ſich erſt ſeit wenigen Augenblicken niedergelegt hatte, ſetzte ſich auf die erſte Nachricht von dem Tumulte zu Pferde, und eilte mit verhängtem Zügel an den Ort, wo dieſe Gräuelſcenen ſtattfanden; er kam gerade an, als man ſiebenzehn Leibgardiſten tödten wollte; ſchon waren die verhängnißvollen Laternen herabgelaſſen, als er ſich an die erſten Gardiſten wendete, denen er begegnete: „Werdet Ihr dulden, daß dieſe braven Leute ermordet werden?“ redete er ſie an. Mit dem Säbel in der Hand befahl er den Grenadieren, ſich einen Weg bis zu ihnen zu bahnen. Die Menge öffnet zum Theil erſchrocken, zum Theil ehrfurchtsvoll die Reihen, und die ſiebenzehn Männer waren gerettet. Unter dem Volke hatte ſogar einer auf Lafayette ſelbſt angeſchlagen, der aber von einem ſeiner Collegen auf deſſen Be-

fehl ſogleich verhaftet wurde. Jetzt eilte Lafayette nach dem Schloſſe, ſtellte ſich an die Spitze ſeiner Grenadiere, und rettete dem König, der Königin und dem ganzen Hofe das Leben; die ebenfalls durch ihn gerettete Leibwache brachte ihm ein ſtürmiſches Lebehoch, die königliche Familie überhäufte ihn mit Dankſagungen, und die Prinzeſſinnen umarmten ihn ſogar im überſtrömenden Gefühl ihrer Erkenntlichkeit. — Späterhin kam man jedoch von dieſem Enthuſiasmus ſehr zurück, und ſtatt ſeinem Lebensretter zu danken, überhäufte man ihn mit ungerechten Vorwürfen, und ſuchte ihn auf alle Art zu verläumden. Man machte es ihm ſogar zum Vorwurf, daß er an der Spitze der Pariſer nach Verſailles marſchirt ſey, wozu er doch, wie weltbekannt, gezwungen worden; und wie würde es wohl dem Hof ergangen ſeyn, wenn dieſe wilde Armee ohne ihn in Verſailles eingerückt wäre? — Und als ein Verbrechen rechnete man es ihm an, daß er ſich nach vierundzwanzigſtündiger, raſtloſer Thätigkeit und nach den ermüdendſten Strapazen endlich gegen Morgen um fünf Uhr faſt ganz angekleidet niedergelegt hatte, um einige Augenblicke der Ruhe, deren er ſo bedürftig war, zu genießen, da er ſelbſt Alles ruhig glaubte. Hätte man, wie er es begehrt hatte, ſeinen Leuten alle Poſten um das Schloß übergeben, ſo würde wahrſcheinlich die Sache niemals ſo weit gekommen ſeyn, denn auch nicht ein einziger der Poſten, deren Bewachung ihnen anvertraut war, wurde beunruhigt. — Hätte er böſliche Abſichten gegen die königliche Familie gehabt, wie ihm die Hofſchranzen unterzuſchieben beliebten, würde er dann wohl auf den erſten Lärm herbeigeeilt ſeyn, und dieſelbe, ſo wie ihre Leibwache, vom unvermeidlichen Untergange errettet haben? — Dieß allein widerlegt unumſtößlich die ebenſo lächerlichen als unſinnigen Verläumdungen jener Partei, die einem Anhänger und Freunde der Aufklärung, der geſetzlichen Freiheit und der

Menſchenrechte deßhalb keine Verdienſte einräumen wollte, weil ſie ſelbſt keine beſaß. —

Die Nationalverſammlung hatte ſich unterdeſſen vereinigt. Mounier, Malouet, Virieu, Ferent ꝛc. wollten, daß ſie ſich in das Schloß zu dem Könige begeben ſollte; ſie fand dieß aber unter ihrer Würde. Mirabeau erwiederte auf den Vorſchlag, die Sitzungen im Schloſſe zu halten, daß die Unabhängigkeit, die Freiheit und die Würde der Verſammlung dieß nicht geſtatte, und ſchlug vor, daß man ſechs und dreißig Mitglieder zum Schutz des Königs in das Schloß ſenden ſolle, welches mit großer Stimmenmehrheit angenommen und ausgeführt wurde: hierauf berathſchlagte die Verſammlung über die Organiſation der Municipalitäten. —

Noch immer war die Königin nicht außer Gefahr, und als ſie ſich an den Fenſtern des Schloſſes blicken ließ, um ſich ſelbſt zu überzeugen, wie die Sachen ſtünden, und welches das Schickſal der Gardes du Corps ſey, fielen mehrere Schüſſe, die unverkennbar ihr galten. Der Miniſter des Seeweſens, Herr von Luzerne, ſtellte ſich raſch zwiſchen das Fenſter und die Fürſtin, worauf ſie ihm ſagte: „Ich erkenne ſehr wohl Ihre Abſicht, und danke Ihnen dafür; allein hier iſt Ihre Stelle nicht, ſondern die meinige; dem König muß an der Erhaltung eines ſo treuen Dieners liegen.“ — Muth und Charakterfeſtigkeit konnten auch die erbittertſten Feinde Marie Antoinettens ihr nicht abſprechen, und hätte ſie dieſe trefflichen Eigenſchaften zu ihrem und des Königs Beſten geltend gemacht, ſtatt die ſchlechten und verderblichen Rathſchläge der Höflinge mit ſo vieler Beharrlichkeit und Conſequenz zu befolgen, ſo wäre ſie allerdings die Perſon geweſen, welche die Monarchie hätte retten können; aber ſo half ſie nur ihren Untergang beſchleunigen. — Indeſſen mußten Alle, die ſie in ſo kritiſchen Verhältniſſen umgaben, ihren Muth

und ihre Standhaftigkeit bewundern, die sie auch nicht auf einen Augenblick verließ, denn selbst in der größten Gefahr behielt sie ihre seltene Geistesgegenwart bei. Als der kleine Dauphin, während der Tumult am größten war, zu ihr sagte: „Mama, ich habe großen Hunger!“ erwiederte sie ihm mit der größten Ruhe: „Man muß mit dem Frühstück noch warten, bis sich der Tumult gelegt hat, dann kannst du es ruhiger genießen.“ — Bei diesen Worten traten den Umstehenden Thränen in die Augen. —

Unterdessen unterhandelte Lafayette mit dem Volke, welches laut und stürmisch begehrte, daß sich der König nach Paris begeben sollte. Während der Nacht hatten mehrere Deputirten das Volk, die Soldaten und die Weiber angeredet, um sie zu bestimmen, dieß Verlangen auszusprechen, und besonders hatte sich ein Pfarrer durch seine kühnen, verwegenen und frechen Reden ausgezeichnet. — Bei Hofe hielt man Rath, und bat Lafayette, diesem beizuwohnen, welches er jedoch verweigerte, indem er äußerte, dieß könnte Manchen verhindern, seine Meinung frei auszusprechen. Der König, als er vernahm, daß man seine Abreise nach Paris allgemein wünschte, wollte dieser kein Hinderniß in den Weg legen. Seine Absicht war, um jeden Preis das zu vermeiden, was das englische Parlament und Cromwell, Carl I. am meisten zum Vorwurf gemacht hatten, nämlich: daß dieser die Gewalt der Waffen gegen sein Volk gebraucht habe; weßwegen man ihn des Hochverraths beschuldigt, und den unglücklichen Monarchen auf dem Blutgerüste hatte sterben lassen. Ludwig hatte diesen Theil der neuen Geschichte wiederholt gelesen, und vielleicht, ohne es zu wollen, Verhaltungsregeln darin geschöpft, die ihm allerdings von Nutzen hätten seyn können, wenn er, ohne sich irre machen zu lassen, seine einmal gefaßten Vorsätze, die fast immer die besten waren, mit Festigkeit verfolgt

und ſich ſo das Vertrauen der Nation, die ihn nicht haßte, erhalten hätte; ſo aber mußte dieſe immer auf der Hut gegen die Einflüſterungen ſeyn, denen der gutmüthige König ſtets ein bereitwilliges Ohr lieh; alles Zutrauen zu ihrem Fürſten ſchwand, und mit ihm endlich auch alle Liebe und Treue. —

Gegen acht Uhr des Morgens hatte der König vier ſeiner Leibgardiſten durch ſeine Fenſter erblickt, die in Gefahr waren, von dem Volke getödtet zu werden. Das Gefühl für Menſchlichkeit machte, daß er ſich ſogleich über alle Rückſichten hinausſetzte, das Fenſter öffnete und um Gnade für dieſe bat. Die Aufrührer wurden durch dieſe, faſt unwillkürliche Huldigung, welche ihnen der Monarch brachte, ſo gerührt, daß ſie nicht nur ihre Schlachtopfer frei gaben, ſondern noch: „Es lebe der König! es lebe die Nation!“ riefen!

Bald darauf verlangte das Volk, die Königin zu ſehen; ſie erſchien auf dieſe Aufforderung, ihre Kinder an der Hand, mit dem ihr eigenen Anſtand. Jetzt ertönte das Geſchrei: „Weg mit den Kindern, die Königin allein, keine Kinder!“ Sie begriff ſehr wohl, was ein ſolcher Befehl und ein ſolches Verbot auf ſich haben konnten. Man beſchwor ſie, ſich den Mordanſchlägen der Rebellen nicht auszuſetzen. — „Sie ſollen ſehen, wie wenig ich die Gefahren fürchte, die mir perſönlich und nur allein drohen,“ erwiederte ſie, und kehrte nochmals auf den Balkon zurück. Dieß machte einen ſo gewaltigen Eindruck auf die Menge, daß viele Stimmen, die noch kurz vorher Verwünſchungen und mörderiſche Aeußerungen gegen ſie ausgeſtoßen hatten, nun ein: „Es lebe die Königin!“ ertönen ließen.

Auf allen Plätzen und in allen Straßen hörte man kein anderes Geſchrei, als: „Der König komme mit uns nach Paris, dieß iſt das einzige Mittel, unſern Kindern Brod zu ver-

schaffen.“ Der König hatte endlich dem General Lafayette das Versprechen gegeben, diesen Wunsch des Volkes zu erfüllen; Lafayette machte ihm dieses Versprechen bekannt, wodurch sich eine allgemeine Zufriedenheit unter demselben verbreitete. Um die Aussage des Generals zu bestätigen, betrat der Monarch einen der Balcone in dessen Gesellschaft, und wurde mit einem tausendstimmigen „Vivat!“ begrüßt. Auch die Königin hatte demselben ihren unerschütterlichen Entschluß bekannt gemacht, trotz aller Gefahren und Drohungen ihren Gemahl zu begleiten. „Wenn das ist,“ sagte ihr Lafayette, „so haben Ihre Majestät die Güte, mir zu folgen.“ Er führte sie nun auch auf den Balcon, neigte sich vor ihr, und küßte ihr die Hand. Das Volk schrie: „Es lebe Lafayette! es lebe die Königin!“ Um die Versöhnung vollkommen zu machen, führte er noch einen von der Leibgarde auf den Balcon, den er im Angesichte der zahllosen Menge umarmte, und ihm dann sein Degengehäng umgürtete. Auch diese Handlung fand Beifall; und nun erklärte der König dem Präsidenten der Nationalversammlung und den 36 Abgeordneten, die bei ihm waren, seinen feierlichen Entschluß, nach Paris abzureisen. — Sobald die Versammlung hiervon in Kenntniß gesetzt war, machte Mirabeau den Vorschlag, die Person des Königs als unzertrennlich von ihr, für die gegenwärtige Sitzung, zu erklären.

St. Cloud.

St. Cloud ist ein Flecken mit 1250 Einwohnern an der Seine und merkwürdig wegen seines Schlosses. Dieses Schloß ist sehr schön und das Ameublement wahrhaft prachtvoll.

Als Napoleon auf den Thron gelangt war, hatte er fortwährend eine große Vorliebe für St. Cloud, welches sein Lieblingsaufenthalt war, wenn er in Frankreich verweilte. Verließ er die Tuillerien, so war das fast immer nur, um zu diesem Schloß zu gehen, und das Cabinet von St. Cloud war zu seiner Zeit berühmter und gefürchteter, als ehemals das Cabinet von Versailles. Der Kaiser bot alle Künste zur Verschönerung dieses Pallastes auf, und Maria Louise bewohnte ebenfalls denselben, nachdem die unermeßlichen Arbeiten beendigt waren. Im Jahr 1814 quartierte sich das östreichische Hauptquartier daselbst ein und Schwarzenberg gab Bälle und Gastereien in den Gemächern, wo sich früher so viele Fürsten Europa's vor Napoleon gebeugt hatten. 1815 nahm Held Blücher mit seinem Generalstab seine Wohnung daselbst und übte das Vergeltungsrecht erlittener Mißhandlungen, welche sich die Franzosen zu Berlin, Potsdam ꝛc. schuldig gemacht hatten. —

St. Cloud ist besonders wegen der Revolution vom 18. Brümaire berühmt, welche daselbst vorbereitet wurde. —

Entschlossen, das Directorium aufzulösen, wollte Bonaparte, daß dieses Unternehmen keine Revolution, sondern eine Veränderung seyn sollte, welche Verfahrungsweise er vor seiner Ab-

S. CLOUD.

reiſe nach Egypten den Directoren in Bezug auf die Schweiz und den römiſchen Staat vorgeſchlagen hatte. Bonaparte liebte den Krieg und verabſcheute den geringſten Volks-Tumult. Um zu ſeinem Zwecke zu gelangen, gab es einen conſtitutionellen, von Sieyes und dem Artikel III. der Verfaſſung, der den Alten die Vollmacht gab, die beiden Räthe außerhalb der Hauptſtadt zu verſetzen, bezeichneten Weg. Durch dieſe geſetzliche Maßregel fand ſich das Directorium iſolirt. Bonaparte glaubte, daß der Augenblick gekommen ſey, ſich mit Sieyes, des ungemeſſenen Einfluſſes wegen, den dieſer Director in dem Rathe der Alten ausübte, zu verſtändigen. Bonaparte kannte ihn ſeit langer Zeit, und war geneigt, ſich dieſem bedeutenden Manne zu nähern; indeſſen vermochten den General ſeine Freunde, Barras zu beſuchen: er ſpeiſte mit dieſem Director den 30ſten zu Mittag. Nach dem Mahle vertraute ihm Barras das Bedürfniß, das er fühlte, ſich von den Geſchäften zurückzuziehen, und die Nothwendigkeit, für Frankreich eine neue Regierungsform anzunehmen. Er wiſſe, ſagte er, außer dem General Hedouville, Niemanden, der zum Präſidenten der neuen Republik tauge. Dieſe vertrauliche Eröffnung verfehlte ihren Zweck. Unter dem Namen Hedouville war jener von Barras verborgen, dem ein Blick von Bonaparte entdeckte, daß dieſer ihn errathen habe. Bonaparte verließ Barras, nicht wenig darüber entrüſtet, daß ihn derſelbe hatte zum Beſten haben wollen, und beſuchte Sieyes, mit dem er bald in's Reine kam. Es ward ausgemacht, daß dieſer den Rath der Alten zu dem, durch die Conſtitution gutgeheißenen Beſchluſſe ſtimmen, und Bonaparte es auf ſich nehmen ſollte, die Entſcheidung jenes Raths erforderlichen Falls durch die Truppen zu unterſtützen. Die beiden Verſchwörer beſchloſſen, daß die Unternehmung vom 15. auf den 20. Brümaire, daß heißt vom 6. auf den 11. November 1799, ſollte ausgeführt werden.

Des folgenden Tages früh ſah Bonaparte Barras eintreten, der von ſeinen Freunden über die Unſchicklichkeit ſeiner, Tags zuvor geſprochenen Worte, und über die Reife der Ereigniſſe belehrt, ſich entſchuldigte, indem er ſeinen Wunſch bezeugte, bei den neuen Projecten nicht vergeſſen zu werden, und ſich zuletzt zu der Verfügung des einzigen Mannes ſtellte, der, wie er ſagte, Frankreich retten könnte. Aufrichtiger konnte man nicht wohl abdanken. Bonaparte zeigte ſich weniger offen, als Barras: er führte die Aerzte, welche ſeine Geſundheit heiſchte, und das Bedürfniß einer langen Ruhe an. Von dieſem Augenblicke an ward man gewahr, daß Sieyes ſich Unterricht in der Reitkunſt geben ließ. Dieſe Neuigkeit beluſtigte die Hauptſtadt, und insbeſondere Barras, der täglich über ſeinen Collegen ſeinen Witz ausließ. Die Beſatzung von Paris, wovon ein Theil in Italien gedient hatte, und der andere am 13. Vendemiaire unter Bonaparte's Anführung marſchirt war, ſo wie die achtundvierzig Adjutanten und die Chefs der Nationalgarde, die er nach jenem Tage in ſeiner Eigenſchaft als Oberbefehlshaber der Armee des Innern ernannt hatte; deßgleichen ein namhafter Theil des Generalſtabs des Platzes, hatten dem Ueberwinder Egyptens ſogleich bei ſeiner Ankunft in Paris vorgeſtellt werden wollen; drei Dragonerregimenter insbeſondere wünſchten eifrig, daß er ſie muſtern möchte. Der General verwies ſie von einem Tag auf den andern, aus Beſorgniß, ſich den Schein militäriſcher Popularität zu geben, und den Argwohn des Kriegsminiſters Dübois de Crancé, ſeines perſönlichen Feindes und einer Creatur der Reitſchule, zu erregen: nachdem aber am 15., in einer letzten Conferenz zwiſchen Bonaparte und Sieyes, die Ausführung der beabſichtigten Revolution auf den 18. Brumaire (9. November) definitiv feſtgeſetzt war, ſo wurden die Offiziere der Garniſon

um ſieben Uhr Morgens zu einer Zuſammenkunft, welche Abends in der Wohnung des Generals ſtatt haben ſollte, berufen. Was die Truppen betrifft, ſo nahmen es die Generale Murat, Lannes, Leclerc, Bonaparte's Schwager, und die Obriſten, unter andern Sebaſtiani, der das dritte Dragonerregiment befehligte, auf ſich, ihre Officiere zu ſtimmen, unter der neuen Fahne zu marſchiren. Jedes Regiment erfuhr in der Nacht vom 17. auf den 18. ſeinen Aufbruchsbefehl; die Chefs allein wußten um den Zweck dieſes Aufbruchs. Bonaparte hatte ſeinen Freund und Landsmann Sebaſtiani berufen laſſen, und nachdem er ihm die Entwürfe für den folgenden Tag vertraut hatte, hieß er ihn ſich ſeines Regiments verſichern, und ſolches in zwei Theile ſondern, wovon ſechshundert Mann zu Fuß ſich den 18., um ſieben Uhr Morgens, in der Königsſtraße, auf dem Platze Ludwigs XV. aufſtellen ſollten, ohne mit irgend Jemand communiciren zu können. Sebaſtiani ſollte ſich ſofort mit vierhundert Pferden zu Bonaparte begeben, die Zugänge zu ſeinem Hauſe bis zu der Straße des Mont-Blanc beſetzen und ſeinen Schildwachen den Befehl ertheilen, alle Militär-Perſonen, die ſich zeigen würden, herein, aber Niemanden herauszulaſſen. Dieſe Befehle wurden vollzogen. Der Escadrons-Chef Letort erhielt das Commando über die Dragoner zu Fuß; der Escadrons-Chef Maupetit das über die Dragoner zu Pferd. Den 18., um ſieben Uhr Morgens, waren dieſe beiden Schaaren an ihrem Beſtimmungsorte.

(Fortſetzung folgt.)

Malmaison.

Dieſes Schloß, welches auf der Landſtraße von Saint Germain jenſeits des Dorfes Ruel liegt, iſt eins der berühmteſten von der Umgegend der Hauptſtadt.

Dieſer Ort hat ſeinen Namen von mala domus oder mauvaise maison. Im Jahr 1244 war es nur noch eine einfache Scheuer, welche von dem Kirchſpiel von Ruel abhing. Man ſieht noch aus dem 14ten Jahrhundert Huldigungen dieſes Lehen, welche dem Abt von St. Denis erwieſen wurden. Im Jahr 1622 war Chriſtoph Perrot, Parlamentsrath, Oberherr davon. Im Anfang der Revolution war Malmaiſon einer der angenehmſten Aufenthaltsorte von den Umgebungen von Paris geworden. Delille ſtellt es in ſeinem Gedicht von den Gärten unter die, welche verdienten, ſeine Aufmerkſamkeit zu erhalten, und Delille war im Stande, alle Annehmlichkeiten, die es darbot, zu ſchätzen. — Hier überſetzte er einen Theil ſeiner Gedichte über den Feldbau. —

Im Jahr 1792 wurde Malmaiſon, welches als National-Eigenthum verkauft worden war, von Lecouteux von Canteleux erſtanden, welcher nachher Senator wurde. Joſephine Taſcher de la Pagerie, Wittwe Beauharnois, hatte es kurz nachher an ſich gebracht. Sie wendete nun alle Sorgfalt an, dieſen Aufenthalt zu verſchönern, welcher ſchon durch die Schönheit ſeiner Gärten

MALMAISON.

S GERMAIN-EN-LAYE.

und der reichen Gewässer, welche sie benetzten, bekannt war. Nach Malmaison zog sich Josephine zurück, als ihr zweiter Mann, der den Lauf seiner Siege verfolgte, seinen außerordentlichen Bestimmungen entgegeneilte, die den außerordentlichen Mann aus ihm gemacht haben; sie gab daselbst glänzende Feste, welche ihr Mann zum Nutzen seines Ehrgeizes anzuwenden wußte.

In Malmaison, sagt man, wurden alle Triebfedern vorbereitet, welche die berüchtigte Revolution des 18. Brumaire bewirken sollten.

Als Josephine Kaiserin geworden war, behielt sie ihre Vorliebe für Malmaison; hier brachte sie alle Augenblicke, welche sie erübrigen konnte, zu. Malmaison erhielt alsdann große Verschönerungen, die Kaiserin errichtete daselbst ein Museum, welches hauptsächlich der Naturgeschichte gewidmet war, und wo sie die Produkte von allen Theilen der Welt vereinigte. Durch ihre Sorgfalt wurden daselbst ein botanischer Garten, eine Menagerie und eine Ackerbauschule errichtet.

Im Jahr 1814 besuchte der russische Kaiser mehrmals Malmaison.

Den 26. Mai hatte Alexander das von Josephine angebotene Mittagessen angenommen, am Abend wünschte er in den Gärten spazieren zu gehen. Josephine wollte ihn ungeachtet einer eingetretenen Kälte begleiten und ihm alle Seltenheiten ihrer Wohnung zeigen; sie war schon krank; den Abend befand sie sich noch schlimmer und 3 Tage nachher war sie nicht mehr.

Nun ging Malmaison an den Prinzen Beauharnois über, und wurde im Jahr 1815 der Zufluchtsort Napoleons nach der Schlacht bei Waterloo, wo er seine Verzweiflung verbarg.

Heutzutage hat Malmaison von seinem alten Glanze sehr verloren; alles zeigt daselbst die Abwesenheit derjenigen, welche es bewohnte, an; ein Theil des Parkes ist selbst in Ackerland umge-

ſchafft worden, und man ſieht von allen von der Joſephine aus der Naturgeſchichte geliehenen Reichthümern nur noch eine ſchöne Herde Merino-Schafe. Malmaiſon gehört noch der Familie des Prinzen Eugen.

Saint Germain en Laye.

Saint Germain mit ſeinem königlichen Schloſſe liegt auf einem Berge, an deſſen Fuße die Seine vorbeifließt, und an der Landſtraße von Paris nach Caen 4½ Meile nördlich von Verſailles.

Die Stadt St. Germain iſt eine der neuern der Umgegend von Paris. In den frühern Zeiten war die Stadt mit Wäldern umgeben; die, welche in dem Bezirk der Seine, von Aupec bis Poiſſy, lagen, hießen zur Zeit Carls des Großen Lida Sylva. Vor der Regierung des Königs Robert, d. h. im XI. Jahrhundert, gab es in dieſem ganzen Umkreis nur eine Kirche, Saint Vandrille, welche der Abtei Fontenelles gehörte. Der König Robert ließ auf dem Kamm des Hügels, auf welchem der Wald von Lida ſtand, eine neue bauen, und weihte ſie dem St. Germain und dem St. Martin, Biſchof von Paris. Dieſe Kirche, welche ſchon gegen die Mitte deſſelben Jahrhunderts ziemlich beträchtliche Landgüter beſaß, wurde dem Abt von Columbs geſchenkt. Mehreren Königen von Frankreich gefiel es, die Güter des Kloſters zu vermehren. Es entſtand an dieſem Platze ein Schloß, das man ganz einfach Saint Germain nannte. Eine

RAMBOUILLET.

Urkunde von Ludwig dem Dicken im Jahr 1124 ſagt: actum publice apud sanctum Germanum. . . adstantibus in parlato nostro, etc.

Die Stadt Saint Germain iſt durch die Schönheit ihrer Lage und die Reinheit der Luft, die man daſelbſt einathmet, berühmt; es iſt eine der bevölkertſten in den Umgebungen von Paris, obgleich die Anzahl der Bewohner viel kleiner iſt, als zur Zeit der Revolution; die Privilegien, welche ihr Heinrich IV. bewilligt hatte und welche ihr zu dieſer Zeit wieder genommen wurden, mag die Urſache davon ſeyn. — Saint Germain wurde ſpäter der gewöhnliche Aufenthalt der von den Geſchäften zurückgezogenen Rentner, welches ſeinen Einwohnern eine ganz beſondere Phyſiognomie verlieh, die der ſatyriſche Mercier nicht unterlaſſen konnte zu beſpötteln.

Rambouillet.

Dieſe Stadt, welche ein königliches Schloß hat, liegt auf der Hauptſtraße von Paris nach Chartres, 12 Meilen ſüdöſtlich von der Hauptſtadt. Rambouillet war im 14. Jahrhundert nur eine Lehensherrſchaft, welche der Familie d'Angènes gehörte, deren Oberhäupter den Beinamen Sapin führten. Ein Karl von

Angènes erhielt unter Ludwig XIII. den Titel eines Marquiſen von Rambouillet. Seine Tochter Julia heirathete im Jahr 1645 Carl von Saint Maure, Herzog von Montauſier, welchem ſie das Marquiſat von Rambouillet zubrachte. Ihre einzige Tochter, Marie Louiſe, hatte den Herrn von Armenonville geheirathet, welcher nachher Siegelbewahrer wurde; dieſer verkaufte im Jahre 1706 das Marquiſat von Rambouillet an Ludwig Alexander von Bourbon, Grafen von Toulouſe, einem legitimirten Sohn von Ludwig XIV. Dieſe Güter wurden im Monat Mai 1711 zu einem Herzogthum erhoben. Dieſer Titel beglückte die Stadt Rambouillet nicht, allein das Oberforſtamt, die Straße von Chartres, welche durch dieſe Stadt geht und die Gründung von einer Unterpräfektur haben die Anzahl der Bewohner und ihre Wohlhabenheit ſehr vermehrt. Für das Volk war das königliche Schloß der Gegenſtand der Bewunderung geworden. Die Könige von Frankreich verweilten manchmal in Rambouillet. Franz I. ſtarb im Jahre 1547 daſelbſt in einem Alter von 52 Jahren. Man ſagt, daß die Krankheit, welcher er unterlag, ihm während ſeiner Leiden häufig den Ausruf entriſſen hätte: „Gott ſtraft mich, wodurch ich geſündigt habe.“ Das Schloß und das Gut von Rambouillet hatten Verbeſſerungen und beträchtlichen Zuwachs erhalten, was es dem Aufenthalt, den die Prinzen von der königlichen Familie daſelbſt hatten, verdankte. Ludwig XVI. gedachte auch noch neue Gebäude hinzuzufügen. Mehrere Entwürfe wurden ihm von dem Architekten Renard gemacht, aber bevor ſich der König entſchied, wurde ein Theil des Schloſſes niedergeriſſen und die Revolution brach aus.

CHATEAU DE MAINTENON

Maintenon.

Maintenon liegt in einem fruchtbaren Landſtrich an dem Fluſſe d'Eure und auf der Landſtraße von Paris nach Chartres, 17 Meilen von der erſtern, 4½ Meile von der zweiten Stadt entfernt.

Dieſer Ort wäre gewiß unbekannt geblieben, wenn er nicht ſeinen Namen einer Frau gegeben hätte, deren Schickſal in Frankreich ſo große Epoche machte, daher kann man ſagen, ſeine Geſchichte iſt ganz in der der Frau von Maintenon enthalten. Wer kennt nicht die Sonderbarkeiten des Lebens der Frau von Scarron. Jedermann weiß, wie es der Alten, ſo hieß man ſie, gelang, alle ihre Nebenbuhler von dem Monarchen, Ludwig XIV., zu entfernen, und wie ſie die Herrſchaft an ſich zu ziehen wußte, welche ſie auf den erſten Thron von Europa brachte; aber gewiſſe Umſtände knüpfen ſich beſonders an das Landgut Maintenon, und mit dieſen wollen wir uns jetzt beſchäftigen. — Im Jahr 1473 erwähnt die Geſchichte eines Herrn von Maintenon. Die Stadt war damals nur ein Edelgut, und von dem Schloſſe, welches der

Intendant der Finanzen, Jean Cortereau, daselbst im Anfang des 16. Jahrhunderts erbauen ließ, sind noch mehrere Theile vorhanden.

Die Nachfolger von Jean Cortereau verkauften Maintenon an die Französin d'Aubignée, welche bald eine so große Rolle am Hofe spielen sollte. Man findet in den Geschichten jener Zeit eine ziemlich sonderbare Anekdote, welche die Erhöhung der Madame Scarron berührt. Ein Maurer, Namens Barbé, der sich mit der Sterndeuterei abgab, ging oft in das Haus des Dichters Scarron, er sah dessen Frau, und bei ihrem Anblick rief er erstaunt aus: „das ist die Frau eines Krüppels, aber ich weiß gewiß, sie ist bestimmt, Königin zu werden". Diese Worte des Maurers schienen durch Begeisterung eingegeben zu seyn. Einige Zeit nachher begegnete Barbé der Madame Scarron in einem Hôtel, das sie damals bewohnte, und indem er vor ihr stehen blieb, sagte er in einem prophetischen Ton zu ihr: „Madame, nach mannichfachem Verdruß und viel Sorgen werden Sie so hoch steigen, als Sie nimmermehr glauben. Ein König wird Sie lieben und Sie werden herrschen." Darauf ging er in die näheren Umstände ein, die sich alle einst zutragen sollten. Die Damen, welche bei dem Gespräche zugegen waren, konnten sich des Lachens nicht erwehren, und spotteten über diese Prophezeihung.

„Nun, meine Damen," versetzte der Maurer zornig, „Sie sollten ihr zu Füßen fallen und das Kleid küssen, statt zu spotten." Bald nachher bekam Madame Scarron mit dem Landgute Maintenon den Titel einer Marquisin.

Im Jahr 1685 wurde die berühmte Wasserleitung Maintenon angefangen, wodurch die Wasser der Eure nach Versailles geleitet werden sollten. Ein Kanal, welcher in seinen Krümmungen einen Raum von 22,470 Klafter durchläuft, wurde von dem Flecken Pointgoin bis an diese Wasserleitung gegraben. Die Breite dieses Kanals, der an demselben hinlaufende Fuß-

pfad und die Böschungen ist 105 Fuß, und das Wasser würde in einem Bett von 15 Fuß Breite und ungefähr 10 Fuß Tiefe geflossen seyn, da es aber nöthig war, in dem ganzen Lauf des Kanals einen gleichförmigen Fall des Wassers zu erhalten, so sah man sich genöthigt, das Land an manchen Plätzen mehr als 30 Fuß in einer Länge von mehr als 1000 Klafter bis zur wasserrechten Fläche zu erhöhen. Es ist leicht zu begreifen, wie die zu dieser Höhe aufgeworfene Erde dem Wasser keinen großen Widerstand leisten konnte, und dasselbe sich leicht in der Ebene verbreitete. Auch hat man versichert, daß in dem Augenblick, als man die Schleußen zu Pointgoin öffnete, es mehr als 14 Tage dauerte, bis das Wasser in Maintenon ankam.

Es wurden nun von Pointgoin bis Maintenon mehr als 30 Brücken und Bogen angebracht, um die Wasser zu einer wunderbaren Höhe hinaufführen zu können.

Diese Unternehmung auszuführen, kostete 10,000 Menschen das Leben, und mehr als 50 Millionen, und führte nicht zum Ziel.

Das colossale Werk, welches ewig dauern sollte, wurde größtentheils 65 Jahr später wieder niedergerissen; dieses geschah wegen der Wiederaufbauung des Schlosses Crecy. Was also Louis XIV. für Frau v. Maintenon gethan hatte, ließ Louis XV. zu Gunsten der Madame Pompadour wieder zerstören.

Das Landgut Maintenon, welches erst noch eine Burgvogtei war, wurde im Jahr 1686 zu Gunsten der Wittwe Scarron zum Marquisat erhoben; dadurch gelang diese Dame auf den ersten Thron von Frankreich. —

Voltaire erzählt: „Der König heirathete sie auf den Rath des Père la chaise heimlich im Monat Januar 1686, in einer kleiner Capelle, welche am Ende der Zimmer war, die seitdem der Herzog von Bourgogne bewohnte. Der Erzbischof von

Paris verrichtete die Trauung, und der Beichtvater wohnte derſelben bei. Monchevreul und Bontems, die erſten Kammerdiener, waren die Zeugen; man kann dieſe Thatſache nicht mehr läugnen, welche von allen Schriftſtellern erzählt wird, die ſich aber im Namen des Orts und in dem Datum getäuſcht haben.

Die Memoiren jener Zeit erzählen, daß Pere la chaise die Meſſe in der Nacht in einem der Cabinette des Königs zu Verſailles las; daß Bontems, Gouverneur von Verſailles, erſter Kammerherr, dieſe Meſſe bediente, wo der Monarch und Madam Maintenon in Gegenwart von Harlays und Louvois ſich vermählten. Jedoch zeigt man zu Maintenon ſelbſt, und alle Landleute glauben die kleine Kapelle noch zu ſehen, wo Ludwig XIV. Trauung ſtattfand.

Nach der Madam Maintenon ging das Landgut, welches ihren Namen führte, an ihre Nichte Françoise d'Aubigné über, welche es durch Heirath an die Familie Noailles brachte; das Landgut Maintenon gehört heutzutage dem Herzoge von Aignan. Die Kapelle, welche man daſelbſt noch zeigt, hat nichts Bemerkenswerthes. —

In dem Hauptgebäude iſt das alte Gemach der Marquiſin; das Zimmer, wo ſie ſchlief, hat eine Ausmeublirung nach dem neueſten Geſchmack erhalten; über dem Schornſtein iſt ihr Portrait aufbewahrt, ſie iſt in einem blauen ſammtenen mit Hermelin gefütterten Mantel gemalt; es fehlt dieſem Mantel nichts als die Lilien, um demſelben das Kennzeichen der königlichen Würde zu geben. Das Gemach des Königs iſt von dem gegenwärtigen Eigenthümer bewohnt. Jedes Jahr am Oſtermontag geht eine Wallfahrt nach der Kapelle Saint Mamers, welche eine Viertelſtunde von der Stadt entfernt iſt; — die Berühmtheit dieſer Kapelle zieht viele Menſchen an.

Brest.

Eine berühmte und wichtige Seestadt mit 25,000 Einwohnern, an einem Abhange, an der Mündung des Flüßchens Elhorne, an einer schönen Bai am atlantischen Meere, auf der westlichen Küste von Bretagne, 130 fr. Meilen von Paris. Sie ist mit Wällen und Bastionen umgeben; ist erst um die Mitte des 17ten Jahrhunderts angelegt worden, ist aber nicht gar schön gebaut, woran die Lage schuld ist; denn außer den zwei Hauptstraßen sieht man hier nur enge Gäßchen, die zum Theil so steil sind, daß man steinerne Treppen in denselben anlegen mußte. Der einzige öffentliche Platz ist der viereckte, ziemlich hübsche Paradeplatz. Schöner und beinahe eben so groß, als die Stadt selbst, ist die Vorstadt Recouvrance, welche von jener durch einen Arm des Meeres getrennt wird, der hier den Hafen der Stadt, einer der schönsten und sichersten in ganz Frankreich, bildet, welcher durch ein festes Kastell beschützt wird, dem gegenüber eine starke Schanze in Gestalt eines Hufeisens liegt. Auf jeder Seite des Hafens zieht sich ein schöner Kai hin, an welchem

die ſo merkwürdigen, großen und ſchönen Magazine, Schiffswerfte, das See-Arſenal, das Bagnio für die Galeerenſclaven, die See-Werkſtätte u. ſ. w. liegen, welche einen großen Umfang haben, und ein ungeheures Vorrathslager für die Kriegs-Marine ausmachen. Vor dem Hafen liegt die geräumige und ſichere Rhede von Breſt, welche durch die Bai gebildet wird, die einen Umkreis von ungefähr 8 Stunden und einen engen, gefährlichen Eingang hat, Goulet genannt, der durch ſtarke Batterien vertheidigt wird. — Es ſind hier blos Fabriken von Segeltuch und anderen groben Zeuchen, auch wird nur wenig Außenhandel getrieben, da die Stadt eigentlich ein Kriegshafen iſt; doch gehen die Einwohner auf die Fiſcherei aus. Man findet übrigens hier alle zum Seeweſen gehörigen Anſtalten, eine große Schifffahrtsſchule, eine mediciniſche Lehranſtalt für Schiffs-Chirurgen, ein Militair- und See-Hospital u. ſ. w. Auch iſt die Stadt der Sitz eines See-Präfekts, eines Handelsgerichts u. ſ. w.

DER HAFEN VON BREST

Maintenon.

Maintenon liegt in einem fruchtbaren Landſtrich an dem Fluſſe d'Eure und auf der Landſtraße von Paris nach Chartres, 17 Meilen von der erſtern, 4½ Meile von der zweiten Stadt entfernt.

Dieſer Ort wäre gewiß unbekannt geblieben, wenn er nicht ſeinen Namen einer Frau gegeben hätte, deren Schickſal in Frankreich ſo große Epoche machte, daher kann man ſagen, ſeine Geſchichte iſt ganz in der der Frau von Maintenon enthalten. Wer kennt nicht die Sonderbarkeiten des Lebens der Frau von Scarron. Jedermann weiß, wie es der Alten, ſo hieß man ſie, gelang, alle ihre Nebenbuhler von dem Monarchen, Ludwig XIV., zu entfernen, und wie ſie die Herrſchaft an ſich zu ziehen wußte, welche ſie auf den erſten Thron von Europa brachte; aber gewiſſe Umſtände knüpfen ſich beſonders an das Landgut Maintenon, und mit dieſen wollen wir uns jetzt beſchäftigen. — Im Jahr 1473 erwähnt die Geſchichte eines Herrn von Maintenon. Die Stadt war damals nur ein Edelgut, und von dem Schloſſe, welches der

Intendant der Finanzen, Jean Cortereau, daselbst im Anfang des 16. Jahrhunderts erbauen ließ, sind noch mehrere Theile vorhanden.

Die Nachfolger von Jean Cortereau verkauften Maintenon an die Französin d'Aubignée, welche bald eine so große Rolle am Hofe spielen sollte. Man findet in den Geschichten jener Zeit eine ziemlich sonderbare Anekdote, welche die Erhöhung der Madame Scarron berührt. Ein Maurer, Namens Barbé, der sich mit der Sterndeuterei abgab, ging oft in das Haus des Dichters Scarron, er sah dessen Frau, und bei ihrem Anblick rief er erstaunt aus: „das ist die Frau eines Krüppels, aber ich weiß gewiß, sie ist bestimmt, Königin zu werden". Diese Worte des Maurers schienen durch Begeisterung eingegeben zu seyn. Einige Zeit nachher begegnete Barbé der Madame Scarron in einem Hôtel, das sie damals bewohnte, und indem er vor ihr stehen blieb, sagte er in einem prophetischen Ton zu ihr: „Madame, nach mannichfachem Verdruß und viel Sorgen werden Sie so hoch steigen, als Sie nimmermehr glauben. Ein König wird Sie lieben und Sie werden herrschen." Darauf ging er in die näheren Umstände ein, die sich alle einst zutragen sollten. Die Damen, welche bei dem Gespräche zugegen waren, konnten sich des Lachens nicht erwehren, und spotteten über diese Prophezeihung.

„Nun, meine Damen," versetzte der Maurer zornig, „Sie sollten ihr zu Füßen fallen und das Kleid küssen, statt zu spotten." Bald nachher bekam Madame Scarron mit dem Landgute Maintenon den Titel einer Marquisin.

Im Jahr 1685 wurde die berühmte Wasserleitung Maintenon angefangen, wodurch die Wasser der Eure nach Versailles geleitet werden sollten. Ein Kanal, welcher in seinen Krümmungen einen Raum von 22,470 Klafter durchläuft, wurde von dem Flecken Pointgoin bis an diese Wasserleitung gegraben. Die Breite dieses Kanals, der an demselben hinlaufende Fuß-

pfad und die Böschungen ist 105 Fuß, und das Wasser würde in einem Bett von 15 Fuß Breite und ungefähr 10 Fuß Tiefe geflossen seyn, da es aber nöthig war, in dem ganzen Lauf des Kanals einen gleichförmigen Fall des Wassers zu erhalten, so sah man sich genöthigt, das Land an manchen Plätzen mehr als 30 Fuß in einer Länge von mehr als 1000 Klafter bis zur wasserrechten Fläche zu erhöhen. Es ist leicht zu begreifen, wie die zu dieser Höhe aufgeworfene Erde dem Wasser keinen großen Widerstand leisten konnte, und dasselbe sich leicht in der Ebene verbreitete. Auch hat man versichert, daß in dem Augenblick, als man die Schleußen zu Pointgoin öffnete, es mehr als 14 Tage dauerte, bis das Wasser in Maintenon ankam.

Es wurden nun von Pointgoin bis Maintenon mehr als 30 Brücken und Bogen angebracht, um die Wasser zu einer wunderbaren Höhe hinaufführen zu können.

Diese Unternehmung auszuführen, kostete 10,000 Menschen das Leben, und mehr als 50 Millionen, und führte nicht zum Ziel.

Das colossale Werk, welches ewig dauern sollte, wurde größtentheils 65 Jahr später wieder niedergerissen; dieses geschah wegen der Wiederaufbauung des Schlosses Crecy. Was also Louis XIV. für Frau v. Maintenon gethan hatte, ließ Louis XV. zu Gunsten der Madame Pompadour wieder zerstören.

Das Landgut Maintenon, welches erst noch eine Burgvogtei war, wurde im Jahr 1686 zu Gunsten der Wittwe Scarron zum Marquisat erhoben; dadurch gelang diese Dame auf den ersten Thron von Frankreich. —

Voltaire erzählt: „Der König heirathete sie auf den Rath des Père la chaise heimlich im Monat Januar 1686, in einer kleiner Capelle, welche am Ende der Zimmer war, die seitdem der Herzog von Bourgogne bewohnte. Der Erzbischof von

Paris verrichtete die Trauung, und der Beichtvater wohnte derselben bei. Monchevreul und Bontems, die ersten Kammerdiener, waren die Zeugen; man kann diese Thatsache nicht mehr läugnen, welche von allen Schriftstellern erzählt wird, die sich aber im Namen des Orts und in dem Datum getäuscht haben.

Die Memoiren jener Zeit erzählen, daß Pere la chaise die Messe in der Nacht in einem der Cabinette des Königs zu Versailles las; daß Bontems, Gouverneur von Versailles, erster Kammerherr, diese Messe bediente, wo der Monarch und Madam Maintenon in Gegenwart von Harlays und Louvois sich vermählten. Jedoch zeigt man zu Maintenon selbst, und alle Landleute glauben die kleine Kapelle noch zu sehen, wo Ludwig XIV. Trauung stattfand.

Nach der Madam Maintenon ging das Landgut, welches ihren Namen führte, an ihre Nichte Françoise d'Aubigné über, welche es durch Heirath an die Familie Noailles brachte; das Landgut Maintenon gehört heutzutage dem Herzoge von Aignan. Die Kapelle, welche man daselbst noch zeigt, hat nichts Bemerkenswerthes. —

In dem Hauptgebäude ist das alte Gemach der Marquisin; das Zimmer, wo sie schlief, hat eine Ausmeublirung nach dem neuesten Geschmack erhalten; über dem Schornstein ist ihr Portrait aufbewahrt, sie ist in einem blauen sammtenen mit Hermelin gefütterten Mantel gemalt; es fehlt diesem Mantel nichts als die Lilien, um demselben das Kennzeichen der königlichen Würde zu geben. Das Gemach des Königs ist von dem gegenwärtigen Eigenthümer bewohnt. Jedes Jahr am Ostermontag geht eine Wallfahrt nach der Kapelle Saint Mamers, welche eine Viertelstunde von der Stadt entfernt ist; — die Berühmtheit dieser Kapelle zieht viele Menschen an.

Brest.

Eine berühmte und wichtige Seestadt mit 25,000 Einwohnern, an einem Abhange, an der Mündung des Flüßchens Elhorne, an einer schönen Bai am atlantischen Meere, auf der westlichen Küste von Bretagne, 130 fr. Meilen von Paris. Sie ist mit Wällen und Bastionen umgeben; ist erst um die Mitte des 17ten Jahrhunderts angelegt worden, ist aber nicht gar schön gebaut, woran die Lage schuld ist; denn außer den zwei Hauptstraßen sieht man hier nur enge Gäßchen, die zum Theil so steil sind, daß man steinerne Treppen in denselben anlegen mußte. Der einzige öffentliche Platz ist der viereckte, ziemlich hübsche Paradeplatz. Schöner und beinahe eben so groß, als die Stadt selbst, ist die Vorstadt Recouvrance, welche von jener durch einen Arm des Meeres getrennt wird, der hier den Hafen der Stadt, einer der schönsten und sichersten in ganz Frankreich, bildet, welcher durch ein festes Kastell beschützt wird, dem gegenüber eine starke Schanze in Gestalt eines Hufeisens liegt. Auf jeder Seite des Hafens zieht sich ein schöner Kai hin, an welchem

die ſo merkwürdigen, großen und ſchönen Magazine, Schiffswerfte, das See-Arſenal, das Bagnio für die Galeerenſclaven, die See-Werkſtätte u. ſ. w. liegen, welche einen großen Umfang haben, und ein ungeheures Vorrathslager für die Kriegs-Marine ausmachen. Vor dem Hafen liegt die geräumige und ſichere Rhede von Breſt, welche durch die Bai gebildet wird, die einen Umkreis von ungefähr 8 Stunden und einen engen, gefährlichen Eingang hat, Goulet genannt, der durch ſtarke Batterien vertheidigt wird. — Es ſind hier blos Fabriken von Segeltuch und anderen groben Zeuchen, auch wird nur wenig Außenhandel getrieben, da die Stadt eigentlich ein Kriegshafen iſt; doch gehen die Einwohner auf die Fiſcherei aus. Man findet übrigens hier alle zum Seeweſen gehörigen Anſtalten, eine große Schifffahrtsſchule, eine mediciniſche Lehranſtalt für Schiffs-Chirurgen, ein Militair- und See-Hospital u. ſ. w. Auch iſt die Stadt der Sitz eines See-Präfekts, eines Handelsgerichts u. ſ. w.

DER HAFEN VON BREST

Die Revolution vom 18. und 19. Brümaire.

(Fortſetzung.)

Dem Kriegsminiſter Dubois de Crancé hatte die militäriſche Bewegung, welche ſeit einigen Tagen in den Kaſernen und unter den Officieren zu Bonapartes Gunſten vorging, nicht unbekannt ſeyn können; er hatte zuverläſſige Beweiſe von dem angeſponnenen Complotte, die Beſatzung von Paris zu verführen und ſie zu einer Revolution gegen die Regierung zu gebrauchen. Er begab ſich den 17. nach dem Pallaſte Luxemburg, benachrichtigte hiervon den Präſidenten des Direktoriums, Gohier, und ſchlug ihm vor, den General Bonaparte des folgenden Tages mitten unter der Ausführung ſeines Anſchlags verhaften zu laſſen. Allein die Direktoren, die ſich auf Fouché's Berichte und auf die Geſinnungen, welche Bonaparte ſeit ſeiner Wiederankunft fortwährend gegen ſie geäußert hatte, verließen, beſonders Gohier, den Bonaparte am meiſten zu gewinnen ſuchte, weil er deſſen republikaniſchen Einfluß am meiſten fürchtete, eiferten gegen des Miniſters Vorhaben, und blieben in gänzlicher Unwiſſenheit über das, was auf dem rechten Ufer der Seine vorging. Inzwiſchen hatte Dubois de Crancé, der auf den

Fall, daß das Directorium erwachen würde, nicht ſo ganz unverſehens wollte überraſcht werden, den ſämmtlichen Truppen befohlen, ihre Kaſernen nicht zu verlaſſen. Der Oberſt Sebaſtiani erhielt den 10. um ſechs Uhr Morgens, als er mit ſeinen Dragonern zu Pferde ſtieg, die Weiſung, ſich in das Miniſterium zu verfügen. Sebaſtiani ſteckte die Ordre in ſeine Taſche, und langte mit ſeinen 400 Pferden vor Bonaparte's Wohnung an. Der General ließ durch ihn ſeine Offiziere zum Frühſtück einladen.

Unterwegs begegnete Sebaſtiani in der langen und engen Allee, die zu Bonaparte's Wohnung führte, dem General Lefebvre, der dahergefahren kam; dieſer General war Commandant von Paris; er frug den Oberſten mit Strenge, kraft welcher Vollmacht er ſich an der Spitze ſeines Regiments befinde. „Der General Bonaparte wird es Ihnen ſagen," verſetzte Sebaſtiani. Lefebvre befahl ſeinem Kutſcher, umzulenken und ihn wieder nach Hauſe zu fahren. Sebaſtiani machte ihm nun ſeine Verhaltungsbefehle bekannt, und redete Lefebvre zu, zu Bonaparte zu gehen, um ſich mit ihm zu verſtändigen. Lefebvre, der die Unmöglichkeit einſah, ſeinen Wagen in dem Eingange umwenden zu laſſen, und ſich der getroffenen Verfügung zu entziehen, entſchloß ſich, Sebaſtiani's Rath zu befolgen. Als er ſich bei Bonaparte befand, befragte er ihn über die, ſeinem Befehle gemäß ſtattgehabte Truppen-Bewegung, und machte ihm heftige Vorwürfe. Als er fertig war, ſagte Bonaparte kaltblütig zu ihm: „General Lefebvre, Sie ſind eine der Säulen der Republik; ich will dieſe heute mit Ihnen retten, und ſie von den Advokaten befreien, die unſer ſchönes Frankreich zu Grunde richten; um deßwillen habe ich Sie erſucht, dieſen Vormittag zu mir zu kommen." — „Die Advokaten," erwiederte Lefebvre, „ja, Sie haben Recht, man muß ſie fortjagen. Sie können

auf mich zählen." So endigte sich dieses Abenteuer, welches ernsthafte Folgen hätte nach sich ziehen können. Man sieht ein, wie wichtig es für Bonaparte war, den Commandanten von Paris auf seiner Seite und bei sich zu haben. Bald darauf erschienen schaarenweise die Generale und Officiere, die sich seit einigen Tagen als Anhänger des Gegners des Direktoriums erklärt hatten. Unter ihnen bemerkte man Moreau, der sich Bonaparte unbedingt hingab. Dieser fürchtete Bernadotte, das gefährlichste Oberhaupt der Partei der Reitschule; er beauftragte seinen Bruder Joseph, sich seiner für den ganzen Vormittag zu bemächtigen und ihn beim Frühstücke zu behalten. Stets wachsam und unfähig, irgend etwas zu vernachlässigen, wollte er sich auch des Präsidenten des Direktoriums versichern, und lud ihn gerade auf den Tag der Unternehmung zum Mittagessen ein. Eben so hatte Bonaparte, der die Vorsicht noch weiter trieb, um von Gohiers Seite, sobald die Entscheidung des Raths der Alten bekannt würde, keinen Widerstand zu finden, durch seine Gemahlin an den Direktor und dessen Gattin eine dringende Einladung, mit ihm um 8 Uhr Morgens zu frühstücken, ergehen und solche durch seinen Sohn Eugen überbringen lassen. Gohier, als ein Mann, der eben nicht sogleich mit sich selbst einig ward, schickte blos seine Frau ab. Mittlerweile hatte ohne Vorwissen des Direktoriums, dessen Ungläubigkeit und Zutrauen im Pallaste von Luxemburg schlummerten, schon um 5 Uhr eine allgemeine Zusammenberufung der Mitglieder des Raths der Alten, die in die Verschwörung eingeweiht waren, stattgehabt. Schon fand sich Bonaparte beinahe von der Gesammtheit der Pariser Militär-Personen umgeben, als der Abgeordnete Cornet ihm das Dekret überbrachte, das die Armee zu seiner Verfügung stellte, und die Versetzung der beiden Räthe nach Saint-Cloud anordnete. Ehre dem Ehre gebührt; für keinen Menschen, der

Zeuge dieſes großen Dramas war, unterliegt es einem Zweifel, daß ohne das Dekret des Raths der Alten Bonaparte ſeine Entwürfe nicht hätte durchſetzen, noch innerhalb 24 Stunden die Regierungsform ändern können, ohne ſich mitten in der Hauptſtadt auf das gewagte tumultuariſche Spiel einer Revolution einzulaſſen. Jenes Dekret legitimirte zwar nicht, aber es genehmigte, was jetzt auf militäriſche Weiſe ſtattfinden ſollte. Der Mittelpunkt, der Feuerheerd, die unumgänglich nothwendige Stütze der Verſchwörung, befanden ſich im Rathe der Alten.

Fouché, den man nicht zugezogen hatte, um die Fäden des Gewebes zu leiten, hielt ſich dafür ſchadlos, daß er beide Partheien auskundſchaften ließ: er wußte zuerſt, daß Gohier die Vorſchläge von Dubois de Crancé verworfen hatte, und brüſtete ſich bei Bonaparte mit dieſer Entdeckung; eben ſo wußte er zuerſt, daß das Dekret der Alten erlaſſen ſey, und beeilte ſich, Bonaparte vor Cornets, ihres Präſidenten, Ankunft hievon zu benachrichtigen. Jetzt, da er ſeinen Eifer nicht zurückzuhalten vermochte, oder vielmehr, um deſſen Früchte zu ernten, die Gelegenheit ergriff, ihn ausbrechen zu laſſen, geſtand er dem General, daß er den Befehl ertheilt hätte, die Barrieren von Paris zu ſchließen und die Curiere und Poſtwägen anzuhalten. Noch hatte Fouché die Gewohnheit der revolutionären Mittel nicht abgelegt, und handelte ſtets den Grundſätzen ſeiner Schule gemäß. Bonaparte erwiederte ihm bloß: „Sie ſehen aus dem Gewimmel der mich umgebenden Bürger und Braven, daß ich bloß mit der Nation und für ſie handle. Ich werde dem Decrete des Raths Achtung zu verſchaffen und die öffentliche Ruhe ſicher zu ſtellen wiſſen.“ Fouché verließ den General, um eine Proclamation zu erlaſſen, die er zu Gunſten der neuen Revolution ſchon bereit hielt, und begab ſich ſofort nach dem Luxemburg, um das Directorium von dem Beſchluſſe der Alten

in Kenntniß zu ſetzen. Der Präſident Gohier empfing ihn, wie er es verdiente. Was nöthigte Fouché, ſo verſtrickt, wie er war, ſich den Directoren vorzuſtellen, da er doch ſeit Bonapartes Zurückkunft nicht aufgehört hatte, ſeine Polizei dazu anzuwenden, ſie zu verrathen? Der Grund dieſes Betragens iſt der: die Sache war noch nicht abgethan; er war dreiſt genug, dem Präſidenten zu ſagen, daß er ja doch Rapporte erhalten hätte; allein dieſe Rapporte waren augenſcheinlich falſch, weil dieſer treuloſe Miniſter gegen das Directorium arbeitete. Er fügte hinzu: „Iſt nicht der Streich aus dem Schooße des Directoriums ſelbſt ausgegangen? Sieyes und Roger-Ducos ſind bei der Commiſſion der Alten.“ — „Die Mehrheit iſt hier,“ entgegnete ihm Gohier kalt, „und wenn das Directorium Befehle zu ertheilen hat, ſo wird es ſolche Männern übertragen, die ſeines Vertrauens würdiger ſind.“

Gohier hatte Recht, ſo mit Fouché zu ſprechen; allein er hatte unter den vorwaltenden Umſtänden das Unrecht, ſich, gleich ſeinen Collegen, als einen ſo mittelmäßigen Verſchwörer erwieſen zu haben, nachdem er ein ſo ſchwacher Regent geweſen war. Ihm konnte nicht unbekannt ſeyn, daß Bonaparte gekommen ſey, um an den Geſchäften Theil zu nehmen; in der That hatte der General, wie Fouché ſagt, bei Gohier die Aufnahme in das Directorium nachgeſucht, und Gohier weigerte ſich bloß unter Beziehung auf das, von der Conſtitution vorgeſchriebene Alter zu dieſer Neuerung mitzuwirken. Das Wahre iſt, daß ſich bei dieſer Revolution keine Männer von Fähigkeit, außer denen, welche ſie ausführten, befanden, und daß eine, in ihrer eigenen Hauptſtadt von der Mehrzahl der Einwohner und von ihren Truppen für erledigt erklärte Regierung, die überdieß unter ihren Feinden Bonaparte, Moreau, Talleyrand, Fouché, Cambacerès, und die mächtigſten und ausgezeichnetſten Männer der

Zeit zählte, durchaus kein Rettungsmittel hatte, und die in ihrem Sturze, der ſeit vierzehn Tagen das Geheimniß der geſammten Bevölkerung war, lächerlich wurde.

Indeſſen hatte der Präſident Cornet ſo eben dem General Bonaparte im Beiſeyn aller Militärperſonen, wovon ſein Hotel angefüllt war, nachſtehendes Decret verleſen:

„Kraft der Artikel 102, 103 und 104 der Conſtitution decretirt der Rath der Alten Folgendes:

„1) Der geſetzgebende Körper wird in die Gemeinde Saint-Cloud verſetzt. Die beiden Räthe werden daſelbſt in den zwei Flügeln des Pallaſtes ihre Sitzungen halten.“

„2) Sie werden ſich morgen den 19. Brumaire, um Mittag dort einfinden. Jede Fortſetzung amtlicher Berathſchlagung iſt anderwärts vor dieſem Termine verboten.“

„3) Der General Bonaparte wird mit der Vollziehung gegenwärtigen Decrets beauftragt; er wird alle zu der Sicherheit der National-Repräſentation erforderlichen Maßregeln ergreifen. Der General, Commandant der 17. Diviſion, die Wache des geſetzgebenden Körpers, die ſtehenden Nationalgarden, die, in der Gemeinde Paris und in dem conſtitutionellen Umkreiſe, ſo wie im ganzen Umfange der 17. Diviſion befindlichen Linien-Truppen ſind unmittelbar unter ſeine Befehle geſtellt und gehalten, ihn in dieſer Eigenſchaft anzuerkennen. Alle Bürger werden ihm auf den erſten Aufruf mit gewaffneter Hand beiſtehen.“

„4) Der General Bonaparte wird in den Schooß des Raths berufen, um daſelbſt eine Ausfertigung gegenwärtigen Decrets zu erhalten und Eidestreue zu leiſten; er wird mit den Commiſſionen der Inſpectoren beider Räthe Rückſprache nehmen.“

„5) Gegenwärtiges Decret wird ſogleich durch eine Botſchaft dem Rathe der Fünfhundert und dem Vollziehungs-Directorium übermacht werden; es ſoll gedruckt, angeſchlagen, verkün-

det und durch beſondere Eilboten in alle Gemeinden der Republik verſendet werden."

So lautete das erſte Manifeſt der, zwiſchen Bonaparte und Sieyes in der Conferenz vom 14. verabredeten Revolution, zu deren Organ und Werkzeug der Rath der Alten ſich hergab.

Nach dieſer Vorleſung befahl Bonaparte den achtundvierzig Adjutanten, den Generalmarſch ſchlagen und das Decret in allen Quartieren von Paris verkünden zu laſſen; ſodann ſtieg er im Gefolge der Officiere und Dragoner Sebaſtianis zu Pferd, und zog über die Drehbrücke in die Tuillerien ein, wo ihm die Leibwache des Raths der Alten entgegen kam, die ihn in Schlachtordnung auf der Waſſer-Terraſſe erwartete. Mit dieſer Begleitung langte er unter dem Zujauchzen der Soldaten und des Volkes, welches die Neuheit dieſes Schauſpiels herbeigelockt hatte, im Pallaſte an. Nachdem er mit ſeinem Generalſtab in den Sitzungsſaal eingeführt worden war, ſagte er: „Bürger! die Republik ſchwebte am Rande des Untergangs; Ihr wußtet es, und ſo eben hat Euer Decret ſie gerettet. Wehe denen, die Verwirrung und Unordnung wünſchen. Ich werde ſie mit Hülfe der Generale Berthier, Lefebvre und meiner ſämmtlichen Waffengenoſſen feſtnehmen. Man ſuche ja nicht in der Vergangenheit Beiſpiele auf, die Euern Gang aufhalten könnten. Nichts in der Geſchichte gleicht dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts; nichts in dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts gleicht dem gegenwärtigen Augenblicke. Eure Weisheit hat jenes Decret erlaſſen, unſere Armeen werden es zu vollſtrecken wiſſen. Wir wollen eine, auf wahre Freiheit, auf die bürgerliche Freiheit, auf die National-Repräſentation begründete Republik; wir werden ſie haben. Ich ſchwöre es. Ich ſchwöre es auf meinen und meiner Waffengefährten Namen."

Bonaparte empfing die Glückwünſche und Aufmunterungen der anweſenden Mitglieder des Raths der Alten.

Der Präſident Cornet hatte während der vorhergehenden Nacht auf eine geſchickte Weiſe eine Majorität zuſammengeſetzt.

Dieſe Art, die Freiheit zu verleihen, erhielt bald durch die Streitmacht, die der Rath der Alten ſo eben zu Bonapartes Verfügung geſtellt hatte, Geſetzeskraft. Er nahm eine Muſterung der Truppen im Carrouſſel vor, und redete ſie durch nachſtehende, in der Folge an die Armeen abgeſchickte Proclamation an: „Soldaten! das außerordentliche Dekret des Raths der Alten iſt den Artikeln 102 und 103 der Verfaſſungs-Urkunde gemäß. Er hat mir die Befehlshaberſchaft über die Stadt und über die Armee übertragen. Ich habe ſie angenommen, um die Maßregeln, die er ergreifen wird, und die insgeſammt zu des Volkes Beſtem gereichen, zu unterſtützen. Die Republik wird ſeit zwei Jahren ſchlecht regiert. Ihr habt gehofft, daß meine Rückkehr ſo vielem Unheil ein Ziel ſetzen werde: Ihr habt ſie mit einer Einmüthigkeit gefeiert, die mir Verbindlichkeiten auflegt, welche ich erfülle. Ihr werdet die Eurigen erfüllen und Euren General mit der Energie, der Feſtigkeit und dem Vertrauen, die ich ſtets bei Euch gefunden habe, unterſtützen. Die Freiheit, der Sieg und der Friede werden die franzöſiſche Republik wieder in den Rang, den ſie in Europa einnahm, und deſſen nur Ungeſchicklichkeit oder Verrath ſie haben verluſtig machen können, verſetzen. Es lebe die Republik! Die Truppen antworteten mit einmüthigem Geſchrei: Es lebe Bonaparte! Es lebe die Republik! Jetzt näherte ſich Augereau Bonaparte und ſagte zu ihm! „Wie, General, Sie haben etwas für das Vaterland thun wollen, und haben Augerau nicht dazu berufen?“ Ein Wort von Bonaparte belehrte dieſen General, daß man von ihm weder etwas befürchte, noch etwas verlange. Der Held

des Directoriums am 18. Fructidor konnte nicht am 18. Brumaire Bonapartes Mann seyn; und überdieß hatte Letzterer nicht vergessen, daß Augereau einer der feurigsten Chefs der Reitschule war. Der Anstoß zu Neuerungen war dem Militär durch Moreau gegeben worden, der Augereaus revolutionären Grundsätzen nicht beistimmte.

Zehntausend Mann lagen unter dem Commando des Generals Lefebvre in den Tuillerien. Die Befehlshaberschaft über das Schloß Luxemburg wurde Moreau übertragen, der dem General Bonaparte seine Dienste als Adjutant angeboten hatte. Bonaparte nahm solche an, und ergriff vielleicht die Gelegenheit, ihn zu compromittiren. Lannes erhielt den Oberbefehl über die Leibwache des gesetzgebenden Körpers; der über die Artillerie und die Militärschule ward Marmont; der über die Invaliden dem General Berruyer; der über Paris dem General Morand; der über Versailles dem General Macdonald; der über Saint-Cloud dem General Murat zu Theil, welcher beauftragt war, diese Gemeinde militärisch zu besetzen. Der General Serrurier hatte die Reserve in dem Dörfchen Point-du-Jour. Der General Andréossy ward zum Chef des Generalstabs ernannt; unter ihm standen die General-Adjutanten Caffarelli und Doucet. Der General Lefebvre behielt die siebenzehnte Militär-Division.

Das Directorium erfuhr diese Ereignisse erst zwischen zehn und eilf Uhr Morgens, während ganz Paris seit mehr als zwei Stunden davon unterrichtet war. Es sah sich auf einmal, durch eine seltsame Metamorphose, ohne Macht, ohne Garden, ohne Verbindung mit den Räthen, mit dem Ober-General und mit der Armee. Eine Stunde zuvor war Sieyes, der um den ganzen Vorgang wohl wußte, ruhig und wie gewöhnlich, unter Barras Augen zu Pferde gestiegen, der über des neuen Bereiters Geschicklichkeit spottete, indessen dieser im Schritte ritt, um

ſich durch die Fähre-Straße (rue du Bac) nach dem Rathe der Alten zu begeben; Roger-Ducos traf etwas ſpäter zu Fuße daſelbſt ein. Indeſſen ließen Barras, Gohier und Moulins, noch immer in dem Wahne, die Republik zu repräſentiren, den General Lefebvre berufen: er antwortete ihnen durch das Dekret, das ihn und die bewaffnete Macht zur Verfügung des Generals Bonaparte ſtellte. Die Directoren proteſtirten Anfangs mit Heftigkeit gegen das Dekret des Raths der Alten; allein Barras, von Bruix und Talleyrand unterrichtet, begriff wohl, daß die Regierung des Directoriums zu Ende ſey, und brachte ſeine Collegen dadurch, daß er heimlich ſeinen Abſchied nahm, um die Majorität.

Sobald ihm der Beſchluß der Alten bekannt war, ſandte er ſeinen Sekretär Bottot in die Tuillerien zu Bonaparte. Bottot traf den General in dem Saale der Inſpectoren des Raths, und in dem Augenblicke, wo er ſich anſchickte, die ihm aufgetragene Sendung zu erfüllen, ſagte Bonaparte zu ihm: „Melden Sie Ihrem Barras, daß ich nicht mehr von ihm reden hören will.“ Hierauf ſprach er, die Stimme erhebend, das Urtheil über die Directoren, als wären ſie zugegen geweſen, alſo aus: „Was haben Sie aus dieſem Frankreich gemacht, das ich Ihnen ſo blühend hinterlaſſen habe? Ich habe Ihnen den Frieden zurückgelaſſen, ich habe den Krieg wieder gefunden. Ich habe Ihnen Siege zurückgelaſſen, und habe wieder Unglücksfälle gefunden. Ich habe Ihnen die Millionen Italiens zurückgelaſſen, und habe wieder überall räuberiſche Geſetze und Elend gefunden. Was haben Sie aus den hunderttauſend Franzoſen, die ich kannte, die mir insgeſammt auf der Bahn des Ruhmes folgten, gemacht? Sie ſind dahin! Dieſer Zuſtand der Dinge kann nicht beſtehen: ehe drei Jahre vergingen, würde er uns zum Deſpotismus führen. Wir wollen aber die Republik,—die

Republik, festgestellt auf den Grundlagen der Gleichheit, der Moral, der bürgerlichen Freiheit und der politischen Duldung. Bei einer guten Verwaltung werden alle Individuen der Factionen vergessen, denen man sie einverleibte, um ihnen zu erlauben, Franzosen zu seyn. Es ist endlich Zeit, daß man den Vertheidigern des Vaterlandes das Zutrauen wieder schenke, worauf sie so viele Rechte haben. Gäbe man einigen Parteisüchtigen Gehör, so würden wir bald sammt und sonders Feinde der Republik seyn, wir, die wir sie durch unsere Anstrengung und unsern Muth befestigt haben! Wir wollen keine Leute, die mehr Patrioten sind, als die Braven, die im Dienste des Vaterlandes verstümmelt wurden." Diese letztere Phrase verrieth zur Genüge, unter welchem Banner die Freiheit einherziehen sollte.

Dubois de Crancé schlug den Directoren Gohier und Moulins nochmals vor, Bonaparte auf dem Wege nach Saint-Cloud zu verhaften; allein der Präsident Gohier erwiederte ihm: „Wie mögen Sie glauben, daß er zu Saint-Cloud eine Revolution bewerkstellige, da ich hier die Siegel der Revolution in Händen habe?" Gohier und sein Amtsgenosse Moulins ließen sich nun nach den Tuilerien, in den Saal der Inspectoren beider Räthe, begleiten; und hier verweigerten sie ihre Zustimmung. Gohier ließ sich herzhaft in eine sehr lebhafte Erläuterung mit Bonaparte ein, der die Unterredung barsch mit den Worten endigte: „Die Republik ist in Gefahr, man muß sie retten, und das will ich." In demselben Augenblicke erhielt man die Nachricht, daß Santerre, ein Verwandter Moulins, die Vorstadt Saint-Antoine aufwiegle. „Wenn er sich rührt," sagte Bonaparte zu Moulins, „so werde ich ihn umbringen lassen." Die beiden Directoren, die nicht mehr wußten, was aus ihnen werden sollte, und jetzt durch Barras Abtritt Nullen im Staate waren, kehrten, man weiß nicht warum, nach

Luxemburg zurück. Sie wurden hier bald durch den General Moreau eingeſchloſſen, der die ihm ertheilten Aufträge mit einem Eifer vollzog, den man von einem dem Anſcheine nach ſo aufrichtigen Republikaner nicht hätte erwarten ſollen. Er konnte, wie ſo viele Andere, Zeuge bleiben; allein er wollte handelnde Perſon ſeyn, und eben deßhalb erklärte ſich die öffentliche Meinung gegen ihn. Gohier und Moulins, obſchon von dieſem Generale als Arreſtanten conſignirt und in enger Haft gehalten, fanden leicht Gelegenheit, den vormaligen Pallaſt des Directoriums zu verlaſſen; und eben dieſes wollte man. Was Barras betrifft, ſo wurde er über ſeine Lage dergeſtalt beunruhigt, daß er einen Paß nebſt einem Geleite nach Gros-Bois verlangte: er erhielt Beides, und reiſ'te als ein Gefangener ab. So endete das Direktorium, und es ward ſeiner nicht mehr gedacht. Die am folgenden Tage ſtattgehabten Ereigniſſe waren ungleich erheblicher, als der Sturz dieſer ſchwachen Regierung; denn ſie gingen in hohem Grade die Sache der Freiheit an, die Niemand in Paris mit jener des Direktoriums zu vermengen in Verſuchung gerieth. Dieſer erſte Tag war der Tag der Gimpel.

In der Nacht wurden zu Paris geheime Verſammlungen gehalten; ſelbſt ein Theil der Mitglieder des Raths der Alten, die für das am Morgen erlaſſene Dekret geſtimmt hatten, erſchrack über deſſen wahrſcheinliche Folgen, wegen der Wirkungen, die es bereits erzeugt hatte. Sie fingen etwas ſpät an, gewahr zu werden, daß ſie einen Dictator erſchaffen hätten; man machte ſogar in der Wohnung eines Mitgliedes der Fünfhunderte den Verſuch, einen Plan zum Widerſtande auszuarbeiten, und dem General Bonaparte den General Bernadotte entgegenzuſtellen, dem der Oberbefehl über die Leibwache des geſetzgebenden Körpers von den beiden Räthen am nächſten Tage wäre übertragen worden. Allein Bonaparte hatte mit ſeiner gewöhnlichen Klug-

heit auf dieſen wichtigen Poſten einen ſeiner Sache ergebenen Mann geſtellt. Alles diente ſeinem Glücke; denn der Abgeordnete, bei welchem über den Anſchlag der Mißvergnügten berathſchlagt worden war, erſchrack darüber ſo ſehr, daß er ſelbſt die Anzeige davon machte; Bonaparte nahm dieſe feigherzige Entdeckung, wie es ſich gebührte, auf, und ertheilte darauf eine drohende Antwort.

In derſelben Nacht hatten auch die Anhänger der neuen Revolution einen Plan verabredet, um die beiden Räthe zu beherrſchen.

Unter den Alten figurirten Regnier, Cornudet, Fargues und Lemercier; unter den Fünfhunderten erſchienen Lucian Bonaparte, damaliger Präſident, Boulay de la Meurthe, Emile Gaudin, Chazal und Cabanis. Dieſer Tag konnte mehr denn ſtürmiſch werden, und triumphirte Bonaparte nicht über die ihn bedrohenden Widerſacher, ſo befanden ſich ſeine Partei und er für ſeine Perſon auf einmal in dem Wechſelfalle eines unſeligen Bürgerkriegs, oder der Verantwortlichkeit wegen eines Complotts gegen den Staat. Sieyes, zu ſehr verſichert von der Heftigkeit des, hauptſächlich im Rathe der Fünfhundert zu gewärtigenden Widerſtandes, hatte Bonaparte die Verhaftung von vierzig Individuen, deren Liſte er ihm überreichte, vorgeſchlagen. Allein Bonaparte entgegnete, daß es zu keinem Kampfe kommen würde. Morgen werden wir es zu Saint Cloud ſehen, ſagte ihm der ſtaatskluge Sieyes. Fouché wußte mittelſt ſeiner Polizei genug davon, um nicht ruhig zu ſeyn. Ihm dünkte, daß die Debatten deſto erbitterter ſeyn müßten, weil die Mehrheit der Mitglieder des Raths überzeugt war, daß Bonaparte an die Stelle der Conſtitution eine militäriſche Regierung einſetzen wollte. In den Räthen waren der Gegner der Directorial-Regierung allzu viele; ſie zweckten aber bloß auf eine theilweiſe Veränderung

unter den Direktoren ab. Paris war auf ein großes Ereigniß gefaßt; ſchon am 19. Morgens war die Straße nach Saint-Cloud von einer Menge Neugieriger überſchwemmt. Bald waren die Zugänge zu dieſer Gemeinde durch den Zug der Mitglieder der beiden Räthe, der Militärperſonen, des Generals Bonaparte und der Truppen, zu welchen er ſo eben auf dem Marsfelde geſprochen hatte, bedeckt; Murat hatte ſie ſchon Tags zuvor beſetzt.

Die beiden Räthe verſammelten ſich; die Fünfhunderte in der Orangerie; die Alten in der Gallerie des Pallaſtes; jene unter Lucians, dieſe unter Cornets Vorſitze. Im Rathe der Fünfhundert eröffnete Emile Gaudin die Sitzung mit einer ſehr geſchickten Rede; er verlangte, daß eine Commiſſion niedergeſetzt werden ſollte, um ſogleich über die Lage der Republik Bericht zu erſtatten, und daß, bevor ſolcher angehört worden, kein Beſchluß ſollte gefaßt werden. Boulay de la Meurthe, der zu dieſer Commiſſion ernannt ward, hatte dieſen Bericht während der Nacht vorbereitet. Kaum hatte Gaudin zu ſprechen aufgehört, als der Saal mit dem Geſchrei: „Es lebe die Conſtitution! Nieder mit dem Dictator!“ wiederhallte.

Delbrel, von Grandmaiſon unterſtützt, ſchlug vor, den Tod oder die Conſtitution zu ſchwören. Bei dem Geſchrei: Es lebe die Republik! erhob ſich die Verſammlung mit Enthuſiasmus und der Eid wurde einzeln geleiſtet; allein dieſer Eid glich keineswegs jenem im Ballhauſe. Gleichwohl wagte es keiner der Anhänger Bonapartes, ſich dem gewaltigen Anſtoße des Augenblicks zu entziehen.

Im Rathe der Alten war die Sitzung, ſey es wegen des Alters ſeiner Mitglieder, oder wegen des bekannten Einfluſſes Bonapartes und Sieyes, wodurch dieſer Rath unter ſich entzweit ward, minder ſtürmiſch. Indeſſen ſtimmte, trotz

der falſchen Ausſage des Sekretärs des Direktoriums, Lagarde, daß die Direktoren insgeſammt abgedankt hätten, die Mehrheit für die Erſetzung der ausgetretenen Mitglieder in den von der Conſtitution vorgeſchriebenen Formen. Jetzt glaubte der General Bonaparte, von der Gefahr benachrichtigt, daß der Augenblick, hervorzutreten, gekommen ſey; er ging in Begleitung ſeiner Adjutanten durch den Mars-Saal hindurch und erſchien plötzlich in dem Rathe der Alten. Ohne Zweifel wird dem Leſer nicht entgangen ſeyn, daß er Tags zuvor, als er in der Sitzung dieſes Raths das Dekret, das ihn an die Spitze der Streitmacht der Republik ſtellte, empfangen ſollte, der ihm in dieſer Eigenſchaft vorgeſchriebenen Eidesleiſtung ausgewichen war.

Sogleich nach ſeinem Eintritt hielt er aus dem Stegreif eine Rede über die dermaligen Gefahren und über ſeine eigenen Abſichten. „Man ſpricht," ſagte er, „von einem Cäſar, von einem neuen Cromwell; man ſprengt aus, ich wolle eine militäriſche Regierung errichten. — Hätte ich mir die höchſte Gewalt anmaßen wollen, ſo hätte ich jener Vollmacht von Seiten des Senats nicht bedurft. Mehr denn einmal ward ich durch den Wunſch der Nation, durch den Wunſch meiner Kriegsgefährten, durch den Wunſch jener Soldaten, die man, ſeitdem ſie nicht mehr unter meinen Befehlen ſtehen, ſo ſehr mißhandelt hat, berufen. — Der Rath der Alten iſt mit großer Macht bekleidet, allein er iſt von noch größerer Weisheit beſeelt; dieſe allein ziehen Sie zu Rath; kommen Sie den Zwieſpälten zuvor; nehmen wir uns in Acht, daß wir nicht jener beiden Dinge, wofür wir ſo viele Opfer gebracht haben, der Freiheit und Gleichheit, verluſtig werden." „Und die Conſtitution?" ſchrie der Abgeordnete Linglet. „Die Conſtitution!" verſetzte Bonaparte mit Heftigkeit, „die Conſtitution! Auf dieſe ſind Sie ſich zu berufen? Sie haben ſolche am 18.

Floréal, am 30. Prairial verletzt; alle Rechte des Volkes haben Sie verletzt unter ihrem Namen. — Wir werden gegen Ihren Willen die Freiheit und die Republik begründen. Sobald die Gefahren, um deren Willen mir eine außerordentliche Gewalt übertragen worden iſt, vorüber ſeyn werden, werde ich dieſe Gewalt niederlegen.“ „Und was für Gefahren ſind denn dieß,“ ſchrie man ihm zu, „Bonaparte erkläre ſich!“ „Soll ich mich rund heraus erklären,“ erwiederte er, „ſoll ich die Menſchen nennen, ſo werde ich ſie nennen. Ich ſage Ihnen hiermit, daß die Directoren Barras und Moulins mir ſelbſt den Vorſchlag gemacht haben, die Regierung umzuſtürzen. Ich habe einzig auf den Rath der Alten, keineswegs auf den Rath der Fünfhundert gezählt, der uns gerne den Convent, die Schaffotte, die revolutionären Ausſchüſſe wiedergeben möchte. — Ich werde mich dorthin begeben, und ſollte irgend ein von dem Auslande bezahlter Redner ſich entfallen laſſen, daß man mich außer dem Geſetze erklären ſolle, ſo hüte er ſich wohl, dies Urtheil über ſich ſelbſt zu fällen. Sollte er davon ſprechen, daß dieſe Erklärung gegen mich geſchehen müſſe, ſo berufe ich mich deßhalb auf Euch, meine braven Kriegsgefährten! auf Euch, meine braven Soldaten, die ich ſo oft zum Siege geführt habe! auf Euch, brave Vertheidiger der Republik, mit denen ich zur Befeſtigung der Freiheit und der Gleichheit ſo viele Gefahren getheilt habe! Auf Euern Muth, meine ächten Freunde, und auf mein Glück baue ich!“ Nach dieſer Anrede, die ihren Eindruck auf die Militär-Perſonen nicht verfehlen konnte, erſcholl das Geſchrei: „Es lebe Bonaparte!“ im ganzen Saale. Der Rath der Alten war des Triumphs der neuen Revolution gewiß. Bonaparte verließ ihn, um die ſchwierige Eroberung des Raths der Fünfhunderte zu verſuchen.

(Fortſetzung folgt.)

BORDEAUX

Bordeaux.

Die Hauptstadt des Departements der Gironde, die größte Handelsstadt Frankreichs, im Halbzirkel an der schönen Garonne erbaut, war schon im hohen Alterthume eine mächtige Stadt, welche bei den Galliern Biturigen, bei den Römern Burtigala hieß. Letztere hegten besonders stets eine große Vorliebe für dieselbe, so daß sie selbst nach der römischen Eroberung frei blieb. Als einziger Ueberrest aus jener Zeit sind indeß nur noch die Ruinen eines Amphitheaters vorhanden, gewöhnlich Palais gallien genannt, weil es wahrscheinlich im 3. Jahrhundert unter der Regierung des Kaisers dieses Namens erbaut wurde. Es liegt im Stadtviertel Saint-Seurin, unweit der Straße Fond'ardega.

Bordeaux bildet ein unregelmäßiges Dreieck, 1000 Toisen lang, 600 Toisen breit, von welchem, dem Lauf des Flusses folgend, der östliche Theil, die eigentliche Stadt, der südliche aber die schöne Vorstadt Chartrons begreift. Letztere ist die bestgebaute Gegend der Stadt, hier wohnen die reichsten einheimischen und fremden Kaufleute. Unter den Straßen, von denen viele krumm, enge und winkelig sind, zeichnet sich die prächtige Straße du Chapeau rouge, eine Verlängerung der Rue de l'Intendance, durch die größten und schönsten Gebäude aus, hier liegt die Präfektur, das herrliche Schauspielhaus, das Hôtel Fonfrède u. s. w.

Bordeaux ist der Sitz eines Erzbischofs, protestantischen

Konsistoriums, des Präfekten, des Gouverneurs der 11. Militär-division, eines königl. Gerichtshofes, Kollegiums, einer Handelskammer, eines Handelsgerichts, zweier Akademien, einer Schiffahrtsschule, einer Münze, die unter dem Buchstaben R schlägt, mehrerer gelehrten Gesellschaften; auch besitzt die Stadt ein Museum, eine Bibliothek, einen botanischen Garten; ferner 18 Thore, 6 öffentliche Plätze, 47 römisch-katholische, 1 protestantische Kirche, 1 Synagoge, 4 Hospitäler, ein Taubstummeninstitut, Findel- und Waisenhaus, 2 Krankenanstalten, gegen 8000 Häuser und 98,500 Einwohner.

Unter den Kirchen zeichnen sich aus:

Die Metropolitankirche Saint-Andeé, ein altes gothisches Gebäude mit schönen Thürmen.

Saint-Michel, mit hohem herrlichem Schiffe.

Saint-Croix, ein Bauwerk des 10ten Jahrhunderts mit mehreren guten Gemälden.

Saint-Seurin, reich an seltenen gothischen Verzierungen.

Notre-Dame, von neuerer Bauart.

Saint-Vincent-de-Paul (Karthause), mit Fresken von Berenzague.

Die Kirche des königlichen Kollegiums mit dem Grabe von Montaigne.

Von den neuern Gebäuden ist das Schauspielhaus das ausgezeichnetste und eines der schönsten Werke der modernen Baukunst, 1781 von Louis aufgeführt. Zwölf korinthische Säulen, deren Fries eine Balustrade trägt, auf welcher 12 Statuen ruhen, bilden das Peristyl. Das Vestibule ist von der größten Schönheit, herrlich die reichverzierte Treppe. Außer der Bühne, welche dem prachtvollen Aeußern nicht ganz entspricht, enthält dieses Gebäude noch einen Concert-, mehrere andere Säle und sehr schöne Foyers.

[redacted] meublirte und eingerichtete erzbiſchöfliche Pallaſt, zugleich beſtimmt, die Mitglieder der königlichen Familie aufzunehmen, wenn ſelbige nach Bordeaux kommen, iſt beſonders ſeines prächtigen Gartens wegen zu bemerken, der die ſeltenſten exotiſchen Gewächſe enthält, und ſich bis zu den Alleen d'Albret erſtreckt.

Die Börſe, am ſchönen Königsplatz, ein viereckiges Gebäude mit Bogengängen, 6 Ausgängen und einem ſehr hübſchen Saale.

Die Präfektur, das Hotel Fonfrede, das Hotel der Marine, das alte Stadthaus.

Herrlich iſt auch die neue Brücke über die Garonne (Pont de la Bastide), vielleicht die längſte ſteinerne Brücke in Europa, an welcher über 10 Jahre gearbeitet, und die am 25. Auguſt 1821 eröffnet wurde. Von ihr genießt man eines wundervollen Anblicks über das weite Bordeaux, den mächtigen Strom und den belebten Hafen.

In dieſen können, wegen der bis in die Stadt ſteigenden Fluth, große Kauffahrer gelangen. Er faßt über 1000 Schiffe, oft ſieht man deren an 800 in ihm liegen. Ein Thor in Geſtalt eines Triumphbogens (la porte de Bourgogne) führt aus dem Hafen nach der Stadt und ſchließt zugleich die öffentliche Promenade des saliniéres.

Der Sammelplatz der ſchönen Welt iſt die Promenade der Alleen von Tourny und der öffentliche Garten (Champ de Mars).

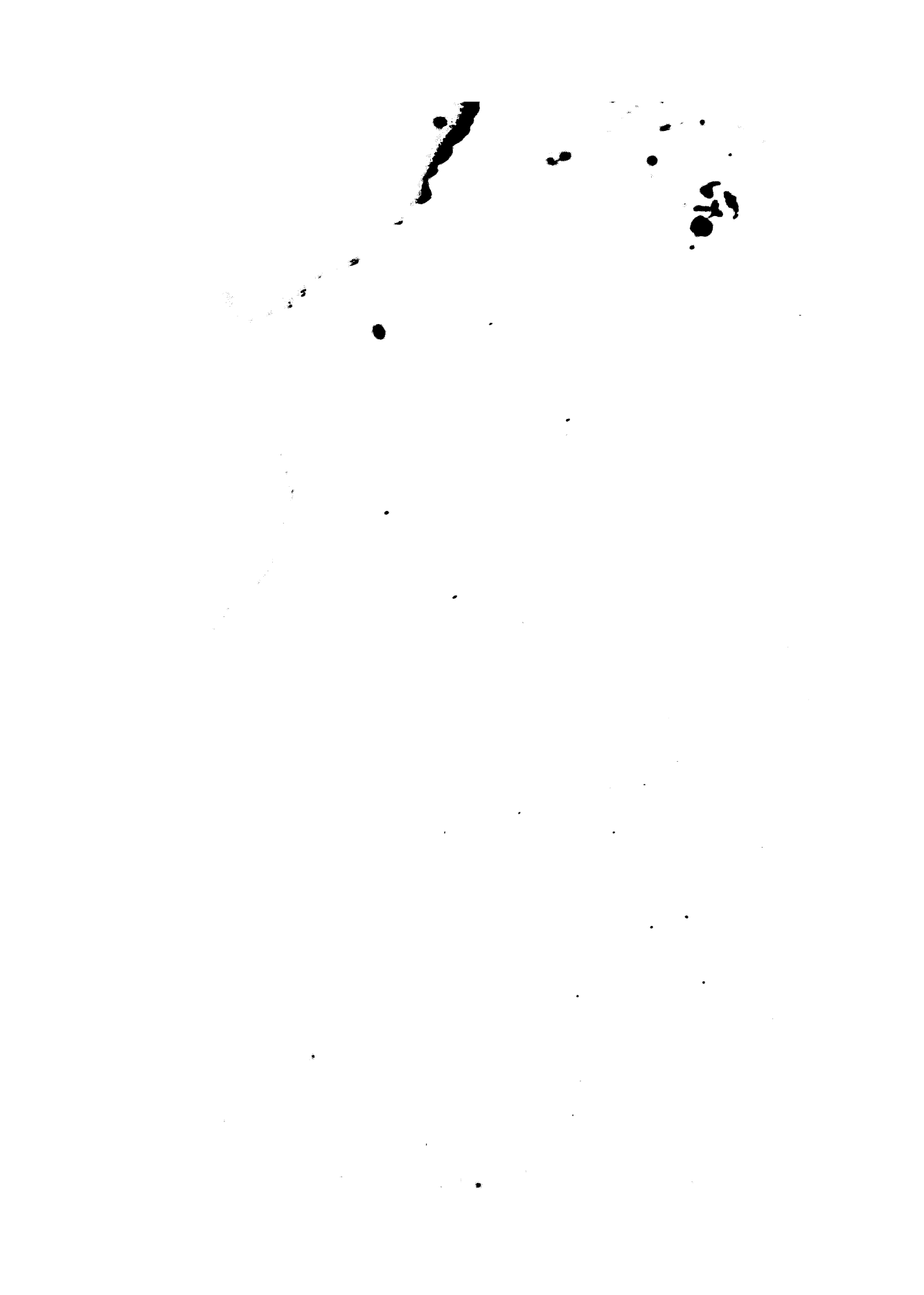
Nach Paris iſt Bordeaux diejenige Stadt von Frankreich, die ſich am meiſten durch Reichthum, durch Glanz der Equipagen, guten geſelligen Ton, durch Pracht und Luxus in Tafel, Wohnung und Lebensgenuß überhaupt bemerkbar macht. Daher hält der Ausländer, beſonders der Engländer, ſich gern hier auf, und iſt überall wohl empfangen. Der reiche Bordelais

(Einwohner von Bordeaux) ist zuvorkommend und aufmerksam gegen Fremde, er öffnet gern sein Haus und man übersieht leicht etwas Prahlerei, eine Krankheit, die hier überall zu Hause ist.

Das gascognische Patois ist Sprache des Volks und die gebildete Klasse muß es können, um sich im gewöhnlichen Verkehr verständlich zu machen.

Die Umgebungen von Bordeaux sind traurig und öde; höchstens macht hiervon eine Ausnahme L'entre deux; ein Landstrich zwischen der Garonne und Dorgogne, welcher einige waldige Höhen und einige hübsche Landsitze zeigt. Einen schönen Anblick gewährt das Bassin der Garonne, wenn man die Anhöhe Côte-de-Cipressac auf der Straße von Paris nach Bordeaux herabsteigt. — Der Reisende darf nicht versäumen, einen Ausflug nach dem 4 Stunden entfernten Schlosse La Brede zu machen, welches Montesquieu bewohnte, so wie nach dem schönen 75 Fuß hohen Leuchtthurm, Thour de Cordouan, auf einem hohen Felsen im Meere, den der Baumeister des Escurials, Louis de Foix, errichtete. — Zu bemerken ist ferner die königliche Pulvermühle Saint Medard, die schönen Schlösser Pujeard und Lafitte an dem lieblichen Ufer der Garonne, und das reizende Landhaus Talence mit seinen herrlichen Gärten.

LA BASTILLE.



La Rochelle.

Die Hauptstadt des Departements der Nieder-Charente, am Ufer des Meeres und an einer kleinen Bucht von 250 Meters Ausdehnung, groß, gut gebaut, stark befestigt und mit sicherem Hafen, ist durch ihre merkwürdigen und traurigen Schicksale in den französischen Religionskriegen berühmt geworden. Schon von den Engländern, als diese noch festen Fuß in Frankreich hatten, zu einem wichtigen Ort emporgehoben, war sie seit Einführung der reformirten Religion ein Hauptversammlungsort der Hugenotten und von ihnen mit Festungswerken umgeben worden. Vergebens belagerte sie 1572 der Herzog von Anjou, Bruder des Königs Karl IX., nachmaliger König von Polen und später König von Frankreich unter dem Namen Heinrich III. Er mußte mit dem Verlust eines großen Theils seines Heeres sich zurückziehen. Sie war die letzte Stadt, welche die Protestanten, denen zu ihrer Sicherheit mehrere feste Plätze eingeräumt worden waren, noch besaßen, als der große Staatsmann Richelieu sie ihnen zu entreißen beschloß und Rochelle im August 1627 zu belagern anfing. Vergebens hatten sich die Rocheller auf die Hülfe der Engländer verlassen; Richelieu, der selbst die Belagerungsarmee befehligte, verschloß diesen den Zugang zum Hafen durch einen mit unermeßlichen Kosten im Meere aufgeworfenen Damm, von dem man noch die Trümmer bei der Ebbe wahr-

nimmt, auch wurde ihre Flotte, die an der Küste der vorliegenden Inſel Rhé kreuzte von den Admirälen Toyras und Schomberg geſchlagen, und die Stadt wurde nach 13monatlicher verzweifelter Gegenwehr durch die ſchrecklichſte Hungersnoth gezwungen, ſich am 28. Oktober 1628 zu ergeben. Sie verlor ihre Privilegien und ihre Feſtungswerke wurden niedergeriſſen. Ludwig XIV. ließ dieſe als Feſtung dritten Ranges wieder herſtellen und den Hafen aufräumen. Er iſt ſicher, aber ſeicht und daher nur bei der Fluth zugänglich. Er zerfällt eigentlich in 3 Theile, den Vorhafen, den Hafen und das Baſſin für die Schiffswerfte. Der erſtere iſt ein kleiner Golf, in welchem man einen Damm von Steinen aufgeworfen hat. Der Hafen, deſſen Eingang durch die beiden Thürme de la Chaine und Saint Nicolas vertheidigt wird, die 4 Metres von einander entfernt liegen, hat nur eine Waſſerhöhe von 6 Metres während der Fluth. Das Baſſin der Werfte endlich, ein längliches Viereck von 140 Metres Länge und 110 Metres Breite, iſt 1778 begonnen und 1808 beendigt worden und kann Schiffe von 400 Tonnen aufnehmen. Sehenswerth iſt hier die eiſerne Brücke mit ihrem Mechanismus.

NANTES

Nantes.

Die Hauptstadt des Departements der Nieder-Loire, am rechten Ufer dieses großen schönen Stromes, der 12 Stunden von hier das Meer erreicht, und hier die Erdre und Sevre aufnimmt, einer der größten und bedeutendsten Handelsplätze Frankreichs, Sitz eines Bischofs, Präfekten, des Gouverneurs der 12. Militärdivision, eines Tribunals, Handelsgerichts, königl. Kollegiums, einer chirurgischen Schule, hydrogaphischen Schule, Ackerbaugesellschaft, Börse, Bibliothek, Museum, naturgeschichtliches Kabinet, botanischer Garten, hat 5 Vorstädte, unter denen Isle Feydeau und Fosse die schönsten und mit den prachtvollsten Gebäuden geschmückt sind. Hier wohnen die reichen Kaufleute. Die Stadt zählt 12 Brücken, 10 öffentliche Plätze, 15 Kirchen, 4 Hospitäler, das Hotel Dieu, les Incurables, Hospice des prisons, 13,000 Häuser, 83,000 Einwohner.

Die Kathedrale Saint-Pierre, im 6. Jahrhundert auf den Ruinen eines römischen Tempels erbaut, besitzt ein im gothischen Geschmack reich verziertes Portal, über dem sich zwei hohe Thürme erheben. Das 110 Fuß hohe Schiff ist von schöner und kühner Wölbung. Die schönste Zierde dieser Kirche ist das pracht-

volle Grabmal des Herzogs Franz II. von Bretagne, in der Vorhalle der Sakristei. Vor der Revolution befand es sich in der Karmeliterkirche, leider ist es während derselben sehr beschädigt worden. Es ist 5 Fuß hoch und von weißem, rothem und schwarzem Marmor, der Sokel ist von weißem Marmor, die liegenden Figuren des Herzogs und seiner Gemahlin Margaretha von Foix auf demselben sind in natürlicher Größe und sehr schön und ausdrucksvoll. Es ist 1507 von Michel Columb gefertigt.

Unter den übrigen Kirchen dürfte nur St. Nicolai, wegen schöner Glasmalerei, und St. Croix mit ihrem dorischen Portal beachtet werden.

Von öffentlichen Gebäuden ist der Präfekturpallast das ausgezeichnetste. Von seinen zwei jonischen Façaden ist besonders die, welche nach der Kathedrale zu liegt, von schöner Architektur. Das Innere ist vortrefflich eingerichtet. Man sehe die schöne Treppe, den Rathsaal.

Die großartige Börse, 1789 erbaut, zeigt nach dem Blumenmarkt hin eine schöne jonische Colonnade, über welche sich 10 sinnbildliche Statuen erheben, als: die Loire, die Astronomie, der Ueberfluß, Amerika, Afrika, eine Frau mit Perlenschnüren in der Hand, Europa, die schönen Künste, die Klugheit und die Stadt Nantes. Sie sind von Bertrand und Debay; die Façade nach dem Port-au-Vin zu ist dorischer Ordnung. Auf dem Frontispice befinden sich die Bildsäulen 4 berühmter Seehelden, Jean Bart, Duguay-Trouin, Duquesne und Gassard.

Das Schauspielhaus, nach dem Brande von 1796 im Jahr 1810 von Crucy dem Aeltern wieder hergestellt, ist groß, hat ein prachtvolles Vestibule und einen Peristyl korinthischer Ordnung.

Der bischöfliche Pallast.

Die Hotels de la Bouvardière und Drouyes.

Unter den öffentlichen Plätzen sind die Place Royale und die Place Graslin die ausgezeichnetsten, von den schönen Promenaden der Cours de Saint-Pierre und der Cours Saint-Andre. Sie stoßen aneinander, liegen zwischen der Loire und Erdre und werden nur durch einen Platz getrennt, den eine 70 Fuß hohe Säule ziert, welche im Jahre 1790 von einigen Baukünstlern von Nantes auf ihre eigenen Kosten errichtet worden ist. Zwei hohe Baumreihen und die Bildsäulen von Duguesclin, Clisson, Arthur III. und Anna von Bretagne schmücken diese angenehmen und beliebten Spaziergänge. Andere Promenaden sind der Cours Henri IV., der Boulevard oder Cours du Peuple, und die Kais; diese erstrecken sich längs der Loire fast eine Stunde lang von der Sécherie bis Richebourg; es ist die belebteste und zum Theil auch die schönste Gegend der Stadt. Auf der einen Seite der Fluß, mit Schiffen aller Art bedeckt, die ein- und ausgeladen werden, auf der andern die prachtvollsten Gebäude. Mit Bäumen bepflanzt sind die Kais de la Fosse, du Port-Maillard und du Chateau. Hierher muß man wandern, um ein anschauliches Bild von der merkantilischen Thätigkeit von Nantes zu bekommen. Die Brücken, welche über die Loire und ihre Inseln führen, haben fast eine Lage von 3/4 Stunden und bilden eine lange ununterbrochen fortlaufende ziemlich enge Straße, die nur durch die reizende Aussicht einiges Interesse gewinnt, die man nach den Höhen von Saint Sebastian und Saint Donatien und auf der entgegengesetzten Seite nach Retz, Beuguenais und Chantenais hin genießt. Von ihnen ist die Brücke de la Poissoniere (1757 unter dem Gouvernement des Herzogs von Aiguillon erbaut) die einzig bemerkenswerthe.

Nicht zu übersehen ist das Museum und naturhistorische Kabinet, besonders reich ist die Sammlung an Mineralien.

Nantes beſitzt eine groſse Kanonengieſserei auf der Inſel Indret, wo auch ein Werft für gröſsere Schiffsbauten, ſehr bedeutende Fabriken in Tauen, Taſchentüchern, gedruckter Leinwand, Porzellan, Glas, Fayence, Leder, Hüten, Liqueuren, Zuckerraffinerien, ſehr anſehnlicher Schiffbau. Der Handel ſetzt jährlich über 800 Schiffe in Thätigkeit. Die gröſseren Fahrzeuge, welche wegen der geringen Tiefe der Loire nicht bis Nantes gehen können, legen unterhalb bei dem Flecken Paim-Boeuf an, deſſen Hafen durch ein feſtes Schloſs beſchützt wird, und verladen hier in kleinere Schiffe. Wir empfehlen die kleine Waſſerreiſe dahin, ſo wie einen Ausflug nach dem niedlichen Städtchen Cliſſon, einem der freundlichſten Punkte der Umgegend.

In Nantes erlieſs Heinrich IV. 1589 das berühmte Edikt, wodurch den Reformirten freie Religionsübung zugeſtanden wurde, und deſſen Widerruf, 1685 durch Ludwig XIV., Frankreich Tauſende ſeiner gewerbthätigſten Unterthanen entzog. In der Revolution feierte hier der gräſsliche Carrier ſeine grauſamen Noyaden und republikaniſchen Hochzeiten.

ROUEN.

Rouen.

Hauptſtadt des Departements der Nieder-Seine, ehemals der Normandie, auf dem rechten Ufer dieſes Fluſſes, über welchen hier zwei Brücken, eine ſteinerne und eine Schiffbrücke führen, und auf welchem ſchwer beladene Schiffe mit der Fluth bis an den Kais gelangen können, iſt 30 Stunden von Paris entfernt, liegt in einer ſchönen, von Anhöhen bekränzten Ebene, iſt groß, aber nicht beſonders gebaut und ſehr alt, obgleich die Zeit ihrer Entſtehung nicht genau ermittelt werden kann. Raoul, erſter Herzog der Normandie, ſoll ſie gegründet haben. Sie iſt Sitz eines Erzbiſchofs, des Stabes der 15. Militärdiviſion, eines Präfekten, königl. Gerichtshofes, Tribunals erſter Inſtanz, eines Handelsgerichts, einer Handelskammer, königl. Kollegiums, Münze, Börſe, Akademie der Wiſſenſchaften, Zeichnenſchule, Schifffahrtsſchule, mediziniſche Schule; hat eine bedeutende Bibliothek, ein reiches Muſeum, botaniſchen Garten, zwei Theater und öffentliche Bäder.

Die Stadt wird in 12 Sektionen, 8 Polizeibezirke, 6 Hauptpfarreien getheilt, hat 6 Vorstädte, 5 Thore auf der Landseite, 38 Kirchen Hospitäler, 8 öffentliche Plätze, 12,000 Häuser, 87,000 Einwohner.

Rouen gehört zu den ansehnlichsten Handels- und Fabrikstädten Frankreichs. Land- und Seehandel ist gleich wichtig und bedeutend, eben so die großen Märkte. Man fabrizirt wollene und baumwollene Zeuge, Leinwand, Tuch, Patiertapeten, Vitriolöl, Stärke, Puder und Fayence, Eisen- und Blechwaaren, Horn- und Elfenbeinarbeiten, raffinirt Zucker und bereitet delikate Confituren.

Unter den Sehenswürdigkeiten nennen wir zuerst die Kathedrale, in der Straße Saint-Romain, im 11. Jahrhundert erbaut, oft vom Feuer verwüstet, z. B. 1200, ausgezeichnet durch ihr schönes, gothisches Portal und ihre 3 Thürme, von denen einer bei der letzten Feuersbrunst 1822 beschädigt worden ist; sie enthält die Grabmäler des Kardinals von Amboise und des Großseneschall Louis de Breze, und hat eine schöne Kapelle, der Jungfrau Maria geweiht.

Saint-Vincent (Straße Vicomte), sehr alt, doch zu verschiedenen Zeiten erneuert, zuletzt im 15. Jahrhundert. Ihr schöner Thurm ist 1669 gebaut.

Sain-Patrice (Straße gleiches Namens), schöne Kapelle. Die Kirche ist 1824 renovirt.

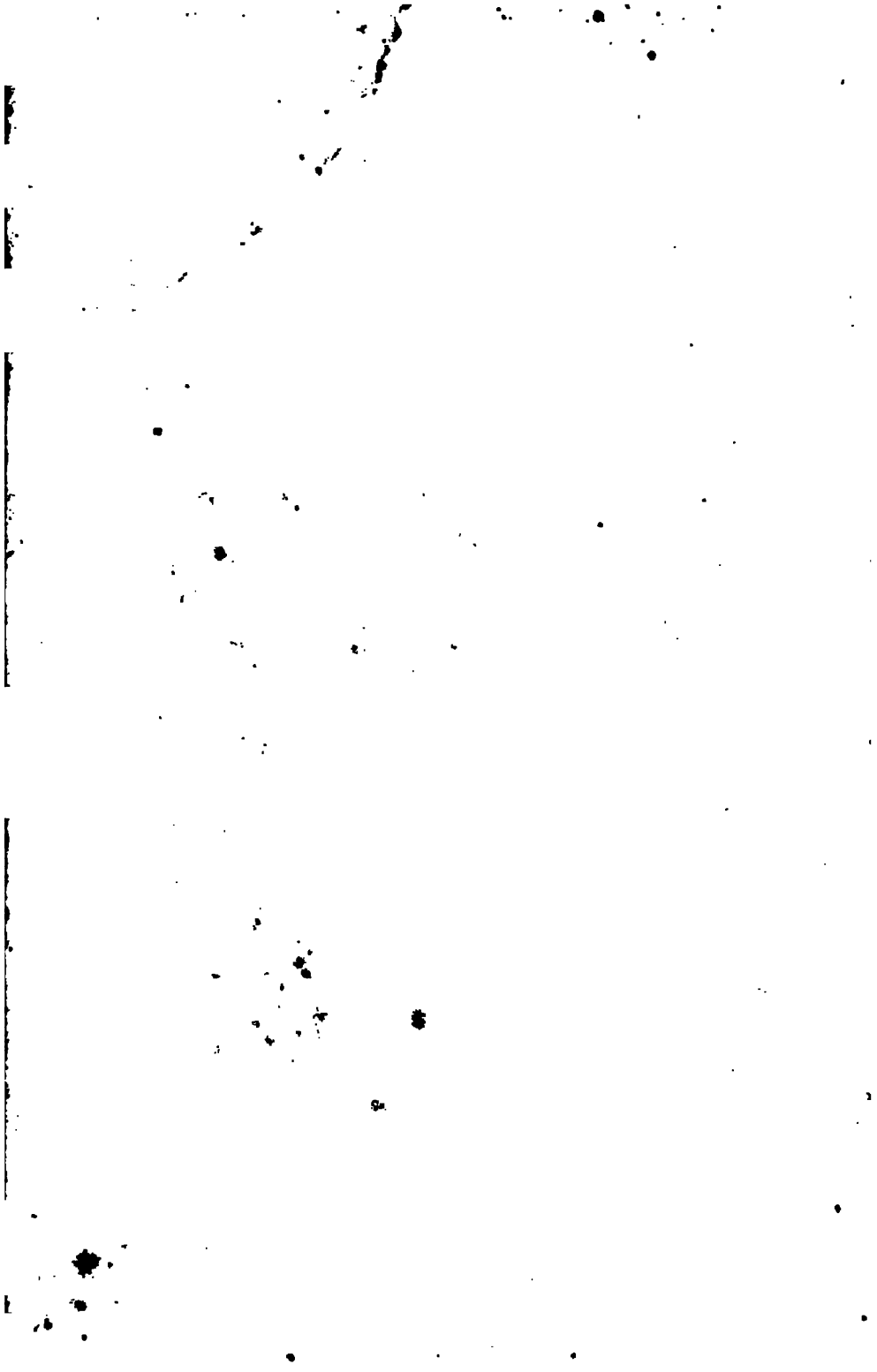
Saint-Godard (Straße Boutard), sie ist sehr alt und reich verziert.

Saint-Ouen. Herrliche Glasmalereien, sehr hoher Thurm à jour gearbeitet.

Des Ursulines (Straße Coquereaumont).

Saint-Vivien (Straße gleiches Namens).

HAUPTKIRCHE ZU ROUEN



Saint-Maclou (Straßen Martainville und Malpalu), 1472 erbaut, reich an herrlichen Skulpturen. Sie iſt von edler Architektur und hat beſonders ſchöne Thüren.

Sainte-Madeleine (Vorſtadt Couchoiſe), ſie iſt mit vortrefflichen Bildhauerarbeiten geſchmückt.

Saint-Gervais (eben daſelbſt), mit ihrer unterirdiſchen Kapelle, letztere ſoll aus dem 4. Jahrhundert herſtammen.

Der Kirchhof hinter dieſer Kirche.

Die proteſtantiſche Kirche (ehemals Kirche Saint-Eloi, Straße dieſes Namens).

Von den Gebäuden gebührt dem Juſtizpallaſt der erſte Platz. Er iſt unter den vielen gothiſchen Bauwerken, die Rouen aufzuweiſen hat, das ausgezeichnetſte, und datirt aus dem 15. Jahrhundert. Unter ſeinen vielen ſchönen Sälen iſt der der Procuratoren der vorzüglichſte.

Die Douane, von edler Bauart, deren Fronton ein Merkur von Couſtou ziert.

Die Börſe mit dem Tribunal de Commerce (Straße Nationale). Sie wurde 1735 gebaut. Sie hat eine ſchöne Treppe und in ihren Sälen einige ausgezeichnete Gemälde von Lemonier.

Das alte Stadthaus, 1440 zum Theil auf den alten Wällen erbaut und 1608 erneuert. Es liegt zwiſchen den Straßen Maſſacre und Thouret.

Das alte Hotel du Bourg Theroulde, ebenfalls aus dem 15. Jahrhundert herſtammend. Es hat ſehr merkwürdige Basreliefs.

Die Münze (Straße Herbiere).

Die Präfektur (Straße Fontenelle).

Der erzbiſchöfliche Pallaſt (Straße des Bonnetiers).

Die Poſt (Place des Cármes).

Das königl. Kollegium (Straße du Grand-Maulevrier).

Das erzbiſchöfliche Seminarium (Straße Poiſſon).

Die ſchönen Hallen, Halle auble (Straße des Halles); Halle aux Toilettes (Haute vielle Tour), hier iſt an der Treppe die alte Kapelle St. Romain; Halle aux cotons (Straße des Halles).

Das Theater Français und des Arts.

Das Haus, du Saint Sacrement genannt (Straße Morant), auf dem Flecke, wo ſonſt ein von Philipp Auguſt erbautes feſtes Schloß ſtand, von dem noch ein Thurm übrig iſt.

Das allgemeine Hospital (Bureau des pauvres valides), es iſt vortrefflich eingerichtet und hat 2000 Betten.

Das Gefängniß (Bicétre), Straße Fer a cheval.

Die Kaſerne in der Vorſtadt Saint-Sever.

Die Kaſernen von Martainville.

Das ſchöne Thor Guillaume-Lyon (Vorſtadt St. Hilaire).

Die Thore de la Vicomte und Haranguerie.

Das Haus, in welchem Corneille 1606 geboren wurde (Straße de la Pie).

Dasjenige, in welchem Fontenelle 1657 das Licht der Welt erblickte.

Der alte Wartthurm aus dem 14. Jahrhundert (Straße de la Groſſe-Horloge).

Die Börſe am Hafen, zugleich ein beliebter Spazierplatz.

Die Bibliothek, das Muſeum. Die Croix de pierre, ein altes Monument.

Unter den Plätzen iſt die Placede de la Pucelle, ſonſt Marche aux-veaux; hier wurde Johanna d'Arc 1431 le-

BILDSAEULE DER JOHANNA D'ARC

Zu Rouen.

bendig verbrannt; ein Beweis, wie damals ſchon der Franzoſe heute vergöttert, morgen verfolgt; Place du Vieux-Marche; Place de Henri IV.; Place des Carmes zu bemerken.

Von den öffentlichen Brunnen:

Die Brunnen am alten Thurm mit den Figuren des Alpheus und der Arethuſe.

Die Fontaine de Lisieux, am Hotel dieſes Namens, (Straße Savonnerie).

Die Fontaine Gaalor, mit ihrem großen Reſervoir (Straße Bouvreuil).

Die belebteſten und anmuthigſten Gegenden der Stadt ſind der Kai an der Seine, links der ſchöne, ſchiffbedeckte Strom, rechts die prächtigſten Gärten, Plätze und Häuſer. Hier iſt die neue ſteinerne Brücke, die Schiffbrücke, die ſchattigen Boulevards, mit zwei alten Thürmen, Ueberreſte der ehemaligen Feſtungswerke, der Pferdemarkt (Boulingrin), die Gärten des Hoſpitals, das Marsfeld und die ſchönen Infanteriekaſernen. Geht man über die Brücke, ſo findet man auf dem linken Ufer der Seine in der ſchönen Vorſtadt Saint-Sever ebenfalls ſehr anmuthige Kais mit vortrefflichen Badeanſtalten, den Platz Saint-Sever mit den neuen Kaſernen und die reizende Promenade Grand Cours oder Cours de la Reine. Auf dem rechten Seineufer iſt der Cours Dauphin am Ende des Kais und an der Straße nach Paris die beliebteſte Promenade; die Ausſicht von der Terraſſe bei der Kirche St. Paul iſt ſehr ſchön.

Auch die nächſten Umgebungen von Rouen bieten anmuthige Spaziergänge und herrliche Ausſichten dar. Wir machen beſonders in dieſer Beziehung aufmerkſam auf Croiſſet, Mont-aux

Malades, Boisguillaume, auf die hohen Mont-Fortie und Mont-Renard, die Cote de Bichorel und Sainte-Catherine, deren Steinbrüche Ammonshörner, verſteinerte Fiſche und Muſcheln enthalten. Die Inſel de la Croix und der ſchöne Anblick der Stadt von der Höhe bei dem Weiler Claquedent jenſeits der Vorſtadt Saint-Sever.

Von den vielen gelehrten Männern, die Rouen hervorgebracht hat, nennen wir nur die Dichter du Boccage, le Bouvier, Fontenelle, den großen Dramatiker Corneille, den Hiſtoriker Daniel, den Mathematiker Blondel, den Reiſenden Paul Lucas.

Die Revolution vom 18. und 19. Brümaire.

(Schluß).

In diesem Rathe, der übrigens so wenig von Bonapartes Anschlägen unterrichtet war, daß er nur so eben eine Botschaft an das, nicht mehr bestehende Directorium dekretirt hatte, herrschte fortwährend die größte Gährung. Das Abschieds-Gesuch des Directors Barras wurde von dem Rathe der Alten den Fünfhunderten gerade in dem Augenblicke zugeschickt, wo ein Mitglied den Antrag machte, sie um die Beweggründe der Versetzung nach Saint-Cloud zu befragen; und während man über die Gesetzmäßigkeit der Abdankung berathschlagte, trat Bonaparte mit einem Peloton Grenadiere in den Versammlungssaal ein. Bei dieser Erscheinung erscholl der Saal von Verwünschungen: „Hier Säbel?“ schrieen die Abgeordneten; „hier bewaffnete Menschen? Nieder mit dem Dictator! Nieder mit dem Tyrannen! Der neue Cromwell sey außer dem Gesetze! Deßwegen also hast du gesiegt!“ schreit Destrem. Bigonnet tritt vor und sagt zu Bonaparte: „Was machen Sie, Verwegener! Entfernen Sie Sich! Sie verletzen das Heiligthum der Gesetze!“

Indeſſen gelangte Bonaparte, des heftigſten Widerſtandes unerachtet, auf die Rednerbühne; er will ſprechen, wird aber durch das tauſendmal wiederholte Geſchrei: „Es lebe die Conſtitution! Es lebe die Republik! Den Dictator außer dem Geſetz erklärt!“ unterbrochen. Mehrere Abgeordnete, von Wuth entflammt, gehen auf ihn los, unter ihnen ſein Landsmann Arena, der zu ihm ſagt: „Du willſt alſo dein Vaterland bekriegen?“

Bonaparte glaubte jetzt, daß man ihm nach dem Leben trachte, wurde leichenblaß und vermochte kein Wort hervor zu bringen. Alsbald dringen die Grenadiere ungeſtüm gegen die Rednerbühne vor, unter dem Geſchrei: „Wir müſſen unſern General retten!“ und ſomit zogen ſie ihn aus dem Saale hinaus.

Das Gerede war nachher von Dolchen und verwundeten Soldaten, allein die öffentliche Meinung richtete über dieſe ehrloſe Verläumdung.

Mitten unter dieſem tumultuariſchen Auftritte beſtrebte ſich Lucian, der den Vorſitz hatte, vergebens, ſeinen Bruder, unter Anführung der von ihm geleiſteten Dienſte, zu vertheidigen: er verlangt, daß man ihn zurückrufen und anhören ſolle; ſtatt aller Antwort aber wird auf deſſen Achts-Erklärung angetragen. Sämmtliche Abgeordnete ſtehen auf und rufen einmüthig: „Zur Stimmen-Sammlung über die Erklärung des Generals Bonaparte außer dem Geſetze!“

Lucian wird ſelbſt aufgefordert, über ſeines Bruders Achts-Erklärung ſtimmen zu laſſen. Er weigert ſich deſſen mit Unwillen, begibt ſich der Präſidentſchaft, und verläßt ſeinen Armſeſſel. Eben, als er von der Bühne herabſteigt, erſcheint ein, von Bonaparte abgeſandtes Piket Grenadiere und nimmt ihn mit ſich fort. Indeſſen war der General nach einer Anrede an ſeine Soldaten zu Pferde geſtiegen, und erwartete Lucian, um dieſe geſetzgebende Verſammlung aufzulöſen.

Dieſer kommt an, ſteigt an Bonapartes Seite zu Pferd, und requirirt die Gewalt, um die Verſammlung auseinander zu treiben, indem er zu den Truppen ſagt: „Ihr werdet nur die für Frankreichs Geſetzgeber anerkennen, die ſich zu mir verfügen. Die, welche in der Orangerie bleiben, muß die Gewalt daraus vertreiben. Dieſe Räuber ſind nicht mehr die Stellvertreter des Volks, ſondern die der Dolche.“ So verläumdete Lucian den Rath. Er hatte die Pflichten der Natur erfüllt, indem er ſeines Bruders Leben vertheidigte; was er aber jetzt that, war ein Verbrechen.

Indeſſen trat Murat an der Spitze ſeiner Grenadiere auf Bonapartes Befehl, der ſich auf deſſen Zureden von ſeinem Schrecken und Angſt wieder etwas erholt hatte, in den Saal der Fünfhundert, macht ihn leer, indem die Deputirten in großer Unordnung durch die Fenſter ſpringen, und überall Stücke von ihrem Coſtüme zurücklaſſen. Niemals war die Verletzung der Geſetze in irgend einem Lande offenkundiger und ſchändlicher, und der berühmte Feldherr hatte ſeine Ehre auf das Spiel geſetzt, um den erſten Gewaltſchritt zur verächtlichen Rolle eines Tyrannen zu thun. Der Mißcredit, in dem das Directorium ſtand, hatte ihm daher die Sache ſehr erleichtert.

Aus der Nothwendigkeit zu ſiegen, in welcher ſich der von dem Rathe der Alten geſetzlich ernannte Dictator befand, entſpann ſich jedoch ein ungleich erheblicheres Ereigniß, als Alles, was man vorher geſehen hatte, nämlich die materielle Niederlage der republikaniſchen Partei in dem, in ein Schlachtfeld verwandelten Heiligthume der Geſetzgebung, und die öffentliche und gewaltſame Einführung der militäriſchen Dictatur. Der 19. Brümaire drückte dem 9. Thermidor die Siegel auf: er vernichtete den Ueberreſt des Berges, den Verein der Reitſchule. Seit Robespierres Tode bildeten deſſen Mitglieder nur eine gefürchtete Ausnahme, eine

Secte ohne Volksgunſt, welche die guten Bürger eben ſo wenig mit den wahren Republikanern vermengten, als ſie am 18. Brümaire das Directorium und die Freiheit verwechſelten. Wenigſtens aber gaben die Volks-Repräſentanten bis zum letzten Augenblicke lediglich dem Zwange nach, und ſtellten ihren Committenten nicht das ſchimpfliche Beiſpiel einer Abſchwörung des ihnen übertragenen Amtes auf. Da indeſſen deren Zurückkunft nach Paris leicht eine Gährung erregen konnte, ſo erhielten der General-Secretär der Polizei und der Commiſſär der Regierung bei dem zu Saint-Cloud befindlichen Central-Bureau den Befehl, den Poſten bei den Barrieren zu verbieten, auch nur einem der Abgeordneten den Wieder-Eintritt in Paris zu geſtatten; der Miniſter Fouché war ſo klug geweſen, dieſe Maßregel im Voraus anzuordnen.

Nach der Zerſtreuung der Abgeordneten verfügte ſich Lucian in den Rath der Alten, wo er die Mittel, einen neuen Rath der Fünfhunderte, unter Ausſtoßung der feurigſten Mitglieder, zu bilden, auseinander ſetzte. Sieyes hatte Tags zuvor den Antrag hierauf gemacht, und ſeine Vorherſagung wegen des Widerſtandes der Fünfhunderte war eingetroffen. Lucians Vorſchlag wird angenommen; die in dem Pallaſte zurückgebliebenen Mitglieder von Bonapartes Partei werden eilends zuſammenberufen; und dieſe Minorität wagt es, zu dekretiren, daß die Generale und Soldaten, welche die getreuen Abgeordneten des Volks ſo eben gewaltſamerweiſe auseinander geſprengt, ſich um das Vaterland wohl verdient gemacht hätten.

Von dieſem Tage ſchreibt ſich der Vertrag zwiſchen der bürgerlichen Gewalt und der Armee wegen Vernichtung der Republik her. Alle Schamhaftigkeit, alle Heiligkeit des Eides, alle öffentliche Tugend ward durch die Beſchlüſſe, die den Meineid eines Theils der National-Repräſentation förmlich guthießen, mit Füßen getreten.

An demſelben Tage ward die Urkunde, welche der neuen Revolution zur geſetzlichen Grundlage dienen ſollte, öffentlich bekannt gemacht. Kraft derſelben wird das Directorium abgeſchafft; aus den Bürgern Sieyes, Roger-Ducos und Bonaparte wird eine vollziehende conſulariſche Commiſſion zuſammengeſetzt; die beiden Räthe werden vertagt, und zweiundſechszig Mitglieder der republikaniſchen Partei, unter denen man Jourdan bemerkt, ausgeſchloſſen. Eine Commiſſion von fünzig, aus den beiden Räthen genommenen Mitgliedern ſoll einen Verfaſſungs-Entwurf ausarbeiten.

Die Conſuln ſchwören dem Rathe der Alten den gewöhnlichen Eid: auf die Souverainetät des Volks, auf die Eine und untheilbare Republik, auf die Freiheit, die Gleichheit und das repräſentative Syſtem; es war die letzte, der franzöſiſchen Nation, die alle Garantieen des Eides annahm, und ſie damals ſelbſt noch gab, dargebrachte Huldigung.

Um 5 Uhr Morgens verließ die, ſolchergeſtalt eingeſetzte neue Regierung Saint-Cloud, um im Pallaſte Luxemburg den Nachlaß des Directoriums zu übernehmen. Vormittags verſammelten ſich die drei Conſuln. „Wer von uns wird den Vorſitz haben?“ ſagte Sieyes zu ſeinen beiden Collegen. — „Sie ſehen doch wohl,“ verſetzte Roger-Ducos, „daß der General ihn hat.“

Sieyes hatte auf eine Theilung zwiſchen dem General und ihm gezählt. Er glaubte, daß Jener ſich mit der Armee begnügen, und die vollziehende Gewalt ihm bleiben würde. Allein er ward bei dieſer Conferenz von dem ſeltenen Scharfblicke, womit ſein College die wichtigſten Fragen aus der Politik und der Staats-Verwaltung abhandelte, dergeſtalt betroffen, er empfand das unvermeidliche Uebergewicht dieſes Sterblichen ſo tief, daß er beim Abgehen zu den Herren Talleyrand, Cabanis, Röderer, Chazal und Boulay de la Meurthe, den geheimen Räthen des

Generals bei den ſo eben von ihm ausgeführten Anſchlägen, ſagte: „Jetzt, meine Herren, haben wir einen Gebieter. Er weiß Alles, thut Alles und vermag Alles.“

So endigte ſich die berühmte Revolution vom 18. Brümaire ohne Blutvergießen und öffentlichen Tumult, mitten unter dem, damals feurigſten Volke Europas, und durch den vielleicht unwiderſtehlichſten Menſchen, deſſen die Geſchichte gedenkt.

Nächſte Folgen des 18. Brümaire.

In ihrer zweiten Sitzung beſchäftigten ſich die Conſuln mit der Bildung des Miniſteriums. Der General Bonaparte ſollte dazu ſeine Freunde, diejenigen, die mit dem meiſten Erfolge zu ſeinen Entwürfen mitgewirkt hatten, ernennen. Das General-Sekretariat der Vollziehungs-Commiſſion ward Maret übertragen, mit dem der General Bonaparte vor ſeiner Abreiſe nach Egypten in geheimen politiſchen Beziehungen geſtanden und Freundſchaftsbande angeknüpft hatte. Dieſe Stelle wog jene eines Miniſters auf. Berthier, Chef des Generalſtabs in Italien und Egypten, erhielt das Kriegs-Departement, ſtatt Dubois de Crancé, der Bonaparte hatte wollen erſchießen laſſen. Gaudin ward zum Finanz-Miniſter ernannt. Er ſollte dadurch für eine frühere enge Bekanntſchaft und Ergebenheit belohnt werden. Cambaceres, der einer der erſten war, die nach Bonapartes Rückkehr aus Egypten in deſſen geheimen Rath berufen wurden, hatte ihn kräftig unterſtützt, er behielt das Juſtiz-Miniſterium. Dem Ingenieur Forfait ward das Departement der Marine; dem berühmten Geometer Laplace das des Innern; Talleyrand, unter dem Namen Reinhards, der temporär ernannt war, das der aus-

wärtigen Angelegenheiten zu Theil. Talleyrand war eines der vorzüglichsten Häupter der Verschwörung, und hatte sich ihr wie einer persönlichen Angelegenheit gewidmet. Sieyes brachte für die allgemeine Polizei Alquier in Vorschlag; allein Bonaparte ließ sich durch seinen schlimmen Genius verleiten, Fouché den Vorzug zu geben, der in eben dieser Eigenschaft das Directorium so keck verrathen hatte. Das Ministerium war stark durch seine Zusammensetzung; es vereinigte zu des Consuls Vortheil eine Menge sich entgegengesetzter Meinungen, und begann jene Umschmelzung, wodurch sich alle Schattirungen der alten Verfassung in der neuen vermengen, und selbst die Widersacher der französischen Revolution eine Zuflucht offen finden mußten. Sieyes, durch die Furcht, die unglückliche, beharrliche Leidenschaft seines Herzens, hingerissen, neigte sich noch zu den Proscriptionen hin. Dieser Nestor der Freiheit verlangte, daß neunundfünfzig Staatsbürger theils in die verzehrenden Wüsten von Guyana, theils auf die ungesunde Küste der Insel Oleron ohne Urtheil sollten deportirt werden. Dieses, obschon eben so unpolitische, als ungerechte Dekret ward erlassen; Bonaparte, von einem besseren Geiste berathen, hintertrieb dessen Vollziehung. Bei diesem Verfahren Sieyes vermißt man jenen tiefen Gesetzgeber, jenen Weisen, dessen Abwesenheit dem gewaltigsten Redner der constituirenden Versammlung ein öffentliches Unglück dünkte. Die, durch Mirabeaus Enthusiasmus plötzlich aufgekommene Regierung des vorgeblichen Solons sollte nicht von langem Bestande seyn: den andern Tag nach Sieyes Antrag widerriefen zwei, der Form nach revolutionäre, allein von der Vernunft eingegebene Dekrete die gehässigen Gesetze in Betreff der Geißel und des gezwungenen Anlehens. Diese beiden Dekrete gewannen dem General-Consul die öffentliche Meinung; nur ihn sah man; er war für Frankreich der Erste, oder vielmehr der Einzige. Die Ueberlegenheit,

wie die Unabhängigkeit, gehörten seiner Natur und seinem Geschicke an; Italien, Egypten hatten diesen doppelten Beruf bewährt; das Consulat stellte ihn noch mehr ins Licht. Nie ward einem großen Staatsbürger die Ehre eines schönern Amts. Diese hohe Würde schien plötzlich erschaffen, um zu gleicher Zeit das Ergebniß und das Ziel der Revolution zu bezeichnen. Das französische Volk, so glücklich, wenn es genießt, so wenig unglücklich, wenn es leidet, warf sich mit Ungestüm in die Rennbahn der Hoffnung, und ward, ihm unbewußt, die Haupt-Springfeder der geheimen unter den Wahrzeichen der Freiheit nach Tyrannei strebenden Macht. Alles trug in dieser so denkwürdigen Epoche der Wiedergeburt bei, die öffentliche Meinung zu verführen, zu trösten, zu überspannen. Die antike Amtstracht der Directoren ward durch die Nationaltracht verdrängt. Männer, die den Waffen Ehre machten, erschienen jetzt wieder an der Spitze der Heere: Moreau erhielt die Rhein- und Donau-Armee, Massena jene in Italien.

Ein Abgesandter ging nach London ab, um wegen der Auswechslung der, von dem Directorium so lange und auf eine so ehrvergessene Weise in Englands Kerkern im Stiche gelassenen Gefangenen zu unterhandeln. Bonaparte drang auf die Erfüllung seines Tractats von Malta, indem er alle in Frankreich geborne Ordensritter zurückberief. Er ließ dem Fort Lamalgue zu Toulon den Namen Fort-Joubert beilegen. Männer von der Revolution, wie Röderer, verlangten beherzt in ihren Schriften die Schließung des Verzeichnisses der Ausgewanderten, und trugen solchergestalt zu der Ernennung einer mit dem Geschäfte der Ausstreichungen beauftragten Commission bei. Die seit vier Jahren in den Gefängnissen schmachtenden Schiffbrüchigen von Calais sahen sich nun endlich der Gesellschaft zurückgegeben. Der Polizei-Minister Fouché folgte sogar dem von dem Consul gegebenen

Anſtoße; er veränderte ſeine Bureaux, und ließ dem Anſcheine nach alle ſeine revolutionären Freundſchaften im Stiche. Bonaparte verfügte ſich in Perſon nach dem Tempel, um die Geißeln zu befreien, die er, gleich den Requiſitionärs und Conſcribirten, der Wohlthat einer allgemeinen Amneſtie theilhaftig machte. Auf dem Staatsſiegel ward an die Stelle des Schrägmaßes die Wage, das heißt, an die Stelle der Unterdrückung die Gerechtigkeit, geſetzt. Zu gleicher Zeit legte das neue Finanz-Syſtem den Grund zu jenem Credit, den die ſtärkſten Erſchütterungen der geſellſchaftlichen Ordnung nicht mehr wanken zu machen vermochten. Man kann ſagen, daß Bonaparte die Schöpfung aus dem Nichts hervorrief. Wirklich hatten die Ausgaben des Tages vom 19. Brümaire mit dem Gelde des Banquiers Collot beſtritten werden müſſen. Der Schatz war leer und der Staat mit Schulden überladen. Zu eben der Zeit erhielt die von dem Convente den 21. März 1795 errichtete polytechniſche Schule eine neue Organiſation. Urſprünglich theilte ſich der Unterricht in zwei Hauptzweige: 1) die mathematiſchen Wiſſenſchaften, mit Inbegriff der Analyſe, nebſt deren Anwendung auf die Feldmeßkunſt, die Mechanik und die beſchreibende Geometrie; 2) die phyſiſchen Wiſſenſchaften, welche die allgemeine Phyſik und die Chemie in ſich faſſen. Es ſchien, als hätte der Convent nichts denn Gelehrte verlangt; der erſte Conſul will nichts als militäriſche und in das Verwaltungsfach eingeweihte Gelehrte; außer den in der hohen Schule, die unter der Aufſicht Monges, Berthollets und Prieurs von der Goldküſte eröffnet worden war, errichteten Lehrfächern, wurden die Zöglingen hinfort zu anderweitigen Anwendungs-Curſen in Bezug auf die Artillerie zu Land und zur See, auf das militäriſche Genieweſen, auf die Brücken und Heerſtraßen, auf den Bau der Schiffe und Fahrzeuge der Marine, auf die Minirkunſt und auf das Fach der Ingenieur-Geographen angehal-

ten. Bonaparte hatte errathen, was man aus der franzöſiſchen Jugend machen könnte; es gelang ihm, ihr durch die neue polytechniſche Disciplin und durch die, welche er ſeitdem in den Militär- und bürgerlichen Schulen, deren Stifter die Staats-Räthe waren, und woraus ſo viele, in der Kenntniß der Civil-, Finanz-, Gerichts- und Handlungs-Verwaltung ausgezeichnete Männer hervorgingen, eingeführt hatte, einen ernſten und nachdenkenden Geiſt beizubringen. Die Grundlage des Glücks der Epoche, deren Geſchichte wir erzählen werden, war rein mathematiſch. Dieſe Verbindung einer großen Bewegung mit tiefem Studium gibt ihr ein Gepräge von Originalität, das von den Zeitgenoſſen beachtet zu werden verdient. Um endlich das Conſulat für immer zu heiligen, und vor den Augen der Welt den Ruhm eines großen Mannes, der ſeines Vaterlandes Schickſal beherrſcht, in ſeiner ganzen Fülle zu erringen, ſtellte Bonaparte eine aus den geſchickteſten Rechtsgelehrten zuſammengeſetzte Commiſſion, die das europäiſche Denkmal der bürgerlichen Geſetze erbauen ſollte, unter ſeine unmittelbare Leitung. Bei der Wahl der Männer, die ſolches zu errichten beauftragt wurden, datirte man von der gegenwärtigen Zeitrechnung an; man berückſichtigte bloß die Talente; die Meinungen kamen nicht in Betrachtung, und Ludwigs XVI. Vertheidiger, Tronchet, nahm als Mitarbeiter an der franzöſiſchen Geſetzgebung ſeinen Sitz neben dem conventionellen Merlin. So verſicherte ſich Frankreichs erſter Feldherr, der oberſte Leiter und Urheber ſeiner Wiedergeburt, durch jenen Codex, der für ſich allein ihn hätte unſterblich machen müſſen, wenn er nicht ſelbſt das Verdienſt wieder ſo ſehr verringert hätte, der öffentlichen Meinung. Der Ruhm Cäſars und jener Juſtinians umſtrahlten des glücklichen Bonapartes Stirne, und die heilſame Größe der Anſtalten ſcheint die Gewaltthätigkeit des Staatsſtreichs vom 10. Brümaire zu rechtfertigen. Dem Krieger-Ge-

ſetzgeber fehlte jetzt nichts mehr, als auch der Stifter eines politiſchen Syſtems zu ſeyn.

Indeſſen verſammeln ſich die beiden, aus den zwei Räthen gezogenen geſetzgebenden Commiſſionen in dem Conſular-Pallaſte, um im Beiſeyn der Conſuln über einen Verfaſſungs-Plan zu berathſchlagen. Sieyes hatte an der Verſchwörung mit dem General Bonaparte einzig in der Hoffnung Theil genommen, eine Regierungs-Form zu errichten, die ſein eignes Werk wäre. Er entwickelte nach einander ſeine Theorien vor ſeiner Collegen Augen; die von ihm aufgeſtellten Grundlagen fanden allgemeinen Beifall. Sie waren folgende; ein Tribunal von hundert Mitgliedern, das die Geſetze erörterte, ein zahlreicheres geſetzgebendes Collegium, das ſolche mittelſt individueller Stimmengebung und ohne Erörterung verwarf oder billigte, ferner ein lebenslänglicher Senat, befugt und verpflichtet, die Conſtitution und die Geſetze aufrecht zu halten. Der Regierung ſollte das Recht zuſtehen, zuerſt die Geſetze in Vorſchlag zu bringen, und ſie ſollte einen Staats-Rath erwählen, dem die Anordnungen der öffentlichen Verwaltung anzuvertrauen wären. Noch war eine, für Bonaparte ſehr wichtige Sache, nämlich die Frage über die Zuſammenſetzung der Regierung, abzuthun; bis jetzt hatte er noch keinen Einwurf gemacht. Endlich brachte Sieyes einen von dem Senate zu ernennenden Großwähler in Vorſchlag, der ſelbſt zwei Conſule, einen für den Frieden und einen für den Krieg, ernennen ſollte, in Vorſchlag. Der Großwähler ſollte zu Verſailles wohnen, ſechs Millionen Einkommen und eine Leibwache von 3000 Mann haben. Er ſollte von dem Senate können zurückberufen werden, dem die Befugniß eingeräumt ward, ihn, ohne die Beweggründe dazu anzugeben, ſich einzuverleiben *).

*) Die letztere Verfügung vergaß der General Bonaparte nicht.

Was das zu errichtende Amt eines Großwählers betrifft, so war es für Niemanden zweifelhaft, daß Sieyes diese Stelle sich vorbehalten habe, die er mittelst seines Credits im Rathe der Alten, aus dem der Senat beinahe insgesammt hervorgehen sollte, zuverlässig zu erlangen hoffte. Er hätte sodann Bonaparte das Kriegs- und Roger-Ducos das Friedens-Consulat übertragen; späterhin hätte er bei der ersten Unzufriedenheit die beiden Consule dem Senate einverleiben lassen.

Bonaparte durchschaute Sieyes Absicht auf den ersten Blick, und tilgte den Großwähler mit Einem Federzuge aus. Die neuerdings mit Hitze vorgenommene Berathschlagung vereitelte Sieyes Plan. Jetzt kam das Project eines ersten Consuls, der das Oberhaupt des Staats seyn, der zu allen Aemtern wählen sollte, und zweier Consule bloß mit rathgebender Stimme auf das Tapet. Dieses in des Generals geheimen Rathe vorbereitete Thema fand von Seite sehr einflußreicher Männer unter den Politikern, die sich in den Versammlungen hervorgethan hatten, und zwar von Daunou, Chénier, Chazal und Tourton, den heftigsten Widerspruch. Sie machten Bonaparte den Antrag, ihn zum Generalissimus zu ernennen, wobei ihm die Vollmacht, mit den auswärtigen Staaten zu unterhandeln, und über Krieg und Frieden zu entscheiden, übertragen werden sollte. „Ich bin Consul," erwiederte Bonaparte, „ich will in Paris bleiben." Chénier verwendete sich mit Nachdruck für die Maaßregel der Zurückversetzung der Consuln in den Senat. „Das geschieht nicht," schreit Bonaparte. Diese Antwort machte dem Streit ein Ende, und der von Bonapartes Freunden gemachte Anschlag ward mit der Modification angenommen, daß der erste Consul auf zehn Jahre ernannt und wieder wählbar seyn sollte.

Auf diese Art, da der Senat nicht die erste Behörde war, machte Bonaparte sich selbst zum ersten Consul; Sieyes schlug

es aus, einer der beiden andern zu seyn; Roger-Ducos folgte ihm natürlicherweise; und der bereits getroffenen Einleitung zu Folge traten der Justiz-Minister Cambaceres und Lebrun, vormaliger geheimer Secretär des Kanzlers Maupou, an deren Stelle. Lebruns Rathschläge und Einsichten waren von dem General Bonaparte in den, zu Bewerkstelligung der Revolution vom 10. Brümaire statt gehabten Versammlungen gewürdigt worden. Sieyes ward zuerst dem Senate, einem politischen Hospitium, das den Veteranen und Ehrgeizigen der Revolution zur Zuflucht dienen mußte, einverleibt. Er ward zum Präsidenten dieses Kollegiums ernannt, und trug mit Cambaceres und Lebrun zu dessen Organisation bei. Bonaparte vollendete Sieyes politischen Ruin und dessen vorschnelles Glück dadurch, daß er ihm, unter dem Titel einer National-Belohnung, das Landgut Crosne, im Werthe von einer Million, zuerkennen ließ.

So endete, sechs Wochen nach ihrer Einsetzung, die vollziehende consularische Commission. Die Nation erfuhr jetzt zum zehntenmale seit dem Sturze des Throns und in weniger denn sieben Jahren eine große Veränderung in ihrem innern Zustande. Der 31. Mai 1793 sah den Sturz der Girondisten, der 5. April 1794 den der Cordeliers, der 28. Juli desselben Jahrs Robespierres, Couthons und Saint-Justs Triumvirat. Den 12. Germinal, 1. April 1795, unterlagen Barrère, Collot d'Herbois. Billaud Varennes und Vadier, die als Mitglieder des vormaligen öffentlichen Wohlfahrts-Ausschusses zur Deportation verurtheilt wurden, als Opfer einer revolutionären Bewegung, die man sie beschuldigte in den Vorstädten gegen den Convent angestiftet zu haben, und die mißlungen war. Den 1. Prairial, 20. Mai desselben Jahrs, erlitten die Jakobiner eine dritte Niederlage. Den 13. Vendémiaire, 4. Oktober, triumphirte der sich in Ge-

fahr befindende Convent über die Sectionen. Den 18. Fructidor, 4. September 1797, brach die erste Revolution im Directorium aus. Carnot und Barthélemy wurden nebst dreiundfünfzig Abgeordneten von ihren Collegen zur Deportation verurtheilt. Der noch übrige Theil des Convents errang am 30. Prairial einen Vortheil; den 18. Juni 1799 war eine abermalige Directorial-Proscription: Barras und Sieyes verbannten Merlin von Douai, Réveillère Lépaux und Treilhard aus ihrer Mitte. Den 18. Brumaire, 10. November desselben Jahres, besiegte Bonaparte das Directorium, die Anarchisten und die Republikaner. Endlich, sechs Wochen nachher, den 24. December, mußten die Consuln Sieyes und Roger-Ducos ihre Stellen an Cambaceres und Lebrun abtreten.

(Fortsetzung folgt.)

ST MICHAEL'S BERG
UND FESTE

Mont St. Michel.

An der normänniſchen Küſte auf dem Wege von Caen nach St. Malo liegt die kleine Stadt Avranches. Wenn man die Anhöhe erreicht hat, auf deren Rücken ſie gebaut iſt, überraſcht eine der ſeltſamſten Landſchaften das Auge. Dem Meere zu zeigt ſich eine weite Sandebene, von zahlreichen, langſam hinſchleichenden Flüſſen bewäſſert, im Halbkreiſe ſchimmert der Ozean und am äußerſten Horizonte hebt ſich ein Felſencoloß einſam aus den Fluthen, der ſein thurmgekröntes 600 Fuß hohes Haupt ernſt und unheimlich, wie ein ungeheures Rieſengeſpenſt, in die Wolken ſtreckt. Dieſe wunderbare Landſchaft beſteht aus den Marſchen und der Bay von Cancale, der Felſen mit ſeinen Zinnen und Kuppeln aber iſt Mont St. Michel, gleich berühmt als ein Sitz des Baals und des Jupiter, als heiliger Wallfahrtsort, als Kloſter und als Feſtung; jetzt aber berüchtigt als ein grauenvolles Staatsgefängniß.

Die Frühgeſchichte der Normandie erwähnt dieſes merkwürdigen Orts als Mons Belinus, den Berg des Baals, die geheiligte Wohnung der Druiden. Die Spitze des Felſens hatte damals die Form eines Altars und von ihm rauchten Menſchen-

opfer den erzürnten Göttern. Als zur Zeit des Tiberius die Völker der galliſchen Nordküſte unter's Joch der Römer kamen, verloren jene mit ihrer Freiheit auch ihren Kultus; Mons Belinus, ihr Hauptſitz, wurde erſtürmt und das Blut der letzten Druiden ſtrömte auf dem hohen Altar und in deſſen Vertheidigung dahin. Ein Tempel des Jupiter wölbte ſich darauf über die geweihete Stelle. Aber lange thronte auch der neue Gott hier nicht. Als das berühmte Edikt Kaiſer Conſtantin's (313) allen Völkern des römiſchen Weltreichs Glaubens- und Gewiſſensfreiheit ſchenkte, und nun Jeder den Schöpfer und Erhalter des Weltalls in ſeiner eignen, frei gewählten, oder angeſtammten Weiſe und Form verehren durfte, gaben die Bewohner dieſer Gegend den verhaßten Römergottesdienſt auf, und erfaßten mit Eifer die chriſtliche Lehre. Sie vertrieben die Prieſter und ſtürzten den Tempel in Trümmern. Statt jener ließen ſich fromme, chriſtliche Einſiedler auf dem einſamen Felſen nieder und aus dem Geſtein des Tempels bauten ſie eine kleine, dem Erzengel Michael geweihte Kapelle. Der im Volke feſtgewurzelte Ruf der Heiligkeit des Orts machte dieſes kleine Gotteshaus bald zum Ziel der Wallfahrer aus den Chriſtenvölkern, nah und fern, und von Opfern und Gaben aller Art erwuchs dem Kirchlein im Lauf der Jahrhunderte ein großer Schatz. Da ſoll dem Hüter deſſelben, dem heiligen Aubert, Biſchof von Avranches, in der erſten Stunde des achten Jahrhunderts der Erzengel erſchienen ſeyn und ihm befohlen haben, daß er ſtatt des beſcheidenen Hüttchens ein prachtvolles Gotteshaus baue. Es thürmten ſich nun auf der Stelle des Kapellchens die Pfeiler und Gewölbe der ſchönſten Kirche. Die Höhlen der Anachoreten wurden zu den Wein-Kellern der neuen Abtei eingerichtet und die hageren, ſich kaſteyenden Einſiedler verwandelten ſich in praſſende, fette Mönche. In ſpäterer Zeit, als die Normandie der Kampfapfel

zwiſchen den Engländern und Franzoſen wurde und die Parteien die wichtige, feſte Lage des Orts erkannten, verſetzte man die Mönche und das Kloſter wurde eine Feſtung, die bald den Ruf der Unbezwinglichkeit erhielt. 1423 ſtürmte ein brittiſches 15,000 Mann ſtarkes Belagerungsheer acht Tage lang dieſen einſamen, durch eine Handvoll Franzoſen vertheidigten Felſen, die ſich mit dem Geſtein ihrer Mauern und mit Felſenblöcken heldenmüthig, wie einſt die letzten Römer auf dem Grabmal des Imperators, aber glücklicher, als dieſe, vertheidigten; denn nachdem die Engländer 2000 ihrer Krieger verloren und als das ſtürmiſche Meer ihre Werke zertrümmerte und ihre Flotte zerſtreute, zogen ſie ab. Zum Andenken dieſer glücklichen Abwehr, deren Erfolg der Aberglaube jener finſtern Zeit dem unmittelbaren Beiſtande des Himmelsfeldherrn zurechnete, ſtiftete Ludwig XI. den Orden des heiligen Michael's, noch jetzt einer der höchſten Frankreichs. — Die neuere Kriegskunſt hat dem Platz ſeine frühere Wichtigkeit genommen.

Havre.

Gewöhnlich Havre de Grace, befeſtigte (Feſtung dritter Klaſſe) See- und Hafenſtadt im Departement der Nieder-Seine, am Ausfluß dieſes Stromes in das Meer, in einer tiefen, ſumpfigen, von den Höhen von Ingouville begränzten Ebene, verdankt ſeine Entſtehung Ludwig XII., der es 1509 zu bauen anfing, Ludwig XIII. und XIV. aber vornehmlich haben die Feſtungswerke geſchaffen; ſie iſt ſehr gut gebaut und zählt eine Citadelle, Quarantainegebäude, 2 Kirchen, 82 Straßen, 20 öffentliche Brunnen, 1600 Häuſer und mit Einſchluß der Vorſtadt Ingouville und der zahlreichen Fremden an 30,000 Einwohner. Die Lage von Havre an der hier ſchon ſeeartigen Seine und an einem ſicheren und ſehr beſuchten Hafen geben dem Handel und der Stadt ſelbſt große Lebendigkeit. Sie ſendet Schiffe auf den Häring- und Wallfiſchfang, hat bedeutende Zuckerraffinerien, Papiermühlen, Taback-, Wollenzeug- und Fayencefabriken, Manufakturen in Segeltuch und Tauen, Spitzenklöppelei, anſehnlichen Schiffbau u. ſ. w., Börſe, Handelskammer, Handelsgericht, Schifffahrtsſchule, Seearſenal.

HAVRE

Zu beachten iſt:

der Hafen mit ſeinen Leuchtthürmen, Schleuſen, Baſſins;

das Seearſenal;

die Börſe, 1785 durch den Architekt Boucart erbaut;

die Bibliothek von 15,000 Bänden, Montag, Donnerſtag und Sonnabend von 10 bis 2 Uhr geöffnet;

das Schauſpielhaus;

die ſchöne Straße de Paris;

das naturhiſtoriſche Muſeum in der Vorſtadt Ingouville.

Obgleich das Clima von Havre ſehr feucht iſt, und Hitze und Kälte hier ſehr ſchnell abwechſeln, ſo iſt doch die Luft ſehr geſund, welches, verbunden mit der Annehmlichkeit des Aufenthalts, eine Menge Fremde, beſonders Engländer, anzieht, von denen ſtets einige Tauſend hier leben. Uebrigens iſt es ſehr theuer, der Luxus, zumal an Kleidern, ſehr groß, und es wird in Havre hoch geſpielt. Berühmter 4wöchentlicher Markt, der am 19. September beginnt.

Wöchentlich geht ein Paketboot zwiſchen Southamton und Havre; zweimal die Woche ein Dampfboot zwiſchen Rouen und Havre.

Dem Reiſenden empfehlen wir, die Höhe von Ingouville zu erſteigen, die herrlichſte Ausſicht iſt der Lohn, ſo wie eine Reiſe mit dem Dampfſchiffe nach dem am jenſeitigen Seineufer liegenden Honfleur.

Dieppe.

Die franzöſiſche Nordküſte iſt ſehr reich an pittoresken Anſichten; St. Malo, Calais, Abbeville, Eu, Treport, Honfleur, Mont St. Michel ſind reizende, berühmte Punkte; aber maleriſcher als die Lage von Dieppe, von der Seeſeite her betrachtet, iſt keine auf der ganzen Küſte.

Man denke ſich ein Geſtade auf eine Strecke von mehreren Stunden, eingefaßt mit ſeltſamen Felsgeſtalten aus weißem Sandſtein, die ſich, umtoſt von der ſchäumenden Brandung, oft mehrere hundert Fuß über dieſelbe erheben. Aus dieſem Felſenkranze treten 2 Coloſſe hervor, der eine mit kahlem Haupte, der andere mit hohen Mauern und Thürmen gekrönt, von deren höchſten Warte in der Nacht eine weit über die Wogen hin leuchtende Flamme, führend und warnend zugleich, lodert. Beide Felſen trennt, als wären ſie von der Hand der Allmacht geſpalten, eine tiefe Schlucht. Pfahlwerke und niedrige Wälle ſperren dieſe gegen das Meer hin; nur am Fuße des Schloßfelſens erſcheint eine Pforte, durch welche ein Flüßchen, die Arques, ſeine klaren Gewäſſer dem Ocean zuführt. In jener Schlucht, durch Nebel

DIEPPE

und Rauch, erblicken wir die Kirchen und Häuser von Dieppe, aus deren undeutlichem Gewühle der Thurm der herrlichen Chathedrale hoch hervorsteht. — Der Kupferstich, der diese Beschreibung begleitet, verbildlicht sie treu, jedoch nicht vollständig; denn der dem Schlosse links gegenüber liegende Felsen ist nicht sichtbar in dem beschränkten Raume. —

Dieppe ist uralt und seiner Größe nach dicht bevölkert. Es zählt über 21,000 Einwohner. Die Straßen sind schmal, winklich und schmutzig und von den hohen, düstern Häusern verfinstert. Der Hafen ist klein, aber sehr sicher und zur Aufnahme von ein paar hundert Fischerfahrzeugen, die ihn stets beleben, geschickt. — Dieppe nährt sich hauptsächlich vom Fischfang, und fast alle seine Einwohner sind direkt oder indirekt bei diesem Gewerbe betheiligt. Es unterhält nahe an 200 Fahrzeuge, und deren Führer gelten seit uralter Zeit als die furchtlosesten und kühnsten Seeleute Frankreichs. Jede Jahrszeit bietet den Fischern ihre besondere Gattung von Bewohnern der Tiefe zum Fang. Im Juli segelt die ganze Flotte der Diepper an die englische Küste bei Yarmouth zum Häringsfang. Im September bis in die Mitte Oktober beschäftigt sie derselbe an der Küste von Flandern und an der Mündung der Seine. Der Winter gehört dem häuslichen Leben an und der kleinen Fischerei an ihrer eigenen Küste. Im Februar ist auf dem Gestade von Kent ihr Sammelplatz und gegen Ostern geben ihnen die Makreelenzüge an der Mündung der Themse und der Küste von Sussex die reichste Beute, mit der sie den Londoner Markt versorgen.

Das unabhängige freie Fischerleben unter Gefahren, Sturm und Wogen hat den Dieppern einen eigenthümlichen Charakter aufgedrückt, der sich schon dem Fremden in ihrem Aeußern, in Miene und Haltung auffallend kund gibt. Das Wesen der Männer ist frei, derb, ungenirt im Umgange, und die dunkel

gebräunten, magern Geſichter zeugen von ihrem ſteten Kampf mit den Elementen, ungeſchützt vor Sonne, Regen und Winden. Auch der weibliche Theil der Fiſcherfamilien trägt das Gepräge thätigen Antheils an ihrem Gewerbe. Es ſind hohe, ſchlanke, rüſtige Geſtalten, und es iſt eine überraſchende Erſcheinung für den Fremden, ſieht er zur Ebbzeit Mädchen und Weiber in langen Reihen, hochaufgeſchürzt, mit Körben an der Seite, die zurückweichenden Wellen verfolgend und Schellfiſche und Schaalthiere auf dem von Fluthen verlaſſenen Meerboden ſammelnd; oder an langen Seilen die Fahrzeuge ihrer Männer und Väter aus dem Hafen in's Meer ziehend, klagende Fiſcherweiſen ſingend.

Dieppe iſt in neueſter Zeit auch als Seebad berühmt geworden, und wird jetzt, in dem Glauben, daß das an den Felſen dieſer Geſtade gebrochene und zerſchlagene Meerwaſſer eine beſondere Kraft, mehr aber wohl wegen ſeiner herrlichen und bequemen Lage, ſehr häufig, namentlich von Engländern, beſucht. Dieſes Herbeiſtrömen von Luſt und Vergnügen ſuchenden, verſchwenderiſchen Fremden wirkt zwar auf die Verſchönerung der alten Fiſcherſtadt hin; — großartig erheben ſich neben den Badeanſtalten jetzt prächtige Hôtels und neue Straßen ſteigen empor; — aber das eigenthümliche Gepräge des Volkes geht nothwendig zugleich verloren, und ſo die Einfalt und die Reinheit der Sitten. Schon jetzt, nach wenigen Jahren der Aufnahme Dieppe's als Bad, ſoll der Vergleich mit ſonſt, in dieſer Beziehung, ein trauriges Reſultat abgeben, eine Erſcheinung, die leider an allen Badeorten dieſelbe iſt. —

Rheims.

Im Departement der Marne, an der Vesle, von Weinhügeln umgeben, eine der älteſten Städte des Reichs, in welcher ſich Clovis taufen ließ, und wo die Könige von Frankreich gekrönt und geſalbt wurden; iſt gut und regelmäßig gebaut, mit breiten, regelmäßigen Straßen. Sitz eines Erzbiſchofs (Primas der franzöſiſchen Geiſtlichkeit), königl. Kollegiums, Tribunals erſter Inſtanz und Handelsgerichts, einer Handelskammer, Börſe; öffentliche Bibliothek; Muſeum, Theater, 4 öffentliche Plätze, 18 Kirchen, 3 Hoſpitäler, 3500 Häuſer, 33,000 Einwohner. Tuchmanufakturen, Töpfereien, Hüte, Strümpfe, berühmte Pfefferkuchen. Handel mit Champagnerweine, von denen die beſte weiße Sorte in dem nahen Sillery wächſt.

Merkwürdig iſt:

die Metropolitan- oder Kathedralkirche. Sie gehört zu den ausgezeichnetſten Meiſterwerken gothiſcher Baukunſt und ſtammt aus dem 12. Jahrhundert. Sie iſt 438 Fuß lang, 108 Fuß im Gewölbe hoch und mit Blei gedeckt. Von vorzüglicher Schönheit iſt das Portal mit drei großen Eingangsthoren und die Roſe über denſelben, ein Fenſter von der vollendetſten

Arbeit. Unter den Gemälden, die dieſen ehrwürdigen Tempel ſchmücken, ſind vornehmlich ein Chriſtus von Titian, eine Geburt Chriſti von Tintoretto und die Fußwaſchung von Mucian ſehenswerth.

Die Kirche Saint-Remi, alt und finſter, aber mit mehreren vorzüglichen Gemälden verſehen, von denen eine Geburt Chriſti von Tiſſerand und die Unterredung des Königs Clovis mit dem heiligen Remi von Rencois beachtet werden mögen. In dieſer Kirche befand ſich vor der Revolution das berühmte Oelfläſchchen, welches 496, als ſich Clovis vom heiligen Remi taufen ließ, eine Taube vom Himmel gebracht haben ſoll, und mit deſſen Oel die Könige von Frankreich bei ihrer Krönung geſalbt wurden. Obgleich dieſe Ampulla Rheimensis von den Sansculotten zerſchlagen wurde, ſo hat doch nach einer Notariatsurkunde eine gläubige Seele damals das darin befindliche Oel geſammelt, und ſo konnte Karl X. ebenfalls mit dieſem Oel geſalbt werden (le Sacre du Roi).

Die Kirche Saint-Jacques mit einem ſchönen Gemälde von Guido Remi, die Dreieinigkeit.

Die Kirche Saint-Nicaiſe, durch ihre Bauart bemerkenswerth.

Das von Ludwig XIII. 1636 erbaute einſtöckige Stadthaus mit einer ſchönen Säulenhalle.

Der prächtige Königsplatz.

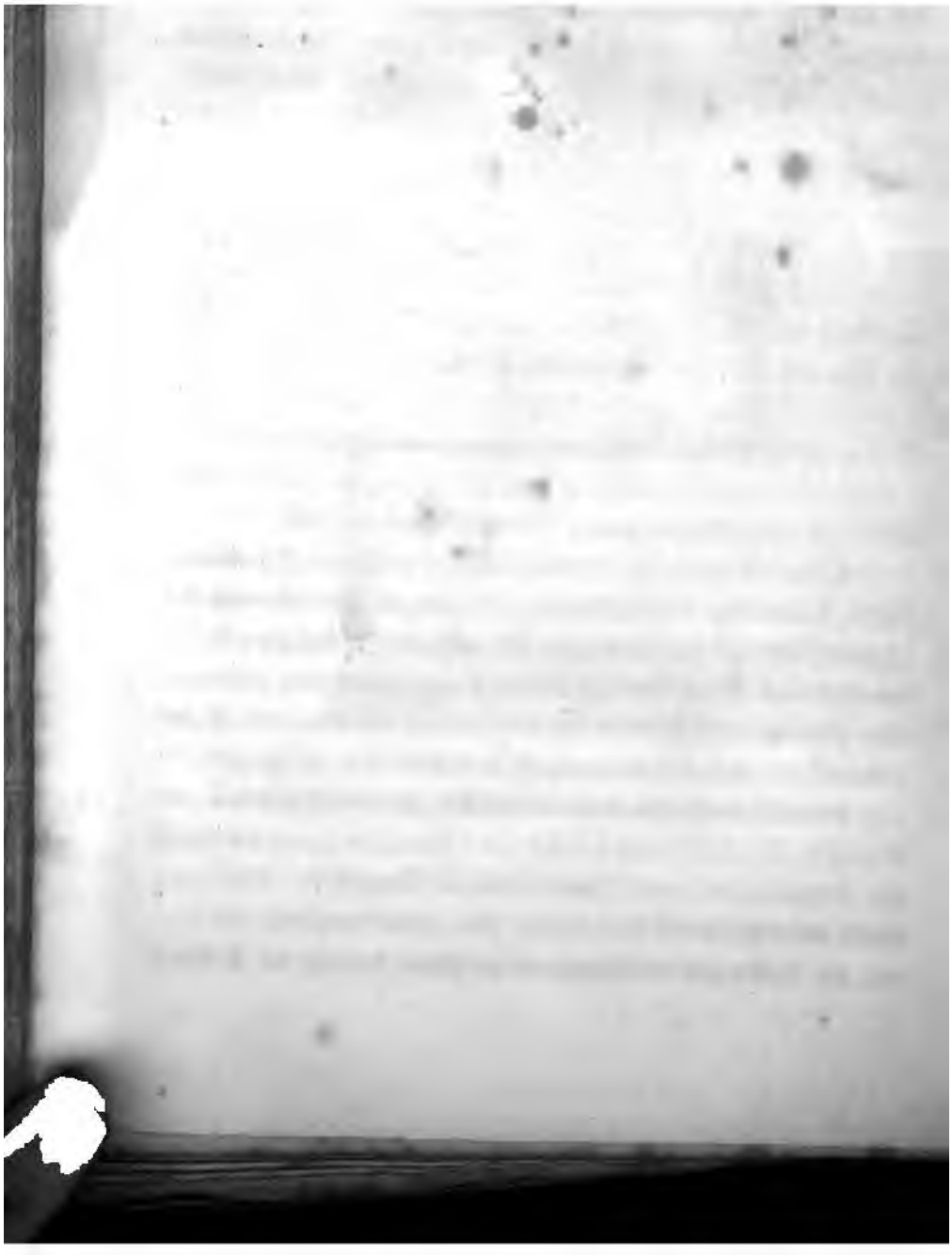
Das Kollegium, in deſſen Kapelle man eine Kreuzesabnahme von Valmole und eine Erweckung des Lazarus von Corneille bewundert.

Die Bibliothek von 20,000 Bänden mit einem Muſeum der Alterthümer.

Die ſchöne Promenade le Cours.

Die römiſchen Alterthümer, beſtehend in den Ueberreſten eines Triumphbogens, eines Thores und eines Amphitheaters.

KIRCHE ZU RHEIMS.



Die hydrauliſche Maſchine, welche das Waſſer aus der Vesle in die Stadt leitet.

Die Keller in dem Kreideboden, zur Aufbewahrung des bereits in Flaſchen gezogenen Champagners.

Geburtsort des Miniſters Colbert, † 1683, des Geſchichtsſchreibers Burigny, † 1785, des Journaliſten Linguet, † 1794, des Kritikers Ruinart, des Abbé Pluché, des Geſchichtsſchreibers Bergier.

Nancy.

Eine der ſchönſten und regelmäßigſten Städte Frankreichs, früher Hauptſtadt von Lothringen, jetzt die des Departements der Meurthe und an dieſem Fluſſe, von Weinhügel umgeben, welche beſonders auf der Seite nach Toul ſchöne Fernſichten darbieten. Sitz eines Präfekten, Biſchofs, eines königl. Gerichtshofes, Handelsgerichts, königl. Kollegiums, einer Akademie u. ſ. w.

Nancy iſt von Mauern umſchloſſen, wird in die Alt- und Neuſtadt eingetheilt, von welchen die Letztere ſich beſonders durch ihre regelmäßigen und ſchönen Straßen auszeichnet. Sie verdankt dieſes beſonders dem Könige Stanislaus Leszinsky von Polen, der Vieles zur Verſchönerung der Stadt beitrug, die 2 Vor-

städte, 8 Kirchen, 6 öffentliche Plätze, mehrere Wohlthätigkeitsanstalten, 6000 Häuser und 30,000 Einwohner zählt.

Sehenswerth ist:

die bischöfliche Hauptkirche, sie ist 1602 gebaut und war vom Papst Clemens VIII. dem päpstlichen Stuhl unmittelbar unterworfen.

Die Kirche Notre-Dame de Bon-Secours, mit dem schönen Grabmale Stanislaus Leszinsky von Girardon.

Die Kirche St. Sebastian.

die Franziskanerkirche mit Denkmälern lothringischer Herzöge und des Herzogs Karl des Kühnen von Burgund, der 1477 in der Schlacht blieb. Die Kuppel dieser Kirche ist sehr schön.

Der alte herzogliche Pallast,

das geschmackvolle Schauspielhaus,

die öffentliche Bibliothek von 30,000 Bänden nebst Museum und einer naturhistorischen Sammlung;

der botanische Garten,

die öffentlichen Plätze, unter denen die Place Royale, mit 7 schönen Gebäuden umgeben und einem Triumphbogen; Place Carriére mit einer angenehmen Promenade, Place Allicante mit einer Säule;

die schönen Kasernen.

Nancy hat Fabriken von Tapeten, Lichtern, Taback, Fayence, Manufakturen in Sergen, Tüchern; Handel mit Wein, Liqueuren, Getreide ꝛc.

Vaterstadt des berühmten Kupferstechers Callot, der bekannten Madame de Grafigny und von Saint-Lambert.

PLACE ROYALE DE NANCY MIT DER STATÜE DES KÖNIGS STANISLAUS.

Strassburg.

Eine Festung ersten Ranges, Frankreichs Vormauer gegen Deutschland, Hauptstadt des Departements des Nieder-Rheins, ehemals deutsche freie Reichsstadt und Hauptstadt des gesammten Elsaßes, von der Ill durchströmt, die 2 Stunden von hier bei Wanzenau in den Rhein fällt, eine kleine Viertelstunde vom Rhein entfernt, in einer weiten fruchtbaren, herrlich bebauten Ebene, beherrschte von jeher die Straße aus Gallien nach Deutschland und führte in den ältesten Zeiten den Namen Argentora, wahrscheinlich, weil es Silbergruben in der Nähe gab. Von Attila's Horden zerstört, bauten Chlodowigs Söhne auf ihren Ruinen eine neue Stadt, die sie Strata nannten. Schon unter den fränkischen Königen erscheint Stratabourg bereits wieder als ansehnlicher Ort, der im 14. Jahrhundert mit Ringmauern umgeben wurde und im nächsten Jahrhundert Befestigungswerke erhielt. — Doch die regelmäßigen Festungswerke sind erst ein Werk Vaubans, der die starke Citadelle und die Hauptbastionen schuf, nachdem Ludwig XIV. Straßburg seinem Frankreich einverleibt hatte. Unter Ludwig XV. wurde 1745 die große Schleuße angelegt und der

Kanal gezogen, wodurch die Gegend zwiſchen dem Rhein und der Ill unter Waſſer geſetzt werden kann, und Straßburg faſt uneinnehmbar geworden iſt. Auch iſt es ſeit ſeiner regelmäßigen Befeſtigung nicht förmlich belagert, auch nicht eingenommen worden.

Straßburg hat ein reinliches, heiteres Anſehen, mehrere öffentliche Plätze, worunter der große Marktplatz der regelmäßigſte und von ſchönen Gebäuden umgeben, 200 meiſt ſchöne grade Straßen, unter denen die Grande Rue, die Rue du Marché-au-Poisson und die Rue de la Boucherie die bemerkenswertheſten. Sieben Thore führen in die Stadt, welche vom weißen Thor bis zu den Kapuzinern eine Länge von 1385, und vom Stein- bis zum Spitalthor eine Breite von 1050 Toiſen hat, 15 Kirchen, worunter 8 proteſtantiſche, 2 Hospitäler, 1 Findelhaus, Waiſenhaus, 4500 Häuſer, 50,000 Einwohner. Sitz eines Biſchofs, Präfekten, des Stabes der fünften Militärdiviſion, Tribunals erſter Inſtanz, Handelsgerichts, Univerſität mit 4 Fakultäten, proteſtantiſchen Generalkonſiſtoriums, Juden-Synagoge, königl. Kollegium, Arznei-, Reit-, Hebammen-, Apotheker-, Thierarznei-, Artillerieſchule, öffentliche Bibliothek, Muſeum, Münze, die unter B. B. ſchlägt, botaniſcher Garten.

Als größte Merkwürdigkeit Straßburgs ſteht die Domkirche (der Münſter) da, mit ſeinem nur von den egyptiſchen Pyramiden an Höhe übertroffenen Thurm. Schon unter Pipin dem Kurzen ward das Chor angefangen, und von Karl dem Großen vollendet. Biſchof Werner von Habsburg legte 1015 den Grund zu der Emporkirche, die erſt 260 Jahre nachher vollendet wurde. Im Jahr 1276 begann der Bau des Thurmes unter dem berühmten Baumeiſter Erwin, von Steinbach im Badenſchen gebürtig: er iſt vollendet, der andere reicht nur bis zum Giebel des Portals. 1318 ſtarb Erwin, und ſein Sohn Johannes führte den Bau bis zur Plateforme fort; von ſeiner Tochter Sabine ſtammen

DER MÜNSTER ZU STRASBURG

die herrlichen Bildwerke am Portal. Erſt 1439 vollendete Johann Hulz den Thurm, der als das Meiſterſtück der gothiſchen Baukunſt betrachtet werden kann, 490 Fuß hoch von durchbrochener Arbeit, ſo daß das Licht von oben bis unten ganz durch denſelben durchſcheint. Er beſteht aus drei Stockwerken, das erſte geht in dem Portal bis zur Plateform, iſt viereckig und mit 3 koloſſalen Ritterfiguren von Chlodowig, Dagobert und Rudolps von Habsburg verziert. Das zweite iſt ein Achteck, das blos auf ſeinen Winkeln zu ruhen ſcheint, von denen vier durch eben ſo viel Treppen in Form von ganz durchbrochenen Thürmen gehalten werden; der dritte Stock bildet einen durchbrochenen achteckigen Kegel, mit einer Wendeltreppe. Bequem ſteigt man bis zur Plateform, ohne Gefahr bis zur Laterne; von hier ſteigt man mit Beſchwerde und ſchwindelnd nicht ohne Gefahr bis zu dem Kreuz und dem Stein, der das Ganze deckt. Die Ausſicht von dieſen verſchiedenen Punkten, zumal von der höchſten Spitze, über einen großen Theil des Elſaßes, die Vogheſen, Baden, den Schwarzwald und den Rheinſtrom iſt über alle Beſchreibung erhaben. Um die Laterne zu erreichen, muß man vom Portier den Schlüſſel des eiſernen Gitters über der Krone ſich geben laſſen, ſo wie eine Karte löſen. Der Thurm hat übrigens eine 204 Centner ſchwere Glocke, und auf dem Chordache befindet ſich der nach Paris korreſpondirende Telegraph. Nur die Vorderſeite dieſer ſchönen Kirche gewährt einen ungeſtörten Anblick, die Nebenſeiten ſind von Läden entſtellt. Drei perſpektiviſche Eingänge ſind mit einer Menge Figuren und künſtlich erhabenem Bildwerk verziert.

Das Innere ſteht mit dem prachtvollen Aeußeren nicht in Uebereinſtimmung; die gemalten Fenſter machen es dunkel, nur vor den Altären finden ſich einige Stühle, ſonſt keine Bänke. Man ſehe hier den Taufſtein, die Grabmäler Johann Geilers von Kaiſersberg, und des zweiten Buchdruckers in Straßburg, Johann

Mentelins. Die Orgel mit 39 Regiſtern, die künſtliche Uhr, 1574 vom Mechanikus Daſypodius angegeben, und von dem Vater, Sohn und Enkel Habrecht verfertigt.

Beſchreibung des Straßburger Münſters. Neue, völlig umgearbeitete Auflage. 1829.

Die proteſtantiſche S. Thomaskirche verdient einen Beſuch, wegen des hier befindlichen Grabmals des Marſchalls von Sachſen, von Pigalle 1777 beendigt, ein Meiſterſtück der modernen Bildhauerkunſt. Der Marſchall ſteht in kriegeriſcher Rüſtung, den Feldherrnſtab in der Hand, und den Lorbeer auf dem Haupt, am Fuß einer Pyramide von ſchwarzem Marmor, an welchen der Sarkophag lehnt. Zu ſeiner Rechten ſieht man die Symbole der drei Nationen, deren Heere er beſiegte, zur Linken den Genius des Krieges mit umgeſtürzter Fackel, und ihm zur Seite die franzöſiſche Standarte. Unter dem Marſchall eine Figur, Frankreich darſtellend. Das Skelett des Todes, unter einem Faltenwurf verborgen, winkt dem Helden. Auf der andern Seite des Sarkophags ſteht Herkules mit dem Ausdruck tiefen Schmerzes. Auf der vordern Seite folgende Inſchrift: Mauricio a. Saxonia Comiti, Curlandiæ et Semigallia Duci, Regiorum exercitum Marescallo generali, Ubique victori: Ludovicus XV. Victoriarum auctor, dux, testis H. M. P. c. obiit Camboriti 30. Nov. Aa. Sal. MDCCL. ætatis L. V.

Noch ſieht man hier das Denkmal des berühmten Profeſſors Schöpflin, von vortrefflicher Arbeit. Es ſtellt die Oeffnung eines Grabes vor, in deſſen Innern auf einem Piedeſtal von ſchwarzem Marmor eine Urne von weißem Marmor mit Schöpflins Bruſtbild von Erz ſich befindet, ſo wie die von Oberlin und Koch. Auch zwei unverweſte Leichname von Grafen von Naſſau in einer Gruft.

Die Stephanskirche iſt das älteſte Gebäude der Stadt und

ſteht auf der Stelle, wo die Römer ihre Burg hatten. Noch finden ſich in den Mauern Spuren derſelben.

Als bemerkenswerth iſt ferner anzuſehen:

Der königliche Pallaſt;

der biſchöfliche Pallaſt;

das Stadthaus mit mehreren ſehenswerthen Gemälden und Bildhauerarbeiten;

die Präfektur;

die Münze;

das neue Schauſpielhaus mit einem ſchönen Periſtyl von 6 joniſchen Säulen;

das Arſenal, es enthält in drei Sälen merkwürdige alte Waffen und Rüſtungen, und

die Kanonengießerei;

das alte Frauenhaus;

die öffentliche Stadtbibliothek, in der einen Kirche des Seminariums aufgeſtellt; hinter und über derſelben befindet ſich

die Univerſitätsbibliothek. 1431 vom Magiſtrat geſtiftet, iſt ſie durch Schöpflins Vermächtniß mit deſſen koſtbarer hiſtoriſch-philologiſchen Sammlung, ferner durch die Silbermann'ſche Sammlung von Werken zur Geſchichte und Alterthum des Elſaßes, mit der Bücherſammlung von Oberlin u. a. m. bereichert, gut geordnet, reich an alten, ſeltenen Druck- und Handſchriften. Verbunden iſt damit ein Antikenkabinet, eine Naturalienſammlung, ein mechaniſches und phyſikaliſches Kabinet.

Die Sternwarte;

der botaniſche Garten;

das anatomiſche Theater;

die Wohlthätigkeitsanſtalten, nämlich 2 Hoſpitäler, das ſchöne Militärhoſpital mit 1800 Betten und das Bürgerhoſpital mit 250 Betten, das Waiſenhaus für 200 Kinder; das Findelhaus,

die Geſellſchaft der mütterlichen Liebe, die Arbeitsſchule für unbeſchäftigte Arme.

Das Denkmal des Generals Deſaix, eine abgeſtumpfte Pyramide mit Basreliefs, auf dem Wege nach der Rheinbrücke, eigentlich aus zwei Brücken beſtehend, aus der großen und der kleinen.

Straßburg iſt reich an reizenden Promenaden. In der Stadt iſt am beſuchteſten der Broglio, an welchen das Theater und die Stückgießerei ſtößt.

Vor den Thoren die Ruprechtsau, außerhalb dem Fort Mutin mit hohen ſchönen Baumalleen;

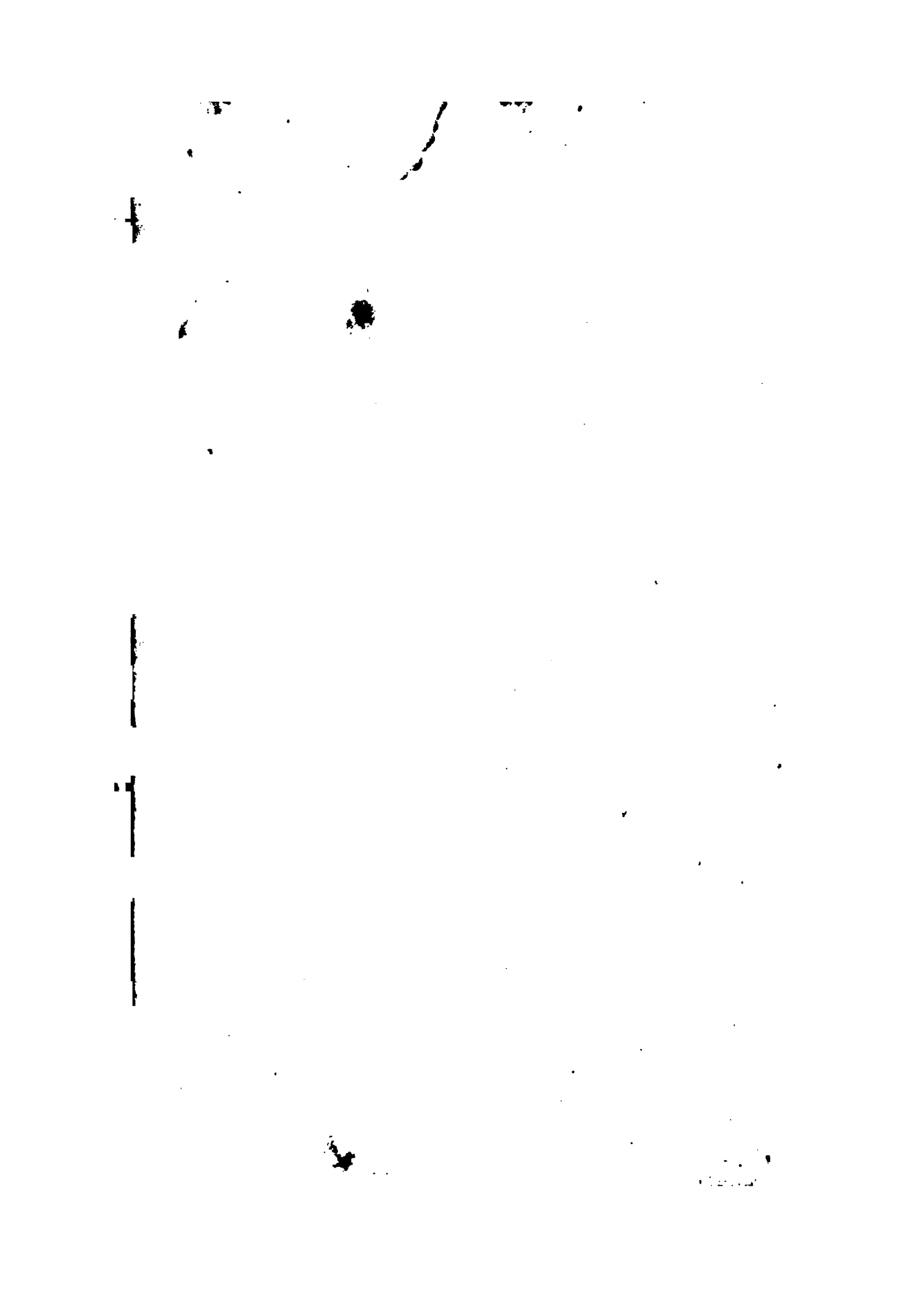
die Promenade Contades vor dem Judenthor;

die Orangerie.

Straßburg hat zwei große Meſſen jährlich, und treibt außerdem bedeutenden Handel nach dem Auslande mit Wein, Getraide, Hanf, Krapp, Früchten, Sämereien und Fabrikaten; unter dieſen ſind die vorzüglichſten wollene Waaren, Gewehre, Tapeten, Segeltuch, Leder, Leinwand, Stärke, Wagen (ſehr berühmt), Gänſeleberpaſteten, Gold- und Silberarbeiten, chirurgiſche Inſtrumente, Stahlwaaren, Senf, Liqueure u. a. m.

Hier machte Johann Guttenberg 1439 den erſten Verſuch, mit beweglichen Lettern zu drucken, und hier erſchien 1466 von Mentelin die erſte gedruckte Bibel.

BESANÇON.



Besançon.

Die Hauptstadt vom Departement Doubs, eine der berühmtesten Städte des alten Galliens, das Vesontio, in dessen Nähe Cäsar den Ariovist schlug; auch jetzt eine der wichtigsten Festungen zweiter Klasse und schönsten Städte Frankreichs, erstreckt sich in einer Länge von 1300 Metres, vom Doubs in zwei ungleiche Hälften getheilt, die obere und die untere Stadt, von denen er die erstere und größere Hälfte ganz umfließt und so, wie auch Cäsar bereits in seinen Commentaren bemerkt, eine Art Hufeisen bildet. Die schöne breite steinerne Brücke, welche beide Stadttheile verbindet, ist in ihren Grundmauern noch ein Werk der Römer. Außer einer auf hohem Felsen thronenden, die Stadt dominirenden Citadelle wird Besançon noch durch das Fort Griffon vertheidigt, besitzt 1540 Häuser innerhalb der Wälle, die von 27,500 Seelen bewohnt werden, ist gut, wenn auch nicht ganz regelmäßig, gebaut, die meisten Häuser sind von Quadern, von den Straßen nur die Rues Monsieur, Neuve und du Perron bemerkenswerth, welche die schönsten Häuser enthalten.

Beſançon, unter den guten Städten von Frankreich den 17. Platz einnehmend, iſt der Sitz eines Präfekten, Erzbiſchofs, königlichen Gerichtshofes und mehrerer niedern Tribunale, des Gouverneurs der 6ten Militairdiviſion; das 10te, 27ſte und 36ſte Infanterieregiment liegen hier in Garniſon; die Stadt beſitzt eine Akademie mit 2 Fakultäten, ein königl. Kollegium, ein Seminarium, eine chirurgiſche Schule, Artillerieſchule, Zeichenſchule und mehrere Gewerbſchulen. Außerdem eine öffentliche Bibliothek mit 14,000 Bänden und 859 Handſchriften; ein naturwiſſenſchaftliches, ſo wie ein Kabinet der Alterthümer und einen anſehnlichen botaniſchen Garten, endlich eine Geſellſchaft des Ackerbaues und eine Geſellſchaft der Künſte und Wiſſenſchaften.

Unter dem Sehenswerthen beginnen wir mit den Kirchen. Die Kathedrale, ein ſchönes gothiſches Schiff, enthält mehrere gute Gemälde, unter denen wir auf eine Auferſtehung von Vanloo, einen heil. Sebaſtian von Fra Bartolomeo, ferner auf zwei Engel von weißem Marmor von Breton aufmerkſam machen.

Die Kirche Sainte-Madeleine, im neuern Styl gebaut, deren Hauptſchiff von cannelirten Säulen getragen wird, mit einer heiligen Familie von Quetorino und einer Himmelfahrt Mariä von Chazerand.

Die Kirche Saint-Pierre mit ihrem viereckigen Thurm und einer Gruppe, Maria, in ihrem Schoße den Erlöſer haltend.

Die Kirche des großartigen Hoſpitals Saint-Jacques, eine herrliche Rotunde.

Von Gebäuden beachte man ferner:

das Hotel der Präfektur,
den alten Pallaſt von Granvelle,
den Juſtizpallaſt,
das Schauſpielhaus,
die große Kaſerne,

die Privathotels Camus, Chifflet, Terrier de Sautans, endlich den Triumphbogen, genannt Porte Noire, die Reste der römischen Wasserleitung, die Porte taillée.

Besondere Aufmerksamkeit schenke man der Bibliothek und dem namhaft gemachten Museum.

Besançon besitzt eine der größten und schönsten Promenaden der Welt, das ehemalige Marsfeld der Römer, jetzt Chamars genannt. Ueber 600 Metres lang und 400 Metres breit, ist dieser Platz von 2 Kanälen durchschnitten, mit hohen Bäumen bepflanzt und enthält unter andern ein sehr hübsches Badehaus. Eine andere sehr beliebte Promenade inmitten der Stadt bietet der Garten des Pallastes Granvelle dar.

Vier öffentliche Badeanstalten zeichnen sich durch ihre gute Einrichtung aus, eben so ein Schwefeldampfbad, unter der Leitung des Doktors Monnot.

Die nächsten Umgebungen der Stadt sind sehr hübsch, besonders besucht ist in dem schönen Thal des Doubs der Wall des Canal Monsieur, von dem Thor Notre-Dame bis zum Dorfe Beurre, an Sonn- und Festagen sieht man hier die ganze schöne Welt von Besançon versammelt.

Das Felsenthor bei Besançon.

Ein großartiges Denkmal der Römerzeit ist das Felsenthor, durch welches man von der Schweiz her in das reizende Thal von Besançon tritt. Der Berg, durch welchen es führt, heißt der Citadellenberg und bildet die äußerste Schutzmauer für die Stadt von der einen Seite, während der Doubs den größten Theil derselben halbmondförmig so umspült, daß jeder Zugang zu ihr versperrt wird, und man entweder über die Brücke oder durch jenes Felsenthor gehen muß. Zur Römerzeit hatte dieses Thor eine andere Bestimmung. Anfangs führte durch dasselbe eine Wasserleitung von Acier nach Besançon. Später erst, vielleicht lange nach den Römern, hat man das Felsengewölbe erweitert, und die Verbindungsstraße nach der Schweiz, welche früher über den Berg führte, da, wo er nach der Flußseite hin am wenigsten steil sich erhebt, hierher verlegt. Wahrscheinlich geschah dies zu der Zeit, wo Besançon anfing als Festung Bedeutung zu erhalten, und wo sich das Felsenthor weit leichter vertheidigen ließ, als jener freie Zugang. Bedenkt man aber, daß jenes Thor durch einen Berg gehauen werden mußte, der einen einzigen ungeheuren Felsen bildet, und daß man diese Riesenarbeit durch Instrumente vollendete, die, wenn auch noch so vollkommen, unser Pulver bei weitem nicht ersetzen konnten, so muß man den gewaltigen Willen der Römer bewun-

DAS FELSEN-THOR BEI BESANÇON

dern, dem selbst die Elemente gehorchen mußten. Auch von jener Wasserleitung sind noch bedeutende Ueberreste vorhanden, die an Festigkeit und Regelmäßigkeit ihres Gleichen suchen. Von den Festungswerken, welche schon Cäsar, bewogen durch die vortheilhafte Lage der Stadt, auf dem Citadellenberge anlegte, finden sich jetzt keine Spuren mehr. Wahrscheinlich wurden die letzten Reste vernichtet, als Ludwig XIV. Besançon durch Vauban zu einer Festung ersten Ranges erhob. Der über dem Felsenthor stehende Thurm, ist nach Vauban's Angabe erbaut und für eine Besatzung von 100 Mann eingerichtet, die bei Belagerungen diese Felsenpforte vertheidigen.

Dijon.

Ehemals die Hauptstadt von Burgund und Residenz der mächtigen Herzoge dieses Reiches, jetzt Hauptstadt des weinerzeugenden Departements der Côte d'Or, liegt in einer von Weinhügeln umgebenen fruchtbaren, heiteren, reich bebauten Ebene, umflossen von der Ouche, in welche sich der Suzon ergießt, und unfern des noch nicht beendigten Canal de Bourgogne, ist mit Mauern umgeben, hat breite gut gepflasterte Straßen, unter denen die Rue de Condé die ausgezeichnetste; schöne, große und regelmäßig gebaute Häuser, ein altes Schloß, 5 Thore, 8 Kirchen, mehrere öffentliche Plätze, unter diesen la Place royale nennenswerth, 3 Vorstädte, 3 Hospitäler, 2500 Häuser und 23,500 Einwohner. Sie ist Sitz eines Bischofs, der unter dem Erzbischof von Besançon steht, des Gouverneurs der 18ten Militairdivision, eines Präfekten, königl. Gerichtshofes, königl. Kollegiums, Handelsgerichts, Theaters, einer Akademie mit 3 Fakultäten, einer Akademie der Künste und Wissenschaften, Zeichenschule u. s. w. Der Haupthandel wird mit Wein betrieben; Manufakturen in Tuch, wollnen Decken, Strümpfen, Hüten, Spielkarten, gedruckter Leinewand. Wachsbleichen, die hiesigen Wachskerzen, so wie der Senf (Moutarde de Dijon) sind sehr geschätzt.

DIJON.

NOTRE DAME KIRCHE ZU DIJON

NOTRE DAME KIRCHE ZU DIJON

Als sehenswerth führen wir an:

Die Kathedrale Saint-Benigne, eine der schönsten Kirchen in Frankreich, 213 Fuß lang, 87 Fuß breit und 84 Fuß hoch. Ihr Thurm hat eine Höhe von 300 Fuß. Sie ist im 13. Jahrhundert erbaut und gehörte früher zu einer 506 gestifteten Abtei.

Die Kirche Notre-Dame mit einem ausgezeichnet schönen Portale und einer von Dubois herrlich in Stein gearbeiteten Gruppe, die Himmelfahrt Maria vorstellend;

die Kirche Saint-Michel mit einem schönen Basrelief von Hugo Sambin, das letzte Gericht, und einem herrlichen Portale von demselben Künstler;

das Hospital Sainte-Anne, durch seine schöne Kuppel ausgezeichnet;

das allgemeine oder große Hospital, eine der vortrefflichsten und best eingerichteten Wohlthätigkeitsanstalten;

das sogenannte Pallais des Etats oder die Königswohnung, ein in gutem neuen Style ausgeführtes Gebäude;

das alte feste Schloß, in Ruinen versinkend, Ludwig XI. ließ es beginnen, unter Ludwig XII. wurde es beendigt;

die Präfektur;

das Hôtel Dampierre;

die öffentliche Bibliothek von 36,000 Bänden und 558 Handschriften, nebst dem Museum, reich an Gemälden, besonders an Kupferstichen; mehrere Alterthümer. Hier befinden sich auch die prächtigen Grabmäler der burgundischen Herzoge, leider in der Revolution sehr verstümmelt;

das Kunstkabinet des Hrn. Baudot, mit herrlichen Alterthümern, Gemälden und Originalzeichnungen;

die Bibliothek des Präfekturraths Amanton, die Bibliothek des Inspekteurs der Akademie Peignot.

Zu den großen Vorzügen von Dijon gehören die herrlichen Promenaden, die schönsten sind der Cours Fleury in der Stadt, die Promenade des Maroniers vor dem Thore Guillaume; die Arquebuse, hier sieht man einen ehrwürdigen, schon 1550 gepflanzten Baum.

Dijon ist Vaterstadt des Kritikers Saumaise, des geistlichen Redners Bossuet, des Dramatikers Crebillon, der Dichter Piron und Rameau. Als Merkwürdigkeit zeigt man noch die Häuser, wo diese Männer das Licht der Welt erblickten, und zwar Crebillon in der gleichbenannten Straße Nro. 29, Bossuet Platz Saint-Jean Nro. 12, Piron Platz Saint-George, an der Ecke der Straße Poulaillerie und du Bourg.

Dem Freunde der schönen Natur empfehlen wir den Besuch des romantischen Thals Suzon und einige demselben nahegelegenen Grotten mit seltsamen Tropfsteingebilden, umgeben von schauerlichen Felsen und rauher Wildniß. Die Forellen in den Felsenbächen dieses Thales sind ausgezeichnet schmackhaft.

AUXERRE.

Auxerre.

Hauptstadt des Departements der Yonne und am linken Ufer dieses Flusses, an den Abhang eines Hügels gelehnt, der mit Weinreben bepflanzt ist, in einer sehr fruchtbaren und gut angebauten Gegend, die nach der Loire zu eine der angenehmsten Frankreichs ist; die Felder sind größtentheils mit Obstbäumen umgeben und es ist nur zu bedauern, daß die Vertheilung des Grundvermögens hier so weit gegangen ist, daß die größte Verarmung daraus entsteht. In der benachbarten Gemeinde Sergines sind 4500 Arpens in 22,700 kleine Besitzungen vertheilt, welches einen hinreichenden Beweis von dieser Zersplitterung des Bodens, mithin auch der Arbeitskräfte, geben wird.

Diese Stadt ist alt und schlecht gebaut, bis auf den schönen Kai am Flusse und die einzige nach den Spaziergängen führende Straße. Letztere sind die schönsten Zierden der Stadt; meist aus alten Wällen entstanden, bieten sie den herrlichsten Anblick über die mit Weinreben bedeckten Hügelufer der Yonne dar. Hier sind 12000 Einwohner, eine Präfectur, ein Assisenhof, ein Tribunal, eine öffentliche Bibliothek von 20,000 Bänden, Badeanstalten, Theater und ein Hengstdepot.

Wir bemerken:

die Kathedrale mit ſehr hohem Schiff, trefflichen Glasmalereien und dem Grabmal von Amyot;

die Kirchen St. Pierre mit ſchönem Thurme, und St. Germain, einſt eine Abtei, aus dem 5. Jahrhundert ſtammend;

den Thurm mit der Stadtuhr;

den Kai;

die Bibliothek mit einigen Alterthümern.

Anſehnlichen Handel mit allen Sorten von Burgunderwein, auch der Vin d'Auxerre iſt geſchätzt, Kohlen und Holz in ſtarken Flößen auf der Yonne; Tuch und Baumwollenſtrümpfe werden hier in großer Menge verfertigt.

ORLEANS

Orleans.

Früher Hauptſtadt eines Gouvernements, ſo wie eines 1344 errichteten Herzogthums und einer Pairie, die verſchiedene Prinzen des königl. Hauſes und bis zur Revolution die Nachkommen Philipps, des einzigen Bruders Ludwigs XIV., beſaßen, jetzt Hauptort des Departement Loire, liegt an der Loire, über welche hier eine ſchöne Brücke führt, und war im graueſten Alterthum ſchon ein anſehnlicher Flecken, dem Aurelian die Stadtgerechtigkeit und ſeinen Namen verlieh, woraus nach und nach der jetzige entſtanden iſt.

Orleans iſt weitläufig, aber nicht beſonders gebaut, es zählt 6 Thore, 4 öffentliche Plätze, 24 Kirchen, 4 Hospitäler, 4500 Häuſer und 43,000 Einwohner; iſt Sitz eines Biſchofs, Präfekten, königl. Kollegiums, einer Akademie, Börſe u. ſ. w. Seine vortreffliche Lage, im Mittelpunkt von Frankreich, an einem ſchiffbaren großen Strome, der durch die Kanäle von Orleans (11 Meilen lang mit 30 Schleuſen) und von Briare (15 Meilen lang mit 42 Schleuſen) mit der Seine in Verbindung geſetzt iſt, gibt ſeinem Handel große Thätigkeit. Er umfaßt hauptſächlich Wein, Getreide, Branntwein, Eſſig und Manufakte, von denen hier wollene und baumwollene Zeuge, Leinwand, Porzellan, Fayence, Leder u. ſ. w. beſonders zu nennen.

Sehenswerth ist:

die Kathedrale Sainte-Croix, sie gehört zu den vorzüglichsten gothischen Bauwerken Frankreichs;

die Kirche Saint-Aignan;

das stattliche Rathhaus;

die Maillebahn;

das Monument der berühmten Johanna d'Arc, welche 1429 die Engländer zwang, die Belagerung von Orleans aufzuheben;

die schöne Brücke über die Loire, welche Orleans mit der freundlichen Vorstadt Olivet verbindet;

das niedliche Schauspielhaus;

die öffentliche Bibliothek von 45,000 Bänden und 500 seltenen Handschriften;

das reiche Museum. Es ist Sonntags und Donnerstags geöffnet und enthält, außer mehreren seltenen Alterthümern und Skulpturen, eine sehr hübsche Gemäldegallerie; wir machen unter den besseren Stücken vorzüglich aufmerksam auf Loth und seine Töchter von Guido Reni; die Taufe Jesu, von Champagne; den Einzug der Jeanne d'Arc, von Fragonard; das Portrait der Marquise von Pompadour, von Drouais; eine Zeichnung von Quercino; Landschaften von Dunouy, Van Romain, Patel, Vencleef; die Niobe von Verdier. — Von den ausgezeichneten Personen, die in Orleans geboren wurden, nennen wir Le Vassor, Bongars, Amelot de la Houssaye, Petau, Pothier, Gédouin.

Unter den nächsten Umgebungen von Orleans sehe man Paray, wo die Engländer 1429 geschlagen wurden, die Schlösser: de la Source, und de la Porte; endlich Cléry-Notre-Dame, wo Ludwig XI. beerdigt wurde.

PLATZ ZU ORLEANS MIT DER BILDSÆULE
DER JUNGFRAU VON ORLEANS

Wir schalten hier einen Theil aus der Geschichte von Frankreich ein, welcher auch die heldenmüthigen Thaten der Johanna d'Arc, unter dem Namen „Jungfrau von Orleans" bekannt, enthält.

Ein volles Jahrhundert lang war Frankreich in schrecklicher Zerrüttung, theils durch den Unwerth seiner Fürsten, theils durch die Unbestimmtheit des Thronfolge-Gesetzes. Die Könige von England, schon früher über wichtige Provinzen Frankreichs herrschend, streckten ihre Hand aus nach der französischen Krone, welche ihnen, nach den glorreichsten Siegen, kaum noch entgehen zu können schien. In so mißlichen Umständen bestieg Karl der Siebente im October 1422 den französischen Thron. Er nahm zwar den Titel eines Königs von Frankreich an, und ließ sich zu Poitiers ohne Gepränge krönen, aber die Engländer besaßen das ganze Reich bis an die Loire, und in Paris regierte ein englischer Statthalter, der Herzog von Bedford.

Zwei Fürsten stritten sich also um den französischen Thron, doch in Wahrheit unter sehr ungleichen Umständen. Die Engländer hatten ihren Feinden ein zahlreiches Heer entgegen zu setzen; jene belebte der Stolz über ihre bisherigen Siege zu neuen ruhmwürdigen Heldenthaten, diese hatte ihr bisheriges Unglück muthlos und schwach gemacht; die Unternehmungen der erstern begünstigte eine unzertrennliche Eintracht, die Macht der letztern entkräftete ihre Zertheilung in mehrere Partheien. Endlich kam den Engländern vorzüglich auch der Umstand trefflich zu statten, daß der größte Theil des Königreichs und die wichtigsten Festungen bereits in ihrer Gewalt waren. Der Herzog von Bedford erhielt daher in kurzer Zeit einen Sieg nach dem andern, und brachte endlich im Jahr 1424 seinen Gegner Karl, durch das für diesen letztern höchst unglückliche Treffen bei Verneuil, aufs äußerste. Das einzige Heer desselben, auf welchem die endliche Entscheidung seines

Schickſals zu beruhen ſchien, war zerſtreut und manche ſeiner bisherigen Anhänger zogen ſich zurück.

Der König Karl ſchien der Regent nicht zu ſeyn, der im Stande wäre, ſeinen ganz zerrütteten Angelegenheiten eine beſſere Wendung zu geben. Zwar wurde er, wegen ſeiner vielen guten Eigenſchaften, wegen ſeiner Freundlichkeit und Popularität, Gerechtigkeitsliebe, Arbeitſamkeit und Herzhaftigkeit von den Franzoſen aufrichtig geliebt. Aber eine unaufhaltbare Leidenſchaft für Vergnügungen und eine blinde Zuneigung und Gefälligkeit für ſeine Günſtlinge und Maitreſſen verdunkelte ſeine guten Eigenſchaften, und brachte ihn an den Rand des Verderbens. Seit ſeinem elften Jahre war er mit Maria, Tochter Ludwigs von Anjou, Königs von Sizilien, vermählt, und als er in ſeinem ein und zwanzigſten Jahr den Thron beſtieg, war er ſchon ein alter Ehemann, ohne für die Königin eine beſondere Neigung zu empfinden. Indeſſen war dieſe eine Dame von Muth und Geiſt, frei von Eigenſinn und Eiferſucht; daher von Jedermann, ſelbſt von Karln, geſchätzt, dem ſie wegen ſeiner Liebeshändel keine Vorwürfe machte.

Karl hielt ſich faſt immer auf dem Schloſſe zu Chinon, in der Landſchaft Touraine, auf. Hier war er von einer Menge des vornehmſten Adels umringt, und man ſah an dem Hofe des jungen muntern Königs faſt nichts als Freudenfeſte, Spiele und Feierlichkeiten. Karl wäre ohne Rettung verloren geweſen, wenn nicht zwiſchen den engliſchen Generalen Uneinigkeiten entſtanden wären, welche den raſchen und glücklichen Fortgang der Kriegsoperationen eine Zeit lang hemmten. Indeſſen war die Gefahr doch noch immer ſo groß, daß einſt ein freimüthiger Patriot dem Könige, als er ihm die Vorbereitungen zu einem neuen Feſte zeigte, unumwunden ſagte: „Wahrhaftig, Sire, man kann auf keine luſtigere Art ein Königreich verlieren.“ Zwei Frauenzimmer

waren nöthig, den jungen Karl und seine Ritter in Thätigkeit zu setzen, das eine, den König zu kriegerischer Tapferkeit zu ermuntern; das andere, seine Schaaren anzuführen. Ein seltenes Beispiel in der Geschichte der Favoritinnen.

In der Nähe von Chinon lebte eine Wittwe, Frau von Mignelais, welche zwei Frauenzimmer erzog; das eine war ihre eigene Tochter, Antoinette, ein hübsches Mädchen; das andere ihre Nichte, Agnes Sorel oder Soreau, gewöhnlich die schöne Agnes genannt. Ihre Tante erzog sie, weil sie beide Eltern frühzeitig verloren hatte, und schien beide Mädchen gleich zu lieben. Aber Antoinette liebte ihre Verwandtin nicht so aufrichtig, wie diese sie, denn sie konnte Agnesens Vorzüge nicht ohne geheimen Neid ansehen, und war selbst eitel und ehrgeizig.

Als beide sechzehn Jahr alt waren, führte Dame Mignelais sie an den lustigen Hof zu Chinon, wo man den Verlust eines Königreichs mit Lachen ansah. Hätten auch beide keine Ansprüche auf die Aufmerksamkeit der Höflinge durch ihre Geburt gehabt, so mußte ihre Schönheit aller Augen nach ihnen hinlenken; sie waren kaum erschienen, als sich ein Heer von Anbetern um sie versammelte. Doch fand Agnes immer zwanzig, wenn Antoinette nur einen hatte. Die erstere stand jetzt in der vollsten Blüthe ihrer Schönheit. In ihrem Gesichte mischten sich Lilien mit Rosen, strahlten Augen, deren Lebhaftigkeit durch alles, was Sanftheit des Blickes, Verführerisches hat, gemäßigt wurden, thronte ein Mund, den die Grazien gebildet hatten; Alles dies war von einem freien, ungezwungenen Wuchs begleitet, und wurde durch einen leichten, aufheiternden Witz, und durch eine Unterhaltungsgabe, die eben so treffend und gründlich, als aufgeweckt und angenehm war, erhöhet. Man erschöpfte sich in ihrem Lobe, und Jedermann glaubte, noch nicht genug davon gesagt zu haben.

Die Königin liebte Alles, was schön war. Sie sah daher

Agneſen und Antoinetten gerne um ſich, und nahm ſie unter ihre Ehrendamen, mithin auch in das Schloß auf. Hier zeichneten ſich beide, wie bisher durch ihre Reize, ſo auch durch das Glänzende ihres Aufzugs, von neuem aus.

Der König war, weniger aus Temperament, als aus Neigung zu den Annehmlichkeiten des Umgangs mit Frauenzimmern, für die Reize der ſchönen Agnes äußerſt empfindlich. Je öfter er ſie ſah und ſprach, um ſo mehr wurde er von ihr gefeſſelt. Außer dem ſchönen Wuchſe und der Grazie ihrer Geſichtszüge, zeigte ſie einen Verſtand und eine Seelengröße, der er ſeine Bewunderung nicht verſagen konnte. Sie war großmüthig, dienſtfertig, mitleidig, eine warme Freundin, aufrichtig und beſcheiden. Da der König ohnehin zur Verſchwendung geneigt war, ſo kann man denken, daß er auch gegen ſeine neue Geliebte ſich freigebig erwies. Seine Leidenſchaft für die ſchöne Agnes blieb indeſſen lange ein Geheimniß, und verrieth ſich nur durch die Gunſt, worin ihre Familie ſtand, durch die Pfründen, die ihren Anverwandten ertheilt wurden, und beſonders durch den außerordentlichen Aufwand, den ſie in ihrer Equipage und in ihrem Anzuge machte.

Der Aufwand in Kleidungen richtete ſich damals noch nach dem Stande. Gold, Silber, Edelſteine, Sammt, Pelzwerk gehörten nur für Königinnen oder Herzoginnen. Agnes erſchien mit einer Pracht, die nur dieſem hohen Rang zukam. Selbſt die Pariſer, die ſie oft im Gefolge der Königin ſahen, welche vielleicht weniger glänzend im Anzuge erſchien, als Agnes, nahmen ein Aergerniß daran; ihr Mißvergnügen kränkte die Favoritin, und ſie konnte ſich nicht enthalten, darüber zu klagen; die Pariſer, ſagte ſie, ſeyen ſchlechte Menſchen, und hätte ſie geglaubt, daß man ihr nicht mehr Ehre anthun würde, ſo würde ſie nie den Fuß in die Stadt geſetzt haben.

Der König war von der schönen Agnes so ganz dahin gerissen, daß er nun die öffentlichen Angelegenheiten und die Gefahr, in der sein wankender Thron schwebte, völlig aus den Augen verlor. Er war von Natur tapfer, aber sein Muth mußte belebt werden. Widrige Schicksale schlugen ihn nieder; die Last der Unglücksfälle drückte ihn zu Boden, und seine Schwäche nahm im Verhältniß mit dem Glücke seiner Feinde zu. Er suchte dann, zur Vertreibung seines Kummers, sich in Zerstreuungen und Lustbarkeiten zu vergessen; und dieser Fürst, den man bei der Belagerung von Monterau einen Graben, wo ihm das Wasser bis an den Gürtel ging, durchwaten sah, und der einer der Ersten war, welcher, mit dem Degen in der Faust, die Mauern erstieg, schlummerte jetzt zu Chinon im Schooße der Wollust. Tanz, Maskeraden, Jagd, Konzerte, Gartenentwürfe, Zeichnungen von Blumenbeeten und seine geliebte Agnes beschäftigten ihn ganz, als ob kein Herzog von Bedford, noch ein Engländer in Frankreich gewesen wäre. So wahr ist es, daß der Uebergang vom Ungemach zu Lustbarkeiten, von Sorgen und Arbeiten des Krieges zu Zerstreuungen und zu der Wollust, selbst für die edelsten Herzen reizend und leicht ist.

Das Volk, ein stets schneller, oft strenger Richter des Betragens seiner Beherrscher, sprach ohne Schonung von der Lebensweise des Königs. Vorzüglich tadelte es, daß er sich seiner Leidenschaft für die schöne Agnes so ganz dahin gab. Alles Böse, was man sich vom König zu sagen wußte, fiel auf seine Geliebte zurück. Es blieb ihr nicht lange verborgen. Sie hatte eine schöne Seele, ein edles Herz und Gesinnungen, die sie der Gunst, welche sie genoß, würdig machten.

Als Karl einsmals in ihrer Gegenwart einen Sternseher über sein und der Engländer Schicksal zu Rathe zog, benutzte sie die Veranlassung, um ihn auf seine mißliche Lage aufmerksam

zu machen. „Sie werden lachen, Sire,“ sprach sie, als der Astrolog sich entfernt hatte, „aber ich muß es Ihnen doch sagen, weil gerade von künftigen Dingen die Rede ist. Ein Gelehrter, der viele Erfahrung hatte, prophezeihte mir einst, ein großer König werde mich lieben. Diesen großen König suchte ich schon öfters in Ew. Majestät, ohne ihn zu finden. Ich sehe zwar in Ihnen die höchste Geburt, eine Krone, ein Reich und zahlreiche Kriegsschaaren. Nichts fehlt Ihrer Person zu dem glänzendsten Glücke, und Ihre Güte hat Ihnen die Herzen aller Ihrer Unterthanen gewonnen. Aber diese Krone, dieses Reich, diese Kriegsschaaren sehe ich zu gleicher Zeit mit Schande bedeckt, und ich zweifle, daß Sie sich mit Wahrheit König nennen können, so lange der Herzog von Bedford den schönsten Theil Ihrer Staaten beherrscht. Je mehr ich darüber nachdenke, desto aufmerksamer, scheint mirs, müssen Sie auf diesen Punkt seyn. Der englische König ist mächtiger als Sie, weil er einen so großen Theil Ihres Landes besitzt, und die ganze Welt wird glauben, er sey es durch Verdienst und Tapferkeit, wenn Sie ihn in dem ruhigen Besitze der eroberten Provinzen lassen. Ich wünsche nicht, durch Ihre Eroberungen mich bereichert zu sehen; aber das wünsche ich, daß ihre Staaten einen so weiten Umfang haben möchten, als groß meine Achtung und Ehrfurcht für Sie ist.“

Karl fühlte diese, zu rechter Zeit und von einer Person, die er liebte, gegebene Erinnerung tief. „Sie haben Recht, schöne Agnes,“ sprach er, „meine Unthätigkeit zu tadeln. Sie haben mir die Augen geöffnet. Nein, nicht der schläfrige Karl soll das Orakel Ihres Gelehrten erfüllen; durch tapfre Thaten will ich den Titel eines großen Königs — und Ihre Liebe verdienen.“ Sein Muth erwachte von neuem, der Ruhm, das Interesse des Thrones und seiner Liebe, Alles, was einen König wieder be-

leben kann, ſtellte ſich ſeinen Blicken dar. So ſah man durch ein Paar ſchöne Augen den Hof zu Chinon plötzlich in neue Bewegung geſetzt. Statt der ehemaligen Anſtalten zu Feſten und Bällen, wurden jetzt nur Kriegsrüſtungen gemacht, und der Eifer des Königs theilte ſich ſeinem Adel mit. Er verließ ſeine Zerſtreuungen, ſeine Gärten, ſeine Geliebte, und ſtellte ſich an die Spitze ſeiner Truppen. Der Anfang war zwar nicht ſehr glücklich, aber Agnes wußte ihn darüber zu tröſten. „Tauſendmal ehrenvoller iſt's," ſprach ſie, „überwunden zu werden, wenn man zu überwinden ſucht, als in müßiger Ruhe untergehen." Mit dieſen Worten ſandte ſie ihn von neuem in den Krieg. Sie ſelbſt zeigte in ſeiner Abweſenheit ſo viel Klugheit, daß Niemand, ſelbſt Neider nicht, ihre Aufführung tadeln konnten. Die Königin ließ nie einige Eiferſucht gegen ſie blicken, und Agnes, die für ſich die Gnade des Königs nicht mißbrauchte, hatte ſehr viele Freunde.

Ungeachtet der Bemühungen, die Karl anwendete, die Engländer aus dem Reiche zu vertreiben, war er doch um dieſe Zeit aufs neue in die größte Noth gerathen. Nach langer vergeblicher Anſtrengung ſah er ſich auf das Gebiet von Bourges beſchränkt. Noch behauptete er Orleans, den Schlüſſel zu dem wenigen, was ihm geblieben war, aber mit dem Falle dieſer Feſte mußte ſein Reich fallen. Die Augen von ganz Europa wandten ſich nach dieſer belagerten Stadt, ſie ſchien verloren, unrettbar. Die Triebfedern des Patriotismus waren abgenutzt, die Kraft der begeiſternden Ideen von Nationalruhm und Nationalglück war erſchöpft, die Liebe für den König ermattete unter der langen Prüfung, oder verlor ſich in traurige Ergebung. Doch in der größten Bedrängniß, da Karl eben im Begriff war, auf eine ſchimpfliche Art nach Dauphiné zu flüchten, ſtellte etwas, das zu derſelben Zeit von dem leichtgläubigen

Pöbel als ein Wunder betrachtet wurde, in der That auch als eine außerordentliche Erscheinung wirklich unter die Wunder zu zählen war, die Schwärmerei eines unbedeutenden Mädchens, unvermuthet seine verfallene Sache her.

Johanne d'Arc, ein Mädchen von niedriger Herkunft und ungefähr sieben und zwanzig Jahren, Magd in einer unansehnlichen Schenke zu Domremi an der Grenze von Lothringen, verschloß schon lange in ihrem Busen einen Drang nach großen Thaten, der so oft gesetzten Männern und selbst erfahrnen Kriegsleuten mangelt. Da sie ihr Vaterland unberufenen Fremdlingen preisgegeben und in dem erbärmlichsten Zustande sieht, wacht auf einmal ein mächtiger Enthusiasmus und der Entschluß in ihr auf, dasselbe zu retten. Sie glaubt, übernatürliche Erscheinungen zu haben, glaubt, geheime Stimmen zu vernehmen, die sie zur Befreiung ihres Vaterlandes auffordern. Von diesen fanatischen Gedanken hingerissen, fliegt sie, da eben Orleans von den Engländern heftig belagert wird, zu dem Befehlshaber in Vaucouleurs hin, und dringt so lange und mit so hartnäckigen Vorstellungen in ihn, bis er sie zum Könige führen läßt.

Die Nachricht von diesem außerordentlichen Ereigniß breitete sich bald über ganz Frankreich aus, und der alles vergrößernde Ruf setzte in kurzem zu dem vermeintlichen Wunder zehn andere hinzu. Der Aberglaube machte das Mädchen zur Prophetin, und betrachtete sie als ein übernatürliches Werkzeug des göttlichen Willens.

In der verzweifelten Lage, in welcher sich König Karl befand, konnte ihm nichts willkommner seyn, als eine solche Erscheinung. Man rüstete sie wie eine Heldin aus, setzte sie auf ein Pferd und schickte sie nach Blois, wo eine Armee von zehn tausend Mann bereit war, unter ihrer Anführung zur Entsetzung

von Orleans aufzubrechen. Ihre Begeisterung theilte sich augenblicklich dem ganzen Heere mit; Alles sah schon mit Gewißheit den unausbleiblichen Sieg vor Augen, Alles brannte vor Ungeduld, den Feind anzugreifen. Im Gegentheile machte diese Begebenheit auf die Engländer den nachtheiligsten Eindruck. Die Meinung, das Mädchen sey vermöge einer übernatürlichen Sendung von oben herab bestimmt, sie zu Grunde zu richten, erhielt bei ihnen die Oberhand, und benahm ihnen allen Muth. Bei einer solchen Verfassung der Gemüther war es für sie leicht, ihre begeisterte Mannschaft mitten durch die Reihen der muthlosen Feinde bis nach Orleans zu führen, und die Stadt auf solche Art zu entsetzen. Der abergläubische Schrecken hatte die Engländer entwaffnet.

Von dieser Stunde an nahm Karls Angelegenheit eine günstige Wendung. Eine Stadt nach der andern fiel in seine Hände, überall wurden die Engländer vertrieben. Ein Heer von 12,000 Mann führte ihn nach Rheims, wo er mit aller Feierlichkeit zum Könige von Frankreich gekrönt wurde. Aber das herzhafte Mädchen von Orleans, diese patriotische Heldin, hatte bald darauf das Unglück, bei einem Ausfall auf Compiegne von den Engländern gefangen zu werden. Sie ließen deßhalb in Frankreich und England Freudenfeuer abbrennen, und es wurde das Te Deum gesungen, um Gott für diesen Fang zu danken. Die öffentlichen Freudenbezeugungen, welche angeordnet wurden, bewiesen den Schrecken, welchen ihr Arm überall verbreitet hatte. Statt sie als eine Kriegsgefangene zu behandeln, übergab man sie den Händen der Theologen. Diese beschuldigten sie der Hexerei, Zauberei und eines Bündnisses mit dem Teufel. Man machte ihr ein Verbrechen daraus, daß sie sich in Mannskleider gekleidet hatte, indessen es doch allerdings zu loben war, daß sie eine solche Kleidung wählte, wodurch sie dem

Spott der Soldaten nicht ausgesetzt war. Da sie sich einmal in den Händen solcher Richter befand, so suchte sie ihrem Schicksal zuvor zu kommen; sie stürzte sich von der Höhe ihres Thurmes, wo man sie bewachte, herab, um sich auf diese Art zu befreien. Dieser Sprung lief so übel ab, daß sie sich nicht aufrichten konnte. Die Wache lief bei ihrem Geschrei herbei, und schloß sie nun desto enger ein.

Die Inquisition hat vielleicht nie ein unschuldigeres Schlachtopfer gewürgt, als die Jungfrau von Orleans; man erkannte ihr den Feuertod zu. Ihre Todesstrafe war schrecklich und dauerte lange; durch eine Erfindung, auf die nur die schwärzeste Barbarei und Grausamkeit fallen konnte, hatte man den Scheiterhaufen dergestalt errichtet, daß die Flamme nicht bis zu ihr reichen konnte. Auf diese Art lebendig gebraten, betete sie zu Gott, bis der Tod ihre Qualen endigte.

Diese abscheuliche Mißhandlung diente nur dazu, die Engländer verhaßter zu machen, und ihre Sache noch mehr zu verschlimmern. Beinahe mit jedem Tage sank die englische Macht in Frankreich immer tiefer herab, und endlich gelang es Karln, diese verhaßten Feinde gänzlich aus seinen Staaten zu jagen. Er hatte nicht vergessen, daß Agnes es war, die seine schlummernde Tapferkeit erweckt hatte, und die schönen Früchte ihrer Rathschläge machten sie ihm noch theurer. Die Liebe, welche die Schönheit einflößt, ist zuweilen lebhaft, aber nicht immer beständig; die, welche sich auf Hochachtung stützt, ist gewöhnlich dauerhaft. Agnes erlangte über Karln eine Herrschaft, die gegen sie Eifersucht erregte.

Die Höflinge halten die Gunstbezeugungen, die ihnen nicht zu Theil werden, oder ihnen nicht zu Gebote stehen, leicht für eben so viele Ungerechtigkeiten, die man ihnen zufügt. Die Neider nahmen die Parthei der Königin, die, mehr als jeder andere

dem König ergeben, ſich nicht beklagte. Am geſchäftigſten erwies ſich die neidiſche Antoinette, ihre Baſe aus der Gunſt des Königs zu verdrängen. Sie hatte einen vornehmen Edelmann, Herrn von Villequier, geheirathet, der oft um den König war, und dieß gab ihr ein deſto größeres Recht, am Hof und in der Geſellſchaft der Königin zu ſeyn — ein Umſtand, den ſie nur dazu benutzte, um die Königin zur Eiferſucht gegen Agnes zu reizen, aber ohne Erfolg. Sie ſelbſt hatte anfangs ihren Gatten herzlich geliebt. Nach einigen Jahren nahm die Leidenſchaft ab, beſonders da Unbeſtändigkeit ein Zug ſeines Charakters war. Nun fiel ihr ein, ſich in den König zu verlieben, theils aus Ehrgeiz, theils um der Agnes wehe zu thun — indeſſen zu gleicher Zeit ihr Gatte der ſchönen Agnes zu gefallen ſtrebte. Beides mißglückte, und nun wurde auf nichts als Rache geſonnen. Villequier wußte einen jungen und unternehmenden Mann, Biron, in ihr Intereſſe zu ziehen, und jetzt wurden tauſend falſche Gerüchte, tauſend Verleumdungen ausgeſtreuet, die alle dazu dienen ſollten, die Eiferſucht des Königs zu erregen. Agnes war zwar überzeugt, daß Karl ſie für unſchuldig hielt, allein war ſie auch ſicher, daß nie ein Anfall von Zorn ihn überwältigen würde? Daher bat ſie ihn oft, ihr zu erlauben, daß ſie den Hof verlaſſen dürfte. Allein Karl ſuchte ſie zu beruhigen, und bat ſie zu bleiben.

Kränkender für den König und für Agnes war das Betragen des Dauphins Ludwig, Karls älteſten Sohnes. Dieſer bösartige Prinz war gegen ſeinen Vater und deſſen Geliebte und Rathgeberin in ſeinen Verlegenheiten ſchon in frühen Jahren eingenommen. Es verdroß den herrſchſüchtigen Jüngling, daß der Vater ihn, da er achtzehn Jahre alt und ſchon vermählt war, an den Regierungsgeſchäften nicht Theil nehmen ließ. Er ſchrieb dies den Rathgebern und Günſtlingen des Königs zu,

und ließ sich daher von Mißvergnügten leicht verleiten, an einem Aufstande gegen seinen Vater Theil zu nehmen. Seit dieser Zeit hielt der tückische Sohn nie redlichen Frieden mit dem Vater. Es war ihm unerträglich, daß der König ihm Leute zugegeben hatte, die auf ihn Acht haben mußten. Nichts aber war ihm unerträglicher, als daß Agnes bei seinem Vater in unbeschränktem Vertrauen stand, von ihm sogar in Regierungssachen um Rath gefragt wurde, und daß er ihr einen Theil der Gewalt gab, die er, selbst bei Lebzeiten seines Vaters, ganz zu besitzen wünschte. Täglich vergaß er, daß er, als muthmaßlicher Thronerbe, nur der erste Unterthan des regierenden Königs sei, und führte gegen das Ansehen der schönen Agnes laute Beschwerde. Eines Tages soll er sich so weit vergangen haben, daß er ihr bei einem Wortwechsel, den sie mit einander hatten, eine Ohrfeige gab, und zwar soll sich dies auf dem Schlosse Chinon, wo der Hof war, zugetragen haben, wiewohl die Zeit nicht angegeben wird.

Auf die Beschwerden, die Agnes darüber führte, verwies der König den Prinzen sogleich nach Dauphiné; Agnes aber zog sich nach Loches zurück, welchen Ort sie vorzüglich liebte, und wo Karl ihr ein Schloß neben dem alten hatte bauen lassen. Hier wurde sie von ihm, der sie mit Gütern überhäufte, oft besucht. Sie besaß von seiner Freigebigkeit die Grafschaft Penthievre in Bretagne, wovon sie den Namen einer Gräfin von Penthievre annahm, das Schloß Beauté an der Marne, in der Gegend von Vincennes, und die Herrschaften Roqueserien, Issoudun in Berri und Vernon an der Seine, nebst dem Schlosse Bois-Trousseau, vier Meilen von Bourges. Zu Loches hielt sie sich ungefähr fünf Jahre auf, ohne am Hofe zu erscheinen, stand aber stets in enger Verbindung mit dem Könige. Aus Gefälligkeit für Karln, oder aus Freundschaft für Agnes, bewog die

Königin sie, gegen das Ende des Jahres 1449 nach Paris zurück zu kommen.

Der König, der, um sich die Engländer gänzlich vom Halse zu schaffen, sie nur aus der Normandie, wo sie sich noch hielten, zu vertreiben hatte, faßte den Entschluß, sich an die Spitze seiner Truppen zu stellen, um sie durch seine Gegenwart zu beleben, und den Feinden Schrecken einzujagen. Er eroberte Chateau-Gaillard in Person, und nach einigen andern glücklichen Erfolgen nahm er die Hauptstadt der Normandie, Rouen, nebst dem Pallaste, der damals eine Festung war, und dem Schlosse, wieder ein. Die Einnahme von Honfleur folgte auf die von Rouen. Honfleur ward belagert, und ergab sich. Der König war in der Abtei Jumieges, als Agnes zu ihm kam, um ihm von einer Verschwörung gegen seine Person Nachricht zu geben. Hier überfiel sie ein Durchfall, der sie den neunten Februar 1449, nach der alten Rechnung, und 1450 nach der neuen, in einem Alter von ungefähr vierzig Jahren hinraffte. Man glaubte damals, so wie in der Folge, sie sey auf Befehl des Dauphins, im Einverständniß mit der boshaften Villequier, vergiftet worden. Zwar ist kein sicherer Beweis davon vorhanden, aber alle Vermuthungen sind gegen diesen Prinzen, und sein ganzes Betragen schützt ihn nicht gegen den Verdacht. Er haßte Agnes, liebte seinen Vater nicht, und war nichts weniger als gewissenhaft.

Dem Herzen des Königs schlug der geliebten Agnes Tod eine nie zu heilende Wunde. Doch verfuhr er noch immer nachsichtsvoll mit dem ungerathnen Sohne, bis es endlich 1455 zum völligen Bruch kam. Der Dauphin mußte sich von der Zeit an am Hofe des Herzogs von Burgund aufhalten, besoldete aber seine Kreaturen so gut, daß der arme König, aus Furcht, vergiftet zu werden, sich durch übertriebene Enthaltsamkeit den Tod zugezogen haben soll. Nach Andern ist er von dem Dauphin

wirklich vergiftet worden. Er ſtarb in Gram und Kummer den zwei und zwanzigſten Julius 1461.

Agnes Sorel hatte kurze Zeit gelebt, aber doch lange genug, um zu erfahren, daß Schönheit ſelbſt der beſcheidenſten Beſitzerin gefährlich iſt. Während ihres Aufenthaltes zu Loches und in dem Städchen Beaulieu, das von Loches nur durch eine Brücke getrennt iſt, war ſie der Kollegialkirche des Schloſſes zu Loches beſonders gewogen. Sie war großmüthig und beſchenkte dieſe Kirche, in welcher ſie ihren Körper zur Erde beſtattet wünſchte, reichlich. Wirklich ſieht man ihr Grabmal darin mitten im Chore. Der Sarg iſt von ſchwarzem Marmor, ungefähr drei Fuß erhöhet, und oben darauf iſt ihre, für jene Zeit ziemlich gut ausgearbeitete Figur von weißem Marmor. Zwei Liebesgötter, oder, wenn man will, zwei Engel halten das Kiſſen, worauf ihr Kopf ruhet, und zu ihren Füßen hat ſie zwei Lämmer. Um das Grabmal herum lieſ't man folgende in gothiſchen Buchſtaben ausgehauene Grabſchrift:

Cy git noble demoiselle *Agnes Seurrelle*, en son vivant dame de Beauté, de Requeserien, d'Issoudun et de Vernon-sur-Seine, piteuse envers toutes gens, et qui largement donnoit, de ses biens aux églises et aux pauvres; laquelle trepassa le neuvième jour de février, l'an de grace mille quatre cent quarante neuf. Priez Dieu pour l'ame d'elle. Amen. *)

Auf den Vorſchlag der Domherren zu Loches, das Mauſoleum zu zerſtören, benahm ſich der erbittertſte Feind derſelben

*) Hier ruht die edle Demoiſelle Agnes Seurrelle, in ihrem Leben Dame von Beauté, von Requeſerien, von Iſſoudun und von Vernon an der Seine. Mitleidig gegen alle Menſchen, gab ſie freigebig von ihren Gütern den Kirchen, und den Armen. Sie ſtarb am neunten Tag des Februars, im Jahr des Heils ein tauſend vierhundert und neun und vierzig. Bitte Gott für ihre Seele. Amen.

im Leben, jetzt König Ludwig der Eilfte, großmüthiger, als man hätte erwarten ſollen. Weit entfernt, in das unziemliche Begehren der Domherren zu willigen, verwies er ihnen, von den reichen Geſchenken unterrichtet, die Agnes der Collegialkirche zu Loches gemacht hatte, ihre Undankbarkeit, und befahl ihnen, die Aſche ihrer Wohlthäterin zu ehren und ihre Stiftungen zu vollziehen, indem er ſelbſt eine Summe von ſechs tauſend Livres hinzufügte. Sie hinterließ drei Töchter, die ſämmtlich vermählt und reichlich ausgeſtattet wurden.

Ludwig **XI.**, Karls **VII.** älteſter Sohn, folgte ſeinem Vater, dem er ſo viel Kummer verurſacht hatte, in einem Alter von **38** Jahren. Das Betragen dieſes Fürſten als Dauphin, beſonders gegen ſeinen Vater und gegen die Einwohner der Dauphiné, ließ keinen Zweifel über das, was man von ihm zu erwarten habe. Er regierte ohne Beirath, häufig ohne Gerechtigkeit und oft ohne Ueberlegung, weil er ſich, in Handlungen beſonders, für unübertrefflich hielt, folgte lieber ſeiner ungeregelten Phantaſie, als den weiſen Geſetzen des Staates. Er war ſehr gebildet, aber ſein argwöhniſcher Geiſt trübte ſeine und Frankreichs Ruhe, ja es ſchien ihm Vergnügen zu machen, die Angelegenheiten zu verwirren, und treue, gehorſame Unterthanen zur Empörung zu treiben. Zur Hauptaufgabe ſeiner Regierung ſchien er die Unterdrückung des hohen Adels gemacht zu haben; daher zog er Menſchen von unbekannter Abkunft an den Hof, und übertrug ihnen die höchſten Ehrenſtellen; Perſonen des höchſten Ranges ſtarben unter den Händen des Nachrichters, wurden auf die Folter geſpannt, in Käfige geſperrt, wenn ſie ſo unglücklich geweſen waren, das Mißfallen des mißtrauiſchen Deſpoten zu erregen. Dadurch ſank natürlich in den Augen des Volks des Adels Anſehen, und das der Krone hob ſich in gleichem Verhältniß. Allein nicht nur die Macht und

das Ansehen der Krone hob sich mit und durch ihn, auch die Gränzen des Reiches erweiterte er dadurch, daß er die Grafschaft Roussillon, Anjou und Provence, Burgund und Artois mit der Krone verband. Ein sehr ansehnliches Heer, darunter 6000 Schweizer, war immer schlagfertig, das Gewonnene zu vertheidigen, oder Neues zu gewinnen; deßhalb war er aber auch genöthigt, das Volk mit willkürlichen Steuern zu belasten, das nur einen kleinen Ersatz dadurch erhielt, daß er Fabrikanten aus Griechenland und Italien herbeizog und zuerst Posten anlegte.

Die Nachricht vom Tode seines Vaters erhielt er zu Genap in Brabant, durch den Herzog von Burgund, in dessen Ländern er sich aufhielt; alsbald eilte er mit diesem nach Rheims, wo er gesalbt und gekrönt wurde. Während der Ceremonie bat ihn der Herzog von Burgund fußfällig, denen zu verzeihen, die ihn beleidigt hätten; Ludwig versprach es, mit Ausnahme von 7 Personen, die er nicht nannte, um seine Rachsucht nicht zu beschränken. Nach seinem Einzuge in Paris erregte er bald allgemeines Mißvergnügen durch die Entfernung der ausgezeichnetsten Räthe seines Vaters, dagegen begnadigte er den Herzog von Alençon, den Grafen von Armagnac, die beide unter seinem Vater wegen ihrer Verbrechen verurtheilt worden waren. Den Sohn des Herzogs von Burgund, den Grafen von Charolois, machte er zum Generalstatthalter der Normandie, und überhäufte ihn und seinen Vater mit Beweisen der Dankbarkeit; — zugleich aber unterhandelte er auch mit den Einwohnern von Lüttich, den Erbfeinden des burgundischen Hauses. Um die pragmatische Sanction ließ er sich betrügen; er hatte gehofft, vom Pabst Pius II. das Versprechen dafür zu erhalten, daß dieser die Rechte des Hauses Anjou auf den Thron von Neapel schützen wolle, und daß ein Legate ernannt würde, die

geiſtlichen Stellen in Frankreich zu beſetzen. Aber nichts von Allem geſchah, Ludwigs Unterhändler erhielt einen Cardinalshut und der König einen geweihten Degen; dafür aber duldete er den Widerſpruch des Parlamentes, ſo daß auch der päbſtliche Hof nichts gewann. Zwar hatte der Herzog von Bretagne dem Könige gehuldigt und war bei dieſer Gelegenheit mit Freundſchaftsbezeigungen überhäuft worden, allein er kannte den König beſſer und ſuchte bei dieſer Gelegenheit ſich genauer mit den unzufriednen Prinzen zu verbinden, dagegen beobachtete ihn der König ſehr ſorgfältig, ſo daß er ſeinen Hauptzweck nicht erreichen konnte. Seinem Bruder, Karl, damals 15 Jahr alt, überließ er das Herzogthum Berri, nebſt 12,000 Livres jährlich; erregte aber dadurch nicht nur die Unzufriedenheit des Herzogs, ſondern auch aller ſeiner Freunde, ſo daß der Herzog bald der Mittelpunkt aller Unzufriedenen wurde; doch blieb noch Alles ruhig, ſelbſt der Herzog von Burgund willigte in den Wiederkauf mehrerer Städte an der Somme, um dies gute Vernehmen nicht zu ſtören. Als aber Ludwigs Mutter, die verwittwete Königin Maria von Anjou, die großen Einfluß auf ihren Sohn hatte, ſtarb, da wurden die Anzeigen eines nahen Sturmes immer drohender.

Vom Herzog von Bretagne, Franz II., forderte der König unter Drohungen, daß er ſich mehrerer Hoheitsrechte begeben ſolle; dieſer hielt den König durch Unterhandlungen hin, verband ſich aber indeß enger mit dem Grafen von Charolois und den andern unzufriedenen Prinzen. Dem Könige konnte dies nicht ganz verborgen bleiben, und um Gewißheit zu erhalten, verſuchte er den Unterhändler in ſeine Gewalt zu bringen, dem er in Gorkum in Holland, wo ſich der Graf von Charolois aufhielt, nachſtellen ließ. Der Abgeordnete des Königs wurde aber entdeckt, und der Graf

Vater, daß man ihm nachgestellt habe, und daß selbst er, der Herzog von Burgund, mit welchem der König eben unterhandelte, in Gefahr sey. Dadurch wurde das Mißtrauen des Herzogs von Burgund nicht wenig vermehrt, und die Verschwörung gegen den König befördert, die aber erst im folgenden Jahre zum Ausbruch kam, als der König Gewalt gegen den Herzog von Bretagne gebrauchen wollte. Die Flucht des Herzogs von Berri war das Signal zum Ausbruch, der angebliche Grund die Beförderung des allgemeinen Besten. Der König hätte sicher unterliegen müssen, wenn die Klugheit der Verbündeten ihrer Macht gleich gewesen wäre. An der Spitze von 14,000 Mann eilte Ludwig dem Herzog von Bourbon entgegen, und zwang ihn zu einem Waffenstillstand, nachdem er Berri, Bourbonnais und Auvergne unterworfen hatte; nun wendete er sich gegen den Grafen von Charolois, der bis in die Gegend von Paris vorgedrungen war, um sich mit dem Herzog von Bretagne zu vereinigen. Bei Montlheri trafen beide Heere aufeinander, die Schlacht war blütig, der Erfolg aber blieb zweifelhaft; Ludwig, der nun die Vereinigung der beiden Prinzen nicht hindern konnte, ging nach Paris und von da in die Normandie, um Unterstützung herbeizuholen; die Prinzen vereinigten sich und zogen vor Paris. Der König kam bald wieder zurück und die Prinzen schlossen Paris ein, bis endlich ein Frieden zu Conflans und St. Maur abgeschlossen wurde, durch welchen der König den Prinzen alle Forderungen zugestand, ohne daß er jedoch auch nur eine einzige ernstlich zu erfüllen gedachte, denn vor dem Abschlusse hatte der König durch eine, bei dem Parlamente niedergelegte Protestation erklärt, daß er den Frieden gegen seinen Willen, nur aus Noth eingehe. Der Graf von Charolois eilte nun nach Burgund zurück, um die empörten Lütticher zu bändigen; der Herzog von Berri hatte dem König die Normandie

abgedrungen, und ging dahin in Begleitung des Herzogs von Bretagne; der König endlich dachte nun darauf, das Volk für sich zu gewinnen und die Prinzen zu entzweien. Zuerst gelang es ihm mit dem Herzog von Bretagne und seinem Bruder, dem neuen Herzog der Normandie; die nächste Folge davon war, daß Ludwig sich in kurzer Zeit dieser Provinz wieder bemächtigte und den Herzog zur Flucht zwang. Bald aber vereinigte sich der Herzog von Bretagne wieder mit dem Bruder des Königs und fiel in die Normandie ein, wurde jedoch bald wieder zurückgetrieben und schloß einen Waffenstillstand mit dem Könige, um während desselben die Appanage des Prinzen Karl zu bestimmen. Dies sollte geschehen auf dem Reichstage zu Tours, auf welchem aber nur die Untrennbarkeit der Champagne von der Krone ausgesprochen wurde. Indeß hatte der Herzog von Bretagne bei Eduard IV., König von England, Hilfe gesucht, wurde aber durch Ludwigs Raschheit gezwungen, sowohl diesem Bündnisse, als auch der Verbindung mit dem Grafen von Charolois, der jetzt, nach dem Tode seines Vaters, unter dem Namen Karl der Kühne, Herzog von Burgund geworden war, zu entsagen.

Der neue Herzog von Burgund war sehr unzufrieden mit dem Könige, der den Vertrag von Conflans nicht vollständig erfüllt hatte, und die Lüttticher immerfort zum Widerstand aufreizte; der mit dem Herzog von Bretagne abgeschlossene Vertrag konnte ihn nicht abhalten, sich zu rüsten, zum Erstaunen des Königs, der das Gegentheil erwartet hatte. Um den Herzog zu beruhigen, versuchte der König eine mündliche Unterredung zu Peronne, wo ihn der Herzog sehr freundlich empfing. Kaum aber war er einige Tage hier, so erhielt dieser Nachricht von einem neuen Aufruhr der Lüttich durch 4 zösische Unterhändler, die man

gerieth darüber in den heftigsten Zorn. Vergebens suchte ihn Ludwig, der sich in der größten Gefahr befand, zu beruhigen; nach mehreren Tagen endlich kam ein Vergleich zu Stande, nach welchem die frühern Verträge bestätigt, dem Bruder des Königs Champagne und Brie zugesichert wurden, und der König versprechen mußte, mit gegen Lüttich zu ziehen. Erst nachdem er die Zerstörung Lüttichs mit angesehen hatte, erhielt er seine vollkommene Freiheit wieder. Der ganze Vorfall aber kränkte den König so, daß er sich schämte, in Paris zu erscheinen, und sich nach Senlis begab.

Sobald sich Ludwig frei sah, dachte er auch schon auf Ausflüchte, den abgedrungenen Vertrag nicht erfüllen zu dürfen, und brachte es zuerst dahin, daß sein Bruder, statt Champagne und Brie, mit Guyenne zufrieden war, und versöhnte sich vollkommen mit ihm, so daß er selbst seine Klagen über den geringen Ertrag von Guyenne berücksichtigte und seine Appanage vergrößerte. Inzwischen benutzte der König die gewonnene Ruhe, den Grafen Johann von Armagnac, allgemein verhaßt wegen seiner Gewaltthaten, der sich öfter gegen ihn aufgelehnt hatte, zu demüthigen zwar rettete sich dieser durch die Flucht, wurde aber, als er, vorgeladen, nicht erschien, als Verbrecher der beleidigten Majestät verurtheilt und seine Güter eingezogen. Nur die Vorbitte des Grafen von Dammartin rettete den Herzog von Nemours, dem ein gleiches Schicksal zugedacht war.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte von Frankreich.

(Schluß.)

Den Herzog Karl von Burgund beobachtete Ludwig sehr sorgfältig, und benutzte jede Gelegenheit, sein Ansehen als Oberherrn in dessen Ländern geltend zu machen, ohne sich um die geschlossenen Verträge zu kümmern; der Herzog seinerseits ließ sich durch seine Heftigkeit zu verschiedenen Gewaltthaten hinreißen, so daß er auf einer Versammlung der Notabeln zu Tours für einen Beleidiger der Majestät erklärt und vor das Parlament nach Paris geladen wurde. Wie zu erwarten, begann nun ein Krieg, durch welchen der Herzog gezwungen wurde, um einen Waffenstillstand nachzusuchen, der, nach Abtretung verschiedener, von Ludwig in Besitz genommener Plätze, weiterhin verlängert wurde, damit der Herzog des Königs Anschläge auf Guyenne nicht hindern könne; denn Ludwig war schon wieder mit seinem Bruder Karl zerfallen, und suchte ihm Guyenne wieder zu entreißen. Schon war ein Heer zu diesem Zwecke ausgerüstet, als Karl starb, wie die Feinde des Königs verbreiteten, von diesem vergiftet, der nun Guyenne ohne Widerspruch mit der Krone vereinigte.

Indeß begann der Krieg mit dem Herzoge von Burgund von neuem, deſſen Macht ſo gewachſen war, daß er ein neues Königreich, mit Hülfe des Kaiſers, zu ſtiften unternahm. Zwar wurden dieſe Feindſeligkeiten von Zeit zu Zeit durch Waffenruhen unterbrochen, zwar vereinigten ſich auch wohl der König und der Herzog zum Verderben eines Dritten (wie z. B. des Grafen von St. Paul), immer aber begannen die Feindſeligkeiten von neuem, bis der Herzog im Kampfe mit den Schweizern unterlag, und ſelbſt das Leben verlor.

Während dieſer Zeit bekriegte Ludwig wiederholt den Herzog von Bretagne und den König von Arragonien, beide Verbündete des Herzogs von Burgund (1473, 1474, 1475), ließ den Grafen von Armagnac bekriegen, der, ſammt ſeiner ganzen Familie, auf eine entſetzliche Weiſe umkam, und den Herzog von Alençon zu einem immerwährenden Gefängniß verurtheilen, weil ſie beide dem Herzog von Burgund und dem Bruder des Königs angehangen hatten.

Nach dem Tode ſeines heftigſten und gefährlichſten Feindes, des Herzogs Karl des Kühnen von Burgund, eilte Ludwig, ſich ſeiner Staaten zu bemächtigen, zufolge des in Frankreich üblichen Geſetzes, daß die Appanagen der Prinzen an die Krone zurückfallen mußten, wenn keine männliche Nachkommenſchaft vorhanden ſey, und Karl hinterließ nur eine einzige Tochter, Marie. Er ſchickte daher eine Armee nebſt mehreren Abgeordneten nach Burgund, um von der Erbſchaft Beſitz zu nehmen. Nach einigem Zaudern ſchworen die Stände Gehorſam, unter der Bedingung, daß ihre Privilegien beſtätigt würden. Ludwig ſelbſt nahm die Städte des Herzogs in der Picardie in Beſitz und rückte in die Grafſchaft Artois vor, deren Stände ſich ihm unterwarfen; Cambrai, bis jetzt unter den deutſchen Kaiſern und nur unter dem Schutze von Burgund, öffnete ihm die

Thore, während ihm Olivier le Daim, sein Barbier, den er zum Grafen von Meuleut gemacht hatte, Fournai gewann. Die Flamländer, unruhig über den Fortgang der französischen Waffen, boten sich und ihre Prinzessin dem verworfenen Herzog von Geldern an, wenn er sie schützen würde; doch befreite der Tod bei der Belagerung von Dornick die Prinzessin Marie von der Gefahr, diesen entsetzlichen Menschen, der seinen Vater eine lange Zeit in schmählicher Gefangenschaft gehalten hatte, weil er ihm zu lange lebte, heirathen zu müssen. Marie heirathete nun zum großen Verdruß Ludwigs, der auch ihretwegen schon mit dem verstorbenen Herzog von Burgund und mit ihr selbst unterhandelt hatte, den Erzherzog Maximilian, ein Schritt, der Frankreich sehr verderblich wurde. Die Sachen nahmen auch zugleich eine andere Wendung in Burgund, so daß Ludwig einen Waffenstillstand abschloß, der jedoch nur in den Niederlanden, nicht aber in Burgund beobachtet wurde.

Um dieselbe Zeit ließ Ludwig dem Herzog von Nemours, Jacob von Armagnac, den Prozeß machen; er wurde, als Verbrecher der beleidigten Majestät, enthauptet, und seine Güter eingezogen; die unglücklichen Kinder des Herzogs, unter das Schaffot gestellt, wurden mit dem Blute ihres Vaters bespritzt. Eine Handlung, der blutgierigen, empfindungslosen Seele Ludwigs XI. würdig.

Statt auf den Frieden zu denken, benutzte der König sowohl, als Maximilian, die Zeit des Waffenstillstandes, um sich Bundesgenossen zu verschaffen, und Ludwig, um seinen Ansprüchen auch nur einen Schein von Gültigkeit zu geben, ließ einen Prozeß gegen den verstorbenen Herzog von Burgund beginnen, als gegen einen Verräther und Rebellen, dessen Besitzungen der Krone Frankreichs verfallen seyen. Indeß setzte er den Krieg fort, besonders mit Hülfe der Schweizer, die er in seinen

Dienſt genommen hatte, wurde aber bei Guinegate geſchlagen. Ein im folgenden Jahre abgeſchloſſener Waffenſtillſtand ſollte zu Friedensunterhandlungen dienen, die auch wirklich zu Arras und Lille eröffnet wurden; beide Theile ſuchten ſich nun gegenſeitig zu überliſten, und Ludwig ſagte zu ſeinen Abgeordneten: ſie möchten nur wacker lügen, denn die Abgeordneten Maximilians lögen ebenfalls. Der Tod der Herzogin Marie, der Haß der Flamländer gegen Maximilian, das Verſprechen des Königs, den Dauphin mit Margarethen, der Tochter Mariens, zu verheirathen, bewog die Flamländer, und beſonders die Genter, ſich der Kinder Maximilians zu bemächtigen, wodurch dieſer gezwungen wurde, den Vertrag von Arras zu beſtätigen, durch welchen feſtgeſetzt wurde, daß Margaretha den Dauphin heirathen und zur Mitgabe die Grafſchaft Artois und Burgund nebſt mehreren andern Herrſchaften empfangen ſolle.

Eine Krankheit des Dauphin, der im Schloſſe von Amboiſe ſich aufhielt, veranlaßte den König, eine Poſt von jenem Orte aus anzulegen, um immer Nachricht von dort zu erhalten; dieß geſchah ſpäterhin auf allen Hauptſtraßen, aber erſt 1630 wurde es Privatperſonen erlaubt, dieſe Anſtalt zu benutzen. Ludwig ſelbſt, bis jetzt immer ſehr wohl, wurde von epileptiſchen Zufällen befallen, die ihn noch mißtrauiſcher und härter machten, aber doch nicht ſo ſchwächten, daß er die ſich ihm darbietende Gelegenheit, die Provence mit der Krone zu vereinigen, hätte verſäumen ſollen. Dies geſchah nach dem Tode des Grafen Karl von Maine, der den Titel: „König von Jeruſalem und Neapel“ führte. Um zu geneſen, hatte der König einen Eremiten, François de Paule, aus Kalabrien kommen laſſen, aber das Gebet dieſes frommen Mannes wirkte nicht, er wurde täglich ſchwächer, mißtrauiſcher und blutdürſtiger; das Schloß du Pleſſis-les-Tours, wo ſich der König aufhielt, war

ſtark befeſtigt, die Fenſter mit eiſernen Gittern verſehen, ſein beſtändiger Geſellſchafter der Scharfrichter Triſtan l'Hermite, den er ſeinen Gevatter nannte. Endlich ſtarb er, 60 Jahr alt, im 23. ſeiner Regierung, während welcher er mehr als 4000 Menſchen, größtentheils ohne Prozeß und oft auf grauſame Weiſe, hatte hinrichten laſſen. Uebrigens war er wohl unterrichtet, und ſoll eine Nachahmung des Decameron von Boccaccio, unter dem Titel: Les cent Nouvelles, und ein anderes Werk: Le Rosier des Guerres, geſchrieben haben.

Blois.

Im Departement Loire und Cher, an der schönen Loire, über welche hier eine Brücke von 930 Fuß Länge und 42 Fuß Breite führt, und an welcher sich die Stadt amphitheatralisch erhebt, in der das reinste und schönste Französisch gesprochen wird, und wo sich stets des herrlichen Klimas, der fruchtbaren, überaus reizenden Gegend und der wohlfeilen Lebensweise wegen eine Menge Fremde, besonders Engländer, aufhalten. Hier wurde Ludwig XII. 1462 geboren, der gute König, der den Beinamen: „Vater des Volks" erhielt und verdiente; hier ließ Heinrich III. die Guisen 1588 ermorden.

Noch zeigt man in dem alten, ehrwürdigen Schlosse den Fleck, wo Heinrich von Guise, der Chef der Ligue, fiel. Oft bewohnten es die Herrscher von Frankreich und man sieht an seiner Bauart, daß es zu verschiedenen Epochen erneuert wurde.

Die Präfektur ist besonders durch ihren schönen und terassenförmigen Garten und die prachtvolle Aussicht aus demselben bemerkenswerth, außerdem noch

die ehemalige Kirche der Jesuiten, nach dem Plane Mansards erbaut,

das freundliche Schauspielhaus,

die öffentliche Bibliothek von 20,000 Bänden,

das allgemeine Hospital,

BLOIS

das naturhiſtoriſche Kabinet,
die Schlachthäuſer.

Blois iſt ſchlecht gebaut, die Straßen ſind winklicht und enge, obwohl mit einigen hübſchen öffentlichen Brunnen geſchmückt. Sitz der Departementalautoritäten, eines Handelsgerichts, eines königlichen Kollegiums. Depot von Hengſten. Manufaktur von wollenen Handſchuhen und Decken. Bedeutende Gerbereien und Meſſerſchmieden. Lakrizenſaftfabrik. Bereitung des vortrefflichen Käſes à la Crême de Saint-Cervais. 16,000 Einwohner.

Die Umgegend von Blois, ihrer Fruchtbarkeit wegen berühmt, iſt mit den herrlichſten Landhäuſern geſchmückt, unter denen das des Reiſenden Menars, einſt der Marquiſe de Pompadour, jetzt dem Marſchall Victor, Herzog von Belluno, gehörig, und beſonders das prachtvolle Schloß Chambord nicht überſehen werden darf. Letzteres von Franz I. 1549 erbaut, wurde häufig von den franzöſiſchen Königen und 4 Jahre hindurch auch von dem polniſchen Könige Stanislaus Lescinsky bewohnt. Ludwig XV. ſchenkte es dem berühmten Marſchall von Sachſen, der hier die 5 letzten Jahre ſeines Lebens zubrachte, Napoleon dem Marſchall Berthier. Nach der Reſtauration hatte es die Nation zu einem Geſchenk für den Herzog von Bordeaux gekauft. Die Form des Schloſſes iſt ſehr ungewöhnlich und gibt ihm das Anſehen einer verzierten Feſtung; ſeine Architektur bietet ein Gemiſch gothiſchen und ritterthümlichen Geſchmacks dar. Ausgezeichnet ſchön und merkwürdig iſt die Doppeltreppe, herrlich der 7 Stunden im Umfange haltende Park, ganz mit Mauern umgeben, von 12,057 Morgen Flächeninhalt, wovon 2650 Morgen Hochwald.

Tours.

Hauptstadt des Departements Indre und Loire, an dem letztern Flusse, in einer höchst reizenden, fruchtbaren Ebene, einem wahren Eden, einem Garten gleich mit Weinreben und Fruchtbäumen übersäet, und wegen seines heitern, milden Himmels ein gewöhnlicher Zufluchtsort mürrischer Engländer, welche sich hier, oder in einem der zahlreichen freundlichen Landhäuser der Umgegend, der Strahlen einer wärmeren Sonne erfreuen, als in ihrem Old-England. Sitz eines Erzbischofs, Präfekten, des Stabes der 4. Militärdivision, mit Tribunal, Handelsgericht, Handelskammer, Kollegium, öffentlicher Bibliothek, Museum, Schauspielhaus, Ackerbaugesellschaft, ist mit Wällen umgeben, die zu Promenaden geebnet sind, hat 5 Vorstädte, 10 Thore, 150 Straßen, worunter die prachtvolle breite Königsstraße, 6 öffentliche Plätze, 7 Springbrunnen, 15 Kirchen, 4 Hospitäler, 4500 Häuser, 24,000 Einwohner.

Sehenswerth ist:

die schöne Brücke über die Loire. Sie sucht ihres Gleichen,

TOURS.

besteht aus 15 Bogen, von denen jeder 75 Fuß im Durchmesser hat, und ist 220 Toisen lang und 7 Toisen breit. Hat man die Brücke überschritten, so betritt man die mehrere 1000 Fuß lange, mit den schönsten Gebäuden gezierte Königsstraße, unstreitig der schönste Theil der Stadt, da sie nicht nur ganz gerade und breit ist, sondern auch ganz von Stein erbaute Häuser hat. Diese mit de Brücke in gerader Linie fortlaufende Straße führt zu der herrlichen Allee auf der jenseitigen Straße nach Spanien, über eine sehr schöne Brücke des Cher, und in derselben geraden Richtung durch das herrlichste Wiesenthal, bis sich die Straße auf den Höhenzug erhebt, der die Indre von dem Cher trennt.

Die Kathedrale, deren Portal und die beiden gothischen Thürme ausgezeichnet sind, hat vortreffliche Glasmalerei.

Die ehemals so berühmte Abtei Saint-Martin,

der erzbischöfliche Pallast,

das Hôtel der Präfektur,

die öffentliche Bibliothek von 35,000 Bänden,

das Museum mit einer guten Gemäldesammlung,

das Stadthaus.

Tours hat mehrere sehr anmuthige Promenaden, unter denen la Mail die besuchteste; die Spaziergänge auf den Wällen, die am Josephinenplatz, am Kai u. s. w.

Getreide und Wein sind Hauptgegenstände des Handels. Man fabrizirt Tuch, seidene Zeuge, Leder, Branntwein, Confitüren und gute Säbel.

Der Geschichtschreiber Gregor war Bischof von Tours, woselbst auch die Dichter Destouches und der schlüpferige Grecourt geboren wurden.

Garniſon des 44. Linieninfanterieregiments und der Chaſſeurs der Arriege.

Nahe bei Tours ſehe man das Schloß Plessis - les-Tours, von Ludwig XI. gebaut, und woſelbſt er auch 1483 ſtarb.

Die Ruinen der einſt ſo mächtigen Abtei Marmoutiers.

Endlich findet man in der ganzen Umgegend der ſo reizenden Touraine große Maſſen von Muſcheln im Sande.

LYON VOM FELSEN PIERRE SCIZE

Lyon.

Lyon (Lugdunum), Frankreichs zweite Stadt, Hauptstadt des Departements der Rhone, am Zusammenflusse der Saone mit der Rhone, mit 160,000 Einwohnern, war zu Römerzeiten Galliens Hauptstadt und der Mittelpunkt römischer Militair- und Civilverwaltung, von welchem aus Agrippa die vier berühmten Straßen durch Auvergne und Aquitanien nach den Pyrenäen, eine nach dem Rheine, die dritte durch die Picardie an das atlantische Meer und die vierte durch das narbonnensische Gallien an das mittelländische Meer führte, welche heutzutage noch gebraucht werden, aber freilich nicht mehr für dieselben Zwecke, sondern als Verbindungsmittel des friedlichen, segensreichen Handels, und wesentlich vermehrt sind durch den burgundischen Kanal und den Kanal Monsieur, der Rhone und Rhein verbindet. Jener durchschneidet 60 französische Meilen, um in die Seine zu münden und Paris, Rouen und Havre in direkte Verbindung mit Lyon zu bringen. Dieser durchläuft 87 Meilen und erreicht bei Straßburg den Rhein. Dazu kommen die Rhoneverbindung mit Marseille und die Alpenstraßen. Trotz dieser außerordentlich günstigen Lage hätte

Lyon dennoch ohne seine Seidenfabriken nie seinen gegenwärtigen hohen Flor erreichen können, weil die Binnenschifffahrt in Frankreich heute noch gleichsam in ihrer Kindheit und mit tausend Hindernissen umgeben ist. Die alte Grafschaft Venaissin hatte schon längst die Kunst der Seidenweberei getrieben. Ludwig XI. führte den Seidenbau zu Tours ein, nachdem 1525 Franz I. eine Menge genuesischer Seidenarbeiter nach Lyon gelockt hatte. Bald wetteiferte diese Stadt mit dem betriebsamen Avignon. Nach einem Jahrhundert rastloser Anstrengung erreichten ihre Fabrikate die Güte der Arbeiten von Venedig, Florenz, Bologna, woher früher ganz Frankreich seine Seidenwaaren bezogen hatte, und 1763 zählte man schon 10,000 Seidenwebstühle. Diese hoben sich 1788 auf 14,500 Stühle, welche jährlich für 96 Millionen Seidenzeuge lieferten. Die Revolution brach aus, spielte in Lyon ihre gräßlichste Rolle und zerstörte die ganze Industrie, während fast gleichzeitig der Gebrauch von Wolle und Baumwolle für beide Geschlechter in Aufnahme kam. Mit dem Aufhören der Zünfte verloren sich die meisten Arbeiter, und verbreiteten ihre Industrie in andere Länder. Die fast ununterbrochenen Kriege von 1792 bis 1815 versperrten alle Küsten und Ausfuhrpunkte Frankreichs. Für immer schien die unglückliche Stadt verloren zu seyn. Napoleons Genie rief die Seidenfabrikation wieder ins Leben und wußte ihr Abgang zu verschaffen, und der Friede unter seinen Nachfolgern hob den Handelsflor der Stadt auf eine vorher nie gekannte Höhe, welchem selbst scheußliche Scenen, wie der sogenannte Aufruhr vom 8. Juni 1817, keinen Eintrag thun konnten. Im Jahre 1825 verarbeiteten 26,000 Webstühle für 123,057,116 Franken Seide, wovon die Nordamerikaner den dritten Theil bezogen, obgleich Sachsen, Schlesien, die Schweiz, die preußischen Rheinlande, Oesterreich und England in Seidenfabrikation schöne Fortschritte zu

LYON VON DEN HÖHEN VON CROIX-ROUSSE.

machen gleichzeitig ſich anſtrengten. Mehr als die Hälfte der ganzen Bevölkerung, nämlich 90,000 Menſchen, ernährt die Seidenfabrikation in Lyon. Sie theilen ſich in Fabrikanten und Arbeiter. Die erſteren kaufen die Seide, beſorgen die Spinnereien, geben die Zeichnungen an, bezahlen alle Arbeit und verkaufen die Zeuge. Die andern ſind theils Meiſter, theils Geſellen und Tagearbeiter. Jene haben ihre eignen Webſtühle, behandeln die Arbeiten dafür mit den Fabrikanten, nehmen die Geſellen in Lohn und bezahlen dieſen ohngefähr die Hälfte des Verdienſtes. Dieſer Lohn iſt wirklich gering und kaum hinreichend für die ärmliche Subſiſtenz. Allein muß er erhöht werden, ſo kann Lyon mit dem Auslande nicht mehr rivaliſiren und gleichen Schritt halten, und einer der reichſten Erträge für Frankreich geht dann unfehlbar und unrettbar verloren. Die Entwickelung reiner Begriffe von Ordnung, einige Sparſamkeit von Seiten der Arbeiter, mehr Sorge für Reinlichkeit und deren Geſundheit von Seiten der Fabrikanten und Meiſter, freie Einfuhr der Seide aus Piemont, allmählige Erleichterung der Abgaben, welche dort noch auf der arbeitenden Klaſſe laſten, und vor allem die Verminderung des ungeheuren Octroi würden ohne Zweifel die Fabriken erhalten, die Arbeiter ruhig, zufrieden und glücklich machen, und dem Staate ein Einkommen von 200 Millionen Franken ſichern.

Lyon liegt in einer mit Bergen eng umgebenen Ebene, welche mit zahlloſen Gärten und Landhäuſern prangt. Die Saone durchſtrömt einen Theil der Stadt. Vier Vorſtädte liegen umher. Sieben Brücken (darunter die berühmte Guillotiere auf 20 Bogen) verbinden die beiden Ufer. Unter den 10 Plätzen zeichnet der Königsplatz (ehemals Bellecour) und der durch ſeine Revolutionshinrichtungen berüchtigte Platz Terreaux ſich aus. Unter den Gebäuden nennen wir nur die Domkirche mit ihren vom Kardinal Feſch erhaltenen herrlichen Gemälden, die ſchönen

Kirchen St. Nizier und St. Just, das Zeughaus, das groß Theater, das prachtvolle Jesuiten-Kollegium (jetzt Lyceum m Bibliothek von 120,000 Bänden), das großartige Krankenhau Notredame de spitie. Studien und Gelehrsamkeit finden reich Nahrung in vielen Schulen, einer Akademie für 3 Fakultäten Kunstanstalten, gelehrten Gesellschaften, Naturalienkabinetten einem botanischen Garten, einer Sternwarte und dem außer ordentlich belebten Buchhandel. Außer den gewöhnlichen Seiden waaren fabrizirt die Stadt vorzüglich Shawls, Gaze, Flor Gold- und Silbertressen, Sammet, Strümpfe, Bänder, trefflich Hüte (jährlich gegen 4,000,000), künstliche Blumen, chemisch Produkte, Stickereien, Bijouterie- und Quincalleriewaaren.

Lyoner Gräuelscenen während der Revolution.

Der Ausbruch der Revolution schien der Gewerb-Stadt Lyon keine Unruhe zu machen, doch war sie auch nicht gerade enthusiastisch für dieselbe. Die fleißigen und ehrliebenden Kaufleute, Künstler und Gewerbsleute sahen, vielleicht nicht ohne Vergnügen, den tragi-comischen Fall des in Hochmuth, Weichlichkeit und Nichtsthun versunkenen Adels, blieben aber nichtsdestoweniger religiös, mitunter auch bigott, doch immer rechtlich gesinnt. Sobald Lyon seine Nationalgarde hatte, war die erste Sorge der jungen Leute, bewaffnet gegen die Brigands

PLATZ BELLECOURT IN LYON

und ſogar gegen die Bauern zu marſchiren, welche in der Dauphiné die Schlöſſer der Adeligen verbrannten und zerſtörten; ſie zerſtreuten ſie und entſagten dabei jeder Grauſamkeit und jeder Rache.

Roland, den damals eine Anſtellung in Lyon feſthielt, ſuchte mittelſt der Beredtſamkeit ſeiner Gattin Proſelyten für reine republikaniſche Grundſätze zu gewinnen, was ihm aber nur theilweiſe gelang. Als er Miniſter wurde, beſetzte er die Aemter daſelbſt mit ſolchen Perſonen, aber die Jakobiner beſchäftigten ſich emſig damit, dieſe zweite Stadt des Reichs für ſich zu gewinnen und mit ihrer Hülfe das mittägliche Frankreich im Zaum zu halten, welches ihnen zu entwiſchen drohte.

Gegen das Jahr **1791** ſchien Lyon der Revolution noch fremd zu ſeyn; ſie ſchien ihm ein reißender Strom, den es zwar nicht abzuleiten ſuchte, der es aber auch nicht mit ſich fortriß. In den Mauern dieſer Stadt lebt ein Volk von Arbeitern, welches zum Theil die Revolution in Unthätigkeit oder doch wenig beſchäftigt ließ, und dieß war ein mächtiger Hebel in den Händen der Jacobiner. Unter dieſen figurirten zwei Böſewichter, einer Namens Chalier, dem ſeine Brüder die Oberherrſchaft über Lyon verſprochen hatten, und der den Titel eines Marat von Süden angenommen hatte. Er war ein Piemonteſer von Geburt, und wurde in ſeiner Jugend von den Jeſuiten in Lyon erzogen, und in ihren Orden aufgenommen. Bei der Aufhebung deſſelben begab er ſich nach Portugal, mußte aber dieſes Land wegen einiger ſchlechten Streiche verlaſſen. Lange irrte er herum, kam dann nach Lyon, und ließ ſich zum Unglücke der Einwohner daſelbſt nieder. Er war ein Menſch von boshaftem und grauſamem Charakter, ohne alles menſchliche Gefühl, und der größten Gräuelthaten fähig. Sein Freund und Vertrauter, Lauſſel, gab ihm an Abſcheulichkeit des Charakters nichts nach.

Er war ein Prieſter, welcher den Conſtitutionseid geſchworen hatte. Er wurde von den Jakobinern zum Prokurator der Gemeinde ernannt. Bald nachher ſchlug ein Mitglied des Clubs in voller Verſammlung vor, daß man ſich der ſogenannten Ariſtokraten bemächtigen und alle Tage einige vierzig hinrichten laſſen ſollte. Ein Mitglied des Clubs bemerkte, daß dieſes für den Scharfrichter zu viel Arbeit ſeyn würde. Lauſſel ſtand nun auf und ſagte: ein jeder ächte Jakobiner müſſe bereit ſeyn, wenn er dazu aufgefordert werde, das Amt eines Scharfrichters ſelbſt zu verſehen, und die Feinde des Vaterlandes zu köpfen, „denn," ſetzte er hinzu, „um einen Menſchen durch die Köpfmaſchine hinzurichten, braucht man ja nur einen Bindfaden zu ziehen."

Chalier machte unaufhörliche Reiſen von Lyon nach Paris und zurück, und ſeine jedesmalige Zurückkunft war ein Signal des Schreckens.

Es ſchien unmöglich, in einer Stadt, wie Lyon, die Mordthaten vom 2. September zu wiederholen, aber die Wetteiferer der Meuchelmörder zu Paris benützten am 9. deſſelben Monats den Augenblick, wo die Nationalgarde, um ſich zu üben, die Stadt verlaſſen hatte. Ihre Rotte verſtärkte ſich bald durch Menſchen aus dem ſchlechteſten Pöbel, und fiel über das Schloß Pierre-Seize her, in welchem einige Geiſtliche und des Royalismus verdächtige Officiere ſaßen, und 11 von ihnen wurden erwürgt. Chalier fand dieſen erſten Act der Revolutions-Gräuel noch ſehr ungenügend, und unterwarf Lyon, vermittelſt einer von ihm eingeſetzten Municipalität, einer regelmäßigen Plünderung. Chalier verſprach nun dem Geſindel, daß es die Reichthümer der wohlhabenden Bürger erhalten ſolle.

Von den Jakobinern wurde nun, auf Antrieb der beiden Böſewichter Chalier und Lauſſel, der rechtſchaffene und

gutgesinnte Theil der Einwohner von Lyon auf jede Weise gedrückt und geplagt. Diese waren zu schwach, um sich zu widersetzen. Sie litten schweigend und geduldig; aber Rache kochte in ihrem Herzen, und sie warteten nur auf eine schickliche Gelegenheit, um dieselbe an ihren Unterdrückern auszuüben.

Nach der Hinrichtung des Königs sandte der Jakobinerclub zu Lyon eine Zuschrift an den Nationalconvent, worin er, im Namen der Stadt Lyon, diese That billigte, und dem Convent dazu Glück wünschte. Bei dieser Gelegenheit äußerten viele Lyoner ihren Unwillen, und erklärten, daß sie die Hinrichtung des Königs verabscheuten. Aller Mühe, welche die Jakobiner sich gaben, ungeachtet, konnten diese doch nicht so viel Unterschriften von den Einwohnern erhalten, als sie wünschten. Dieß meldeten sie nach Paris. Seit jener Zeit wurde die Stadt Lyon den pariser Jakobinern verdächtig und verhaßt.

Allein seit jener Zeit gab sich auch der gutgesinnte Theil der Einwohner der Stadt mehr Mühe, als bisher, sich seiner Tyrannei zu entledigen. Bei der neuen Wahl des Bürgerraths wurde einer der rechtschaffensten Männer zu Lyon, Riviere Chol, zum Maire ernannt. Noch einige andere ähnlich gesinnte Männer erhielten Stellen in dem Bürgerrathe

Diese Verminderung ihrer Macht sahen die Jakobiner, deren Präsident Chalier war, mit großem Widerwillen. Der geheime Ausschuß des Clubs beschloß, sich am 8. Februar des Zeughauses der Stadt mit Gewalt zu bemächtigen, die in demselben befindlichen Kanonen, mit Kartätschen geladen, in den Hauptstraßen der Stadt aufzustellen, die Adeligen, nebst den reichsten Kaufleuten zu ermorden, ihre Leichname in die Rhone zu werfen, und eine jakobinische Regierung in der Stadt einzuführen.

So geheim auch die Verschwornen ihre Zusammenkünfte hielten, so erfuhr der thätige Maire dennoch alles, was in denselben vorging. Um die Ausführung dieses schrecklichen Planes zu verhindern, ließ er den Generalmarsch schlagen und die Bürger unter das Gewehr treten. Hierauf hielt er eine Rede an die versammelte Bürgerschaft, machte alles bekannt, was er von der Verschwörung wußte, gestand aber zugleich, daß er sich nicht Macht genug zutraue, so vielen Bösewichtern allein Widerstand zu thun, daß seine Partei in dem Bürgerrathe viel zu schwach wäre, und daß er aus diesem Grunde genöthigt wäre sein Amt niederzulegen. Es wurde nunmehr zu der Wahl eines neuen Maire geschritten. Die Zahl der versammelten Wählenden betrug 7800. Unter diesen gaben 7500 ihre Stimmen dem vormaligen Maire, Riviere Chol, aufs neue. Einen größeren Beweis des Zutrauens und der Liebe seiner Mitbürger konnte dieser Mann nicht erhalten. Er war auch so gerührt darüber, daß er die Stelle wieder annahm. Dieser Entschluß verursachte unter den versammelten Bürgern eine außerordentliche Freude. Während des allgemeinen Enthusiasmus stand ein Jüngling auf, und klagte Chalier öffentlich an. Sogleich fielen die Jakobiner über ihn her, um denselben in das Gefängniß zu schleppen; allein die Bürger wurden dadurch so erbittert, daß sie den Jüngling den Händen der Jakobiner entrissen, und noch an demselben Abend den Versammlungsort der Jakobiner zerstörten.

Chalier und seine Spießgesellen geriethen hierüber in die heftigste Wuth. Einige unter ihnen reis'ten nach Paris und klagten die Lyoner bei dem Convent als Generalrevolutionairs an, welche alle wahren Patrioten verfolgten und aus ihrer Stadt vertrieben. Der Convent hörte ihre Klagen und sandte einige Bataillone Ohnehosen, nebst drei Commissarien aus seiner

Mitte, Legendre, Bazire und Rovere, nach Lyon, um den Club wieder einzuſetzen. Unter dem Schutze dieſer Commiſſäre und der Ohnehoſen-Miliz fing der Club ſeine Sitzungen wieder an. Die pariſer Commiſſäre beehrten dieſe Sitzungen mit ihrer Gegenwart, und nahmen einen Kerl zum Mitgliede auf, der es ſich öffentlich zum Verdienſte anrechnete, daß er der Mörder der Prinzeſſin Lamballe geweſen wäre.

Unter ſolchen Umſtänden blieb dem Maire Riviere Chol, welchen die Commiſſäre täglich mißhandelten, weiter nichts übrig, als abzutreten. Er that es, und der berühmte Arzt Gilibert wurde zum Maire ernannt. Allein Gilibert war ein rechtſchaffener Mann, darum wollten ihn die Jakobiner nicht zum Maire. Sie warfen ihn in das Gefängniß, und mißhandelten ihn ſo lang, bis er verſprach, ſeine Stelle niederzulegen. Bertrand, ein vertrauter Freund Chaliers, wurde nunmehr von den Jakobinern zum Maire ausgerufen. Nachher kehrten die Commiſſäre des Convents mit ihren Trabanten nach Paris zurück. Legendre trat in dem Convent auf, und ſagte, daß er die Lyoner gezwungen hätte, einen Ohnehoſen zum Maire zu wählen.

Die ungeheueren Bedrückungen, unter welchen die Lyoner unter der Herrſchaft der Jokobiner ſeufzten, laſſen ſich kaum groß genug vorſtellen. Endlich wurden ſie des Duldens und Schweigens überdrüſſig. Sie murrten laut, und drohten, den Maire Bertrand nebſt dem jakobiniſchen Bürgerrathe mit Gewalt abzuſetzen. Um der Erfüllung dieſer Drohung zuvorzukommen, wurde zu Lyon eine Revolutionsarmee errichtet, welche aus dem Abſchaume des Pöbels beſtand, aber von den Reichen beſoldet und unterhalten werden mußte.

Die Commiſſäre hatten Chalier zum Gemeinde-Prokurator ernannt und dieſe, aus 6000 Mann beſtehende Revolutionsarmee unter ſeinen Befehl geſtellt.

gendre, welche Chalier der Mäßigkeit anklagte, weil ſie ſeinem Wunſche, neue Mordſcenen zu veranſtalten, nicht Genüge leiſten wollten, abgereiſt waren, gab man ihnen furchtbare Nachfolger, und die Sache gedieh ſo weit, daß die Taxe der Wohlhabenden von 6 Millionen bis auf 30 Millionen geſteigert wurde. Aber dieß Alles genügte dem Exjeſuiten Chalier noch nicht, der nur Blut ſehen wollte und nach Blut dürſtete.

Bald nachdem die Revolutionsarmee errichtet war, kamen 2 neue Commiſſäre des Convents, Gauthier und Rioche, nach Lyon. Sie brachten einen Beſchluß des Wohlfahrts-Ausſchuſſes mit, vermöge deſſen die Stadt Lyon 6 Millionen Livres als gezwungenes Darlehen bezahlen und 6000 Mann für die Armee liefern ſollte. Zu dieſem Zwecke nahm man ein Verzeichniß aller Einwohner der Stadt nebſt ihrem muthmaßlichen Vermögen auf. Eben ſo mußte auch jeder Einwohner, auf den das Loos gefallen war, ohne alle weitere Rückſicht, nach der Grenze gegen den Feind marſchiren. Die anerkannten Jakobiner wurden jedoch nicht weggeſchickt, ſondern ſorgfältig zurückbehalten.

Ein ſo tyranniſches Verfahren, eine ſo deſpotiſche Regierung, unter welcher weder die Perſonen, noch das Eigenthum Sicherheit fanden, gegen welche die königliche Regierung Freiheit zu nennen war, empörte die Gemüther der Lyoner auf den höchſten Grad, und ungeachtet der in der Nähe ſtehenden Alpenarmee war ihre verbiſſene Wuth bereit, jeden Augenblick gegen die pariſer Tyrannen loszubrechen. Das war es eben, was dieſe wünſchten. Die Lyoner wurden gedrückt, damit ſie ſich empören ſollten; und ſie ſollten ſich empören, damit man einen Vorwand hätte, ihre Stadt zu plündern und den Nationalſchatz mit den, in derſelben befindlichen, unermeßlichen Reichthümern anzufüllen. Ihr Murren wurde beſtraft. Satt der 6 Mill., auf welche Summe der Wohlfahrtsausſchuß die Stadt

Lyon angesetzt hatte, verlangten die Commissäre 33 Mill.; eine unerschwingliche Summe, deren Forderung die Lyoner zur Verzweiflung brachte.

Daß sie unter solchen Umständen ihre Unzufriedenheit laut äußerten, war ganz natürlich. Allein die Tyrannen bestraften jede Aeußerung dieser Art als Hochverrath. Eine Menge Personen, vorzüglich reiche und angesehene, wurden unter dem Vorwande, daß sie unzufrieden wären und sich verdächtig gemacht hätten, gefangen genommen und in die unterirdischen Kerker des Rathhauses geworfen. Chalier und Lausel erpreßten von den unglücklichen Gefangenen auf die schändlichste Weise Geld und Geldeswerth.

Bald nachher erließ der Convent einen Befehl, vermöge dessen den Sektionen aller Städte erlaubt wurde, sich zu versammeln, und nach Gutdünken Beschlüsse zu fassen, welche die Sicherheit ihrer Städte beträfen. Dieser Befehl des Convents war unpolitisch; denn nunmehr hatten die Einwohner der Stadt Lyon, denen es bisher an Gelegenheit fehlte, sich zu versammeln und über ihr gemeinschaftliches Wohl sich zu berathschlagen, durch ein Gesetz das Recht erhalten, beides zu thun. Die Folgen zeigten sich bald. Die bedrängten Bürger theilten sich einander ihre Klagen mit, und beschlossen, sich von der Herrschaft der Tyrannen zu befreien. Sobald der Jakobinerklub und der jakobinische Bürgerrath hiervon Nachricht erhielten, bemühten sie sich, die Versammlungen der Sectionen zu trennen. Der Maire Bertrand ließ sich verlauten, daß er die versammelten Sectionen mit Kartätschen auseinander treiben wollte. Den Abgesandten der Bürgerschaft, welche ihm die Klagen derselben überbrachten, gab er zur Antwort: „Ihr verlanget Blut, und Blut soll fließen!“ Er bestellte bewaffnete Männer, welche auf die Abgesandten schießen sollten, wenn sie noch einmal nach dem Rathhause

kommen würden. Sie kamen. Es ward auf ſie geſchoſſen. Einer blieb auf dem Platze und ein anderer wurde ſchwer verwundet.

Dies brachte die Lyoner noch mehr auf. Es war vorauszuſehen, daß es bald zum Kampfe zwiſchen dem Bürgerrathe und den Einwohnern kommen müßte. Die Jakobiner rüſteten ſich dazu. Sie nahmen den Abſchaum des Pöbels in ihren Sold, ſie ſchrieben an den General der Alpenarmee und baten um Truppen; auch boten ſie die Bewohner des flachen Landes gegen die Stadt auf. Sie ſchickten Abgeſandte an den Jakobinerklub zu Paris und baten um Hülfe und Beiſtand. Die Worte, welche der Sprecher dieſer Abgeſandten in dem pariſer Jakobinerklub ſprach, ſind merkwürdig genug, um in der Geſchichte aufbehalten zu werden, weil die Jakobiner in denſelben ihre blutdürſtigen Abſichten ganz unverhohlen äußerten. Dieſer Redner ſagte: „Ich bin ein Soldat der lyoner Revolutions-Armee. Wiſſet, daß man keine Revolution machen kann, ohne Blut zu vergießen, und daß ein Soldat mit der größten Ruhe Blut muß vergießen können. Alles, was unrein iſt, muß von Frankreichs Oberfläche vertilgt werden. Sonſt ſeyd Ihr ewig Kinder. Man wird mich zwar einen Mörder nennen; allein es gibt ein Mittel, ſich über die Verläumdung wegzuſetzen, nämlich die Verläumder aus dem Wege zu ſchaffen.“ Der Präſident der pariſer Jakobiner antwortete dieſem Blutmenſchen: „Bürger! Ihr ſeyd aus einer großen Entfernung hergekommen, um Euch mit Euern Brüdern zu vereinigen. Jetzt wollt Ihr zu Euern Mitbürgern wieder zurückkehren. Ihr mögt Euch befinden, wo Ihr wollet, überall wird Euer Patriotismus große Dienſte leiſten. Die Geſellſchaft erſucht Euch, allen konſtitutionsmäßigen Gewalten in ihrem Namen den Bruderkuß zu geben.“

Chalier, deſſen Revolutions-Armee ihm für die Projecte,

welche er bereitete, nicht hinreichend schien, rief noch zwei Regimenter und eine zahlreiche Artillerie nach Lyon, ließ in einer Straße 100 der angesehensten Einwohner verhaften, und kündigte in seinem Club die Absicht an, sie in den Gefängnissen morden zu lassen.

Bei diesen Anstalten, welche die lyoner Jakobiner zum Kampfe machten, blieben die übrigen Einwohner ebenfalls nicht ruhig. Sie machten sich auch ihrerseits zum Kampfe gefaßt. Am 28. Mai 1793 befürchtete man den Ausbruch. Die Bürger waren in den Sektionen versammelt, und zu derselben Zeit versammelten sich über 400 Mitglieder des Jakobinerklubs in der Hauptkirche. Diese schickten einige ihrer Mitglieder als Abgesandte nach den Sektionen. Die Abgesandten traten daselbst auf, befahlen den versammelten Bürgern, sich nach Hause zu begeben, und drohten dem Präsidenten sowohl, als den Sekretären mit der Todesstrafe, wofern sie nicht sogleich ihre Stelle niederlegen würden. Die Bürger, weit entfernt, sich durch die Drohungen der blutdürstigen Jakobiner schrecken zu lassen, schwuren, daß sie die von ihnen gewählten Präsidenten und Sekretäre mit Gefahr ihres eigenen Lebens vertheidigen würden, und befahlen dem Commandanten der Bürgermiliz, für die Sicherheit der Stadt zu sorgen.

Während Chalier in der Hoffnung lebte, das Blut in Strömen zu vergießen, bildete sich eine Verschwörung zu Gunsten der Gefangenen, und die Erbitterung der rechtlichen Einwohner stieg auf das höchste.

Am frühen Morgen des 29. Mai versammelten sich die Präsidenten aller Sektionen der Stadt, und berathschlagten sich über die zu ergreifenden Maßregeln. Sie beschlossen, sich sogleich des Zeughauses zu bemächtigen. Ein ausgesuchtes Bataillon der Nationalgarde begleitete sie dahin. Das Zeughaus wurde

besetzt, der Generalmarsch ward geschlagen, und die bewaffneten Bürger versammelten sich auf einem der größten Plätze der Stadt, fest entschlossen, sich von der tyrannischen Herrschaft der Jakobiner zu befreien. Ein ungewöhnlicher Muth belebte sie; denn sie fühlten, daß Freiheit, Sicherheit und Eigenthum der Preis des Kampfes seyn würde.

Dem von der Regierung gegebenen Verbot zum Trotz hatten sich die muthigen Bürger bewaffnet in den Sektionen versammelt, und ermahnten sich untereinander, allen politischen Streit jetzt bei Seite zu setzen, um dem allgemeinen Blutbade, von dem sie bedroht waren, zu entgehen. „Laßt uns Beschlüsse fassen," sprachen sie unter einander, „die unsere Person und unser Eigenthum vor jeder Gewaltthätigkeit sichern, und laßt uns diese Beschlüsse durch unsere Waffen unterstützen, wie es muthigen und freien Bürgern zukommt; wir haben keine Zeit mehr zu verlieren. Laßt uns die blutdürstigen und raubsüchtigen Beamten fortjagen, befreien wir unsere Freunde, die man diese Nacht noch erwürgen will, aus den Gefängnissen des Rathhauses!"

Solche muthvolle Reden wurden mit einstimmigem Beifalle aufgenommen, obgleich ein furchtbarer Kampf nicht nur gegen die Jakobiner, sondern auch gegen eine bedeutende Anzahl Linientruppen und Artillerie bevorstand; indessen stellten sich viele der rechtschaffenen Handwerker mit ihren Gesellen, Taglöhnern und andern Arbeitern an den Ufern der beiden Flüsse in die Reihe der tapfern Bürger. Der Oberbefehl ward einem Tuchbereiter, Namens Madinier, zugetheilt, unter dessen Befehlen die angesehensten Bürger und auch Exadelige willig marschirten, und kein einziger der Royalisten gab einen Laut von sich, der die Einigkeit zwischen ihnen und den republikanisch Gesinnten hätte stören können. Zum allgemeinen Sammelplatz wurde der

schöne Platz Belcour bestimmt, auf dem sich alsbald über 2000 Bürger einfanden. Die Jakobiner hatten außer ihren Anhängern noch 1800 Linientruppen und 22 Kanonen vor das Rathhaus aufgestellt, welches große und prächtige Gebäude schon an und für sich ein fester Vertheidigungspunkt war, und zu welchem man nur durch sehr enge Straßen gelangt.

Als sie sich eben in Bereitschaft setzten, den blutigen Kampf zu wagen, und alle Jakobiner aus der Stadt zu vertreiben, erschien der Commissär des Nationalconvents, Gauthier, unter ihnen. Er gab ihnen glatte Worte, und sagte: sie hätten Recht, er sey unrecht berichtet worden; er wolle ihren Klagen abhelfen; er wolle sich bei dem Convent für sie verwenden — jedoch unter der Bedingung, daß sie jetzt sogleich aus einander gehen müßten.

Die leichtgläubigen Lyoner trauten seinen Versicherungen. Sie wollten sich eben nach Hause begeben und den Erfolg der Vorstellungen des Stellvertreters Gauthier ruhig abwarten, als sie in der Gegend des Rathhauses die Kanonen abfeuern hörten, und bald naher die Nachricht erhielten, daß ein Bataillon der Bürgermiliz, welches mit ungeladenen Flinten durch die Straßen marschirte, auf Befehl des Maire Bertrand mit Kartätschen beschossen, und ganz in Stücken gehauen worden sey, ja daß sogar die Verwundeten von den wüthenden Jakobinern niedergemetzelt worden seyen.

Bei dieser Nachricht setzten die versammelten Bürger den ganzen Bürgerrath einstimmig ab. Dagegen erließ der auf dem Rathhause versammelte Bürgerrath einen Befehl, vermöge dessen ein Jeder, der ohne seine Erlaubniß Waffen tragen würde, hingerichtet werden solle. Das Glück der Waffen mußte entscheiden, wem die Herrschaft in der Stadt gehören sollte, ob den Jakobinern oder den rechtschaffenen Einwohnern, welche für

zum Streite gegen die Lyoner berufen hatten, kamen nicht eher an, als nachdem der Kampf bereits entschieden war. Sie vereinigten sich mit der siegreichen Partei, und feierten vereint mit den Lyonern das Siegesfest.

Gauthier und Rioche, die Commissäre des Convents, gaben sich jetzt große Mühe, die Gunst der Lyoner wieder zu gewinnen. Sie mißbilligten, was die Jakobiner, größtentheils auf ihren Befehl, gethan hatten; sie klagten selbst den Bürgerrath an, und stellten sich, als ob sie um die erschlagenen lyoner Bürger trauerten. Hierdurch erwarben sie sich das Zutrauen der leichtgläubigen Lyoner in einem so hohen Grade, daß diese auf Antrieb der Commissäre eine Gesandtschaft nach Paris sandten, um dem Nationalconvent von Allem, was vorgefallen war, Bericht abzustatten.

Chalier und seine Spießgesellen nebst dem jakobinischen Maire Bertrand und den übrigen Mitgliedern des jakobinischen Bürgerrathes wurden verhaftet und in dieselben Gefängnisse gebracht, in welche sie so viele rechtschaffene Bürger vorher hatten einkerkern lassen.

Leider verwandelte sich die Freude der Lyoner über ihren großen Sieg durch die bald nachher von Paris eingetroffene Nachricht der Begebenheiten vom 2. Juni, welche den Sturz der Girondisten herbeigeführt hatten, in Trauer. Wie glücklich würde Lyon gewesen seyn, wenn es jener Hauptstadt, die in der unwürdigsten Sklaverei schmachtete, einen Funken seines Muthes hätte mittheilen können! Den 2. Juni kannte man schon den Ausgang des schönen Gefechts der Lyoner, und das ganze bewaffnete Paris überlieferte an 2000 Räuber seine edelsten und besten Redner, die einzigen, die noch im Stande gewesen wären, das allgemeine Joch zu brechen. Zu Lyon sah man nun wohl, daß ein Gefecht, welches man für entscheidend gehalten hatte,

nachdem Robespierre und Marat, Chaliers wilde Beschützer, gesiegt hatten, nur das Vorspiel von noch weit blutigeren Kämpfen seyn würde, die man noch bestehen müsse, und Alle machten sich auf eine Zukunft voller Leiden und Ruhm gefaßt. Indessen hatten sie sich doch keines Verbrechens gegen den Convent schuldig gemacht, sie hatten sich nur gegen ein beabsichtigtes Blutbad vertheidigen wollen. Nicht ein einziges Mal hatte man den Ruf: „Es lebe der König!“ vernommen, so sehr mäßigten sich die Royalisten, um die Einigkeit nicht zu stören; denn man kämpfte ja nicht für das Königthum, sondern für seine eigene Sicherheit, und gegen neue, weit abscheulichere Tyrannen. Den beiden Deputirten Gauthier und Rioche, die mit dem Verräther Chalier gemeinschaftliche Sache gemacht hatten, hatte man nach wenig Stunden die Freiheit wieder gegeben; auch ließen sie in einem Schreiben an den Convent den Lyonern wegen ihrer Mäßigung und Menschlichkeit Gerechtigkeit widerfahren und äußerten, daß sie ihre verwundeten Feinde und deren Familien auf das großmüthigste unterstützt hätten. —

Zwar empfingen sie ziemlich stolz, doch ohne alle Beleidigung, neue Commissäre des Convents, unter denen Robert Lindet, der sich nicht enthalten konnte, Rebellen dieser Art, wenigstens so lange er in ihrer Gewalt war, zu ehren. Mit einer baldigen Belagerung bedroht, ließen die Lyoner dennoch Transporte mit Mehl und Lebensmittel, für die Alpenarmee bestimmt, passiren, und selbst Artillerie-Parks, die gegen sie dienen sollten. — Eine so große Mäßigung war unvorsichtig. Dieses System hatten die Commissäre angenommen, welchen Lyon, nach dem Siege vom 30. Mai, eine Art von Municipal-Diktatur anvertraut hatte. Sie nannten sich die „republikanischen Volkskommissäre.“ Der Einfluß der Partei der Girondisten war zuerst fühlbar: zwei geächtete Deputirten, Biroteau und Chasset, die

ſich nach Lyon geflüchtet hatten, bemühten ſich, dieſe Stadt für ihre Partei zu gewinnen. Dieß war aber durchaus die Art nicht, nach welcher Lyon nach dem errungenen Sieg handeln durfte, ſondern es mußte kräftig und mit Macht auftreten, wenn es Nutzen von dem ſo ſchwer errungenen Vortheil ziehen, und den entſetzlichen Gräueln entgehen wollte, die ihm drohten und ſpäterhin über daſſelbe kamen. —

Dieß ſchien man endlich einzuſehen, man ſetzte eine neue Commiſſion nieder, die aus entſchloſſenen Männern zuſammengeſetzt und deren Präſident Rambaud war. —

Für geſetzlos erklärte man den Berg im Nationalconvent. Man bemächtigte ſich aller zum Verbrauch der Armeen in Lyon angelegten Magazine. Mit Gewalt wurde ein Linienregiment zurückgehalten, das eben ausmarſchiren wollte. Auf allen Anhöhen, welche die Stadt umgeben, wurden Kanonen aufgeführt. Angehalten wurde ein Eilbote, welcher der Alpenarmee von Paris aus drei Millionen in Aſſignaten brachte, und man beraubte ihn dieſer Summe. Ungeduldig erwartete man die Ankunft der muthigen Marſeiller, welche ſich mit den Lyonern zu vereinigen verſprochen hatten.

Die neue, von Rambaud präſidirte Commiſſion ſchritt bald zu jenen Maßregeln, die die Stadt aus der unſichern und zweideutigen Lage riſſen, in der ſie ſich bis dahin befand, — nämlich zur Uebergabe des Oberkommandos an General Precy, und zur Hinrichtung des Böſewichts Chalier.

Alle furchtbaren Gräuel ſind noch nichts im Vergleich mit dem, was ſich zu Lyon zutrug, und was an ſeinen unglücklichen Einwohnern verübt wurde. Wie beleſen man auch in der Geſchichte aller Zeiten ſeyn mag; nirgends trifft man ähnliche Grauſamkeiten an. Wie ſtark auch der Vorſatz des Geſchichtſchreibers ſey, vor keinen Scheußlichkeiten zu erſchrecken;

Eckel und Abscheu bemeistern sich seiner, und bringen ihm das Geständniß ab, daß er einem solchen Gemälde nicht gewachsen sey.

Die Ruhe war in Lyon ziemlich wieder hergestellt, als die Einwohner dieser volkreichen und blühenden Stadt die Verhaftnehmung der 20 Conventsdeputirten erfuhren. Sie urtheilten über diese Begebenheit übereinstimmend mit fast ganz Frankreich. Ein Vergehen gegen die Unverletzbarkeit der Deputirten und gegen die Integrität der Nationalrepräsentation schien ihnen unverzeihlich. Nicht weniger wurde der allgemeine Unwille durch die Ueberzeugung vermehrt, daß die in Verhaftungsstand gesetzten Deputirten ihrer Freiheit nur deßhalb beraubt wären, weil sie in dem Prozesse Ludwigs XVI. für die Appellation an das Volk gestimmt hatten, und der Anarchie steuern wollten. Die Departemente des Jura, der Isere, der Rhonemündungen, des Gard, der Gironde erklärten sich laut über diesen Vorfall. Lyon wollte und durfte nicht die letzte Stadt seyn, welche ihre Stimme mit den übrigen vereinigte, um Ordnung und Gesetz wieder herzustellen. Ueberzeugt, daß alle Verfolgungen, die sie bisher gelitten hatten, das Werk der siegenden Partei wären, glaubten die Lyoner nicht thätig genug seyn zu können, um den Folgen dieses Sieges zu entgehen. Gern traten sie daher der Coalition bei, welche unter den übrigen Departementen zu Stande zu kommen schien. Die Weigerung wurde ausgesprochen, die Decrete des Convents anzuerkennen, bis die Integrität der Nationalrepräsentation wieder hergestellt seyn würde; und da diese nicht wieder hergestellt werden konnte, so entwarf man den Plan zur Gründung einer französischen Republik im Süden. Bestürzt über diese Erklärung suchte der Convent die Folgen derselben dadurch abzuwenden, daß er eben mit der so lange versprochenen Constitution zum Vorschein trat. Sie blen-

dete die Lyoner nicht. Der Convent nahm hierauf die Miene an, als wollte er ſich auf ihre Beſchwerden einlaſſen, indem er dem Revolutionstribunal eine genaue Unterſuchung der Verbrechen gebot, welche ſowohl der eingekerkerten Munizipalität von Lyon, als den übrigen Oberhäuptern der Factioniſten zur Laſt gelegt wurden; aber die Lyoner, welche vorherſahen, daß dieſe Verbrecher das Schickſal des Abbé Lauſſel haben würden, und alle dieſe Unbequemlichkeiten vermeiden wollten, die mit dem Transport ſo vieler Angeklagten und einer ungeheuren Menge von Zeugen nothwendig verbunden waren, beſtanden auf der Ausübung des Geſetzes, daß Verbrecher an eben dem Orte gerichtet und beſtraft werden ſollten, wo ſie ihre Verbrechen begangen hätten, und verlangten alſo die Niederſetzung einer Jury. Zwar verbot der Convent ihnen bei Todesſtrafe eine gerichtliche Procedur gegen die nach dem 29. Mai in Verhaftungsſtand geſetzten Perſonen; aber die Lyoner achteten dieſer Drohung nicht, und nachdem alle Formalitäten beobachtet waren, büßten zwei der vornehmſten Verbrecher ihr Vergehen auf dem Blutgerüſte; Ribard, weil er überführt wurde, am 29. Mai verſchiedene Verwundete meuchelmörderiſcher Weiſe getödtet zu haben; Chalier, weil er zu Mord und Plünderung gereizt und die ganze Verſchwörung gegen Lyon geleitet hatte. Von dieſem Augenblick an war das Schickſal der unglücklichen Stadt beſchloſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Lyon.

Lyoner Gräuelscenen während der Revolution.

(Schluß.)

Chalier war seit der Revolution das erste Beispiel eines Verbrechers, der gerichtlich wegen seiner Vergehen verurtheilt wurde. Zugleich mit Ribard vor das Criminalgericht berufen, vertheidigte er sich schwach und kraftlos, und eben so zeigte er sich beim Anblick des Schaffots. Seine Hinrichtung wurde durch die Ungeschicklichkeit des Scharfrichters sehr grausam, der Kopf wollte sich durchaus nicht vom Rumpfe trennen, und mußte beinahe eine halbe Viertelstunde durchsägt werden. Lyon wurde nun förmlich im Zustande des Aufruhrs erklärt.

Der Convent versammelte im Stillen eine Armee gegen die aufrühreriſche Stadt, die bis auf 60,000 Mann gebracht werden sollte.

Um seinen Plan gegen Lyon mit desto besserm Erfolg ausführen zu können, ließ der Convent die Stadt durch den General Kellermann auffordern, sechszehn-, zwanzig- und vierundzwanzigpfündige Kanonen zur Vertheidigung der von den Spaniern bedrohten Grenzen aus dem Arsenal der Stadt ver-

abfolgen zu laſſen. Vergeblich ließ ſich die Stimme der wahren Patrioten hören; ſie wurden von den Factioniſten überſchrien, welche die Forderung des Generals dadurch unterſtützten, daß ſie den größten Theil der Einwohner beredeten, Gehorſam ſey das einzige Mittel, der Mißbilligung und dem Unwillen der ganzen Republik zu entgehen. Die Kanonen wurden ausgeliefert und der Convent zu neuen Schritten aufgemuntert.

An die Stelle der Gerechtigkeit ſetzte er das allgemeine Intereſſe und ſtempelte dadurch neue Verbrechen für alle diejenigen, welche den Muth hatten, ihm zu widerſtehen. Föderaliſten wurden ſie genannt, und Heere wurden zu ihrer Bekämpfung in Bewegung geſetzt. Der General Cartaut erhielt den Befehl, ſeine Stellung ſo zu nehmen, daß er eine Vereinigung der Lyoner und Marſeiller verhindern könnte. Dies gelang um ſo leichter, weil die Marſeiller, uneingedenk der den Lyonern gegebenen Verſicherungen, ſich damit begnügten, Miethlinge an ſie abzuſchicken, welche Cartaut ohne Mühe zerſtreute. Der Abfall der Marſeiller zog den des ganzen mittäglichen Frankreichs nach ſich. Die Lyoner ſahen ſich auf ihre eigenen Kräfte zurückgebracht.

Unter dieſen Umſtänden glaubten ſie dem über ſie ausbrechenden Ungewitter nur durch Anerkennung des Convents und Annahme der neuen Conſtitution entgehen zu können. Sie bequemten ſich dazu, indem ſie Deputirte nach Paris ſchickten, die Annahme der Conſtitutionsacte zu melden und auf der Zurücknahme der gegen ſie erlaſſenen blutigen Decrete zu beſtehen; — das letztere, um, in dem Fall, daß keine Ausſöhnung erfolgte, das Departement der Rhone und Loire an ihr Intereſſe zu feſſeln.

Aber die Aufnahme, welche dieſe Deputirten in Paris fan-

den, ließ auch nicht den ſchwächſten Hoffnungsſtrahl übrig. Mehrere Mitglieder des Convents trieben die Unverſchämtheit bis zu der Erklärung, daß ſie alle Einwohner Lyons in Verbrecher zu verwandeln beſchloſſen hätten, und eines derſelben ſagte im Namen des ganzen Convents: „Es würde uns leid thun, wenn es keine Ariſtokraten gäbe.“ Nur durch die Flucht konnten ſich mehrere von dieſen Deputirten vor dem Gefängniß retten.

Als ſich die Lyoner mit ziemlicher Gewißheit eines gewaltigen Angriffs zu verſehen hatten, dachten ſie endlich auf ernſthafte Vertheidigungsanſtalten. Perrin de Precy, ehemaliger Marechal de Camp der Armee des Königs und Bataillonschef ſeiner conſtitutionellen Garde, kam von Saumur, um das Commando der Streitkräfte Lyons zu übernehmen. Lyon hatte keinen andern Wall, als den, welchen ſeine muthigen Bürger bildeten, ſeine Mauern waren größtentheils in Ruinen verfallen, außerdem umgaben die weitläufigen und volkreichen Vorſtädte die eigentliche Stadt. Die Brücken durfte man nicht zerſtören- denn von ihnen hing die Exiſtenz der Stadt ab, und ſo konnte, man weder die Rhone noch die Saone als ſchützende Barrieren betrachten. Außerdem wird Lyon von den platten Höhen beherrſcht, auf welchen die alte Römerſtadt geſtanden hat. Von hier aus kann der Feind in einigen Stunden Lyon in Flammen ſetzen. Nur noch wenige Tage waren übrig, um die nöthigen Schanzen aufzuwerfen, Brückenköpfe zu bauen, Anhöhen zu krönen, Batterien zu errichten und den Vertheidigungsplan überhaupt zu machen. Precy überſieht mit einem ſeltenen Scharfblick alle Oerter, die befeſtigt werden müſſen, und ſetzt alle Arme in Bewegung. Der Ingenieur Chenelette unterſtützt ihn dabei mit eben ſo viel Eifer als Talent. Alles ohne Unterſchied des Standes oder Geſchlechts arbeitet, Greiſe und Kinder;

die ſchönſten Weiber und Mädchen fahren Erde und ſchaufeln; dabei iſt man fröhlich, heitert einander auf und ſingt Freiheitslieder, welche die Royaliſten nicht zu hören ſcheinen. Ueberall ſchmiedet man Waffen; ein Gießer, Namens Schmitt, goß in dem Zeitraum von 14 Tagen noch 40 Stück Kanonen, unglücklicherweiſe aber konnte er nur Vier-, Acht- und Zwölfpfünder gießen. Precy iſt überall und wird ſowohl von conſtitutionellen als royaliſtiſchen Officieren, wie Grammont, Granval ꝛc., auf das thätigſte unterſtützt.

Ziemlich groß war das Heer, an deſſen Spitze Dubois Crancé gegen Lyon anrückte. 500 Artilleriſten; ein ungeheurer Artillerie-Train, der wenigſtens aus 120 Stück Belagerungsgeſchütz beſtand; 10,000 Mann Linientruppen und mehrere Bataillone Nationalgarden, die, aus ihren Wohnungen geriſſen, gezwungen wurden, gegen ihre Verwandten und Mitpatrioten zu kämpfen: dies war die Macht, die ſich auf den Anhöhen zeigte, welche die Stadt bei la Croix Rouſſe beherrſchen. Es würde dem Vertheidiger Lyons nicht unmöglich geweſen ſeyn, den Artilleriepark aufzuheben, und die Verſammlung der Truppen zu verhindern, wenn er Menſchenblut weniger geachtet, oder nur geglaubt hätte, daß es im Ernſte darauf angelegt wäre, Frankreichs zweite Stadt barbariſch zu zerſtören. Lyon ſeinerſeits zählte 40,000 Vertheidiger, von welchen wenigſtens der vierte Theil feſt entſchloſſen war, zu ſiegen oder zu ſterben; aber es ſtand gegen ſeine Feinde dadurch im Nachtheil, daß es eine Menge Poſten beſetzen, die Uebelgeſinnten nicht aus den Augen verlieren und dem Egoismus, welcher große Opfer bringen ſoll, Antriebe geben mußte.

Unbekannt mit den wahren Abſichten des Convents und in dem Wahn, daß der Patriotismus wenigſtens einigen Antheil an dieſem Verfahren habe, gingen einige Lyoner dem an-

rückenden Heere mit Oelzweigen entgegen. Sie wurden von den Reitern des Regiments Pologne und von den Wegweisern der Alpenarmee empfangen; aber während sie sich den Ergießungen der Freundschaft hingaben, wurden sie von hinten umringt und durchbohrt. In demselben Augenblick nahm der Angriff den Anfang. Die Stürmenden wurden zurückgeschlagen.

Die Belagerer dachten nun darauf, sich den Weg in die Stadt durch List zu bahnen. Sie verlangten in einer an die sämmtlichen Sectionen gerichteten Depesche, daß man ihnen die Thore öffnen, die Waffen ablegen, die Häupter der bewaffneten Macht und die Mitglieder der verwaltenden Körperschaften, Mandatarien und Agenten der Sectionen, ausliefern sollte, und gestatteten nur vier Stunden Bedenkzeit. Glücklicherweise entgingen diese Fallstricke den Augen der Sectionen nicht. Die Forderung wurde mit der Versicherung zurückgegeben, daß Lyons Einwohner sich lieber unter den Trümmern ihrer Stadt begraben lassen, als sich auf eine so empörende Art brandmarken wollten. Einmüthig beschlossen hierauf die Sectionen, eine Belagerungscasse zu errichten; und da das in Lyon vorhandene baare Geld nicht ausreichte, um die Ausgaben jedes Tages und jedes Augenblicks zu bestreiten, so wurde ein Papiergeld eingeführt, welchem das ganze Vermögen der Stadt zur Hypothek gesetzt wurde.

Noch ehe die Antwort der Lyoner erfolgt war, beschossen die Belagerer die Stadt. Die Bomben brachten nicht die Wirkung hervor, die man sich davon versprochen hatte. Um den Brand der Stadt zu beschleunigen, gebrauchte man glühende Kugeln; und wie sehr auch das Geschütz dadurch beschädigt werden mochte, so fuhr man doch so unausgesetzt damit fort, daß man in 24 Stunden höchstens eine Ruhe von 3 Stunden gestattete. Die Stadt gerieth auf vielen Punkten zugleich in

dete die Lyoner nicht. Der Convent nahm hierauf die Miene an, als wollte er ſich auf ihre Beſchwerden einlaſſen, indem er dem Revolutionstribunal eine genaue Unterſuchung der Verbrechen gebot, welche ſowohl der eingekerkerten Munizipalität von Lyon, als den übrigen Oberhäuptern der Factioniſten zur Laſt gelegt wurden; aber die Lyoner, welche vorherſahen, daß dieſe Verbrecher das Schickſal des Abbé Lauſſel haben würden, und alle dieſe Unbequemlichkeiten vermeiden wollten, die mit dem Transport ſo vieler Angeklagten und einer ungeheuren Menge von Zeugen nothwendig verbunden waren, beſtanden auf der Ausübung des Geſetzes, daß Verbrecher an eben dem Orte gerichtet und beſtraft werden ſollten, wo ſie ihre Verbrechen begangen hätten, und verlangten alſo die Niederſetzung einer Jury. Zwar verbot der Convent ihnen bei Todesſtrafe eine gerichtliche Procedur gegen die nach dem 29. Mai in Verhaftungsſtand geſetzten Perſonen; aber die Lyoner achteten dieſer Drohung nicht, und nachdem alle Formalitäten beobachtet waren, büßten zwei der vornehmſten Verbrecher ihr Vergehen auf dem Blutgerüſte; Ribard, weil er überführt wurde, am 29. Mai verſchiedene Verwundete meuchelmörderiſcher Weiſe getödtet zu haben; Chalier, weil er zu Mord und Plünderung gereizt und die ganze Verſchwörung gegen Lyon geleitet hatte. Von dieſem Augenblick an war das Schickſal der unglücklichen Stadt beſchloſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Nacht. Mehrere von Dubois Crancé bezahlte Verräther gaben durch Signale den Bomben ihre Richtung. Dieſe Treuloſigkeit heiſchte eine abſchreckende Beſtrafung. Sie wurde an einem Weibe ausgeübt, das man auf der That ertappte. Ein conſtitutioneller Prieſter von la Croix-Rouſſe entging der ihm zugedachten Beſtrafung, wiewohl man ihn als denjenigen kannte, der die feindlichen Bomben auf das Zeughaus hingeleitet hatte, als es in einen plötzlichen Brand gerieth und 107 Häuſer um und neben ſich in einen Aſchenhaufen verwandelte.

Bis dahin hatte es den Lyonern noch nicht an Lebensmitteln gefehlt. Vermittelſt der Poſten, welche ſie zu St. Chamont, St. Etienne und Montbriſon hatten, erhielten ſie Getreide aus der Ebene von Forez. Um den Belagerten dieſen Vortheil zu nehmen, ließ Dubois Crancé das Städtchen Rive de Gier beſetzen. Zwar machte der Commandant Servan einen Verſuch, dies Städtchen anzugreifen; aber von den zwei Colonnen, welche er zum Angriff gebrauchte, mußte ſich die eine nach einem ſechsſtündigen Kampfe zurückziehen und die andere wurde ganz in Stücke gehauen. Servan ſelbſt wurde verwundet, gefangen genommen, nach Vienne gebracht und im Lager erſchoſſen.

Dieſe Niederlage hatte die Räumung von St. Chamont zur Folge. Zu St. Etienne glaubten ſich 300 Lyoner halten zu können; aber ein von dem Jacobinerclub unter den Einwohnern dieſes Orts angeſtifteter Aufſtand zwang ſie zum Rückzug, während welchem man aus den Kellern von allen Seiten her auf ſie ſchoß.

Die in Montbriſon gelegenen Lyoner überfielen, von dem Adel der Provinz du Forez unterſtützt, den Brigadegeneral Nicolas in dem Dorfe St. Anthelme, wo er ſich mit 120 Freiwilligen Huſaren von Berchini befand. Der größte Theil d

abfolgen zu laſſen. Vergeblich ließ ſich die Stimme der wahren Patrioten hören; ſie wurden von den Factioniſten überſchrien, welche die Forderung des Generals dadurch unterſtützten, daß ſie den größten Theil der Einwohner beredeten, Gehorſam ſey das einzige Mittel, der Mißbilligung und dem Unwillen der ganzen Republik zu entgehen. Die Kanonen wurden ausgeliefert und der Convent zu neuen Schritten aufgemuntert.

An die Stelle der Gerechtigkeit ſetzte er das allgemeine Intereſſe und ſtempelte dadurch neue Verbrechen für alle diejenigen, welche den Muth hatten, ihm zu widerſtehen. Föderaliſten wurden ſie genannt, und Heere wurden zu ihrer Bekämpfung in Bewegung geſetzt. Der General Cartaut erhielt den Befehl, ſeine Stellung ſo zu nehmen, daß er eine Vereinigung der Lyoner und Marſeiller verhindern könnte. Dies gelang um ſo leichter, weil die Marſeiller, uneingedenk der den Lyonern gegebenen Verſicherungen, ſich damit begnügten, Miethlinge an ſie abzuſchicken, welche Cartaut ohne Mühe zerſtreute. Der Abfall der Marſeiller zog den des ganzen mittäglichen Frankreichs nach ſich. Die Lyoner ſahen ſich auf ihre eigenen Kräfte zurückgebracht.

Unter dieſen Umſtänden glaubten ſie dem über ſie ausbrechenden Ungewitter nur durch Anerkennung des Convents und Annahme der neuen Conſtitution entgehen zu können. Sie bequemten ſich dazu, indem ſie Deputirte nach Paris ſchickten, die Annahme der Conſtitutionsacte zu melden und auf der Zurücknahme der gegen ſie erlaſſenen blutigen Decrete zu beſtehen; — das letztere, um, in dem Fall, daß keine Ausſöhnung erfolgte, das Departement der Rhone und Loire an ihr Intereſſe zu feſſeln.

Aber die Aufnahme, welche dieſe Deputirten in Paris fan-

den, ließ auch nicht den ſchwächſten Hoffnungsſtrahl übrig. Mehrere Mitglieder des Convents trieben die Unverſchämtheit bis zu der Erklärung, daß ſie alle Einwohner Lyons in Verbrecher zu verwandeln beſchloſſen hätten, und eines derſelben ſagte im Namen des ganzen Convents: „Es würde uns leid thun, wenn es keine Ariſtokraten gäbe.“ Nur durch die Flucht konnten ſich mehrere von dieſen Deputirten vor dem Gefängniß retten.

Als ſich die Lyoner mit ziemlicher Gewißheit eines gewaltigen Angriffs zu verſehen hatten, dachten ſie endlich auf ernſthafte Vertheidigungsanſtalten. Perrin de Precy, ehemaliger Marechal de Camp der Armee des Königs und Bataillonschef ſeiner conſtitutionellen Garde, kam von Saumur, um das Commando der Streitkräfte Lyons zu übernehmen. Lyon hatte keinen andern Wall, als den, welchen ſeine muthigen Bürger bildeten, ſeine Mauern waren größtentheils in Ruinen verfallen, außerdem umgaben die weitläufigen und volkreichen Vorſtädte die eigentliche Stadt. Die Brücken durfte man nicht zerſtören- denn von ihnen hing die Exiſtenz der Stadt ab, und ſo konnte, man weder die Rhone noch die Saone als ſchützende Barrieren betrachten. Außerdem wird Lyon von den platten Höhen beherrſcht, auf welchen die alte Römerſtadt geſtanden hat. Von hier aus kann der Feind in einigen Stunden Lyon in Flammen ſetzen. Nur noch wenige Tage waren übrig, um die nöthigen Schanzen aufzuwerfen, Brückenköpfe zu bauen, Anhöhen zu krönen, Batterien zu errichten und den Vertheidigungsplan überhaupt zu machen. Precy überſieht mit einem ſeltenen Scharfblick alle Oerter, die befeſtigt werden müſſen, und ſetzt alle Arme in Bewegung. Der Ingenieur Chenelette unterſtützt ihn dabei mit eben ſo viel Eifer als Talent. Alles ohne Unterſchied des Standes oder Geſchlechts arbeitet, Greiſe und Kinder;

angelangt, ſuchte der Herzog ſich mit Gordon über die Kette des Grand-Loup, welcher die beiden Thäler trennt, in Verbindung zu ſetzen, und zog nicht, wie er hätte ſollen, ſchnell nach Loflans, dem Haupteingangspunkte der Thäler. Aus dieſer Langſamkeit und ſeiner geringen Truppenzahl läßt ſich leicht ſchließen, daß er keine Luſt haben mochte, bis Lyon vorzugehen.

Indeſſen kam Kellermann von Grenoble herbei und bot die Nationalgarde in dem Iſere- und den benachbarten Departementen auf. Er wußte auch die Savoyer für die franzöſiſche Sache wieder zu gewinnen, indem ſie anfingen, die Sache der piemonteſiſchen Regierung zu fürchten; auf dieſe Art brachte er ungefähr 12,000 Mann zuſammen. Nun verſtärkte er das Corps von Sallenche, und rückte gegen den 10. September ſelbſt gegen Loflans vor. In dieſem Augenblicke hatte auch der Herzog von Montferrat Befehl zum Vorrücken ertheilt. Allein Kellermann kam den Piemonteſern zuvor, und wagte es, ſie in der Stellung von Espierre anzugreifen, welche ſie auf der Kette des Grand-Loup eingenommen hatten, um die beiden Thäler mit einander in Verbindung zu ſetzen. Da er dieſe Stellung nicht von vorn angreifen konnte, ſo ließ er ſie durch ein abgeſondertes Corps umgehen. Dieſes Corps, deſſen Mannſchaft kaum zur Hälfte bekleidet war, machte die ungeheuerſten Anſtrengungen, und trug auf Menſchenarmen die Kanonen nach beinahe unerſteiglichen Höhen. Plötzlich donnerte zum Schrecken der Piemonteſer das franzöſiſche Geſchütz über ihren Köpfen; Gordon zog ſich im Maurienne-Thale ſogleich auf Saint-Michel zurück; der Herzog von Montferrat in die Mitte des Thales von Tarantaiſe. Kellermann beunruhigte ihn auf den Seiten, und nöthigte ihn, bald bis Saint-Maurice und Saint-Germain hinaufzugehen, und warf ihn endlich am 4. Oktober ganz über die Alpen zurück.

So endigte also der kurze Feldzug der Piemonteser, welcher so leicht zu ihrem Vortheile hätte ausschlagen können, aus denselben Gründen zu ihrem Schaden, welche alle Plane der Verbündeten scheitern gemacht und Frankreich gerettet hatten.

Während dieser Zeit brachten die drei Abgeordneten, welche in das Puy-de-Dome-Departement geschickt worden waren, um ein allgemeines Aufgebot zu Stande zu bringen, das Landvolk in Bewegung, indem sie eine Art von Kreuzzug gegen Lyon predigten, und behaupteten, diese Stadt sey weit entfernt, die Sache der Republik zu vertheidigen; sie sey vielmehr der Sammelplatz der Ausgewanderten und Fremden. Der lahme Couthon zeigte eine ungemeine Thätigkeit, trotz seiner Körperschwäche, und brachte eine allgemeine Bewegung hervor; erst ließ er Chateauneuf und Maignet mit einem Haufen von 12,000 Mann abgehen, blieb aber selbst noch zurück, um weitere 25,000 Mann herbeizuführen, und die nöthigen Lebensmittel zusammenzutreiben.

Dubois-Crancé stellte die Neuangekommenen auf der Westseite bei Sainte-Foy auf, und zog somit den Einschließungskreis vollends zu. Zu gleicher Zeit stieß eine Abtheilung der Besatzung von Valenciennes zu ihm, welche, wie die Mainzer, nur im Innern dienen durfte; er stellte Abtheilungen geregelter Truppen vor dem Landsturme auf, so daß überall eine gute Vorhut war. Am 24. ließ er um Mitternacht die Redoute an der Brücke Oulin, welche zum Fuße der Höhen von Sainte-Foy führt, wegnehmen. Am folgenden Tage langte General Doppet, ein Savoyer, der sich in dem Kriege gegen die Marseiller unter Carteaux ausgezeichnet hatte, beim Belagerungsheer an, um Kellermanns Stelle einzunehmen. Dieser war nämlich wegen der Lauheit seiner republikanischen Gesinnungen so eben entsetzt worden, und man ließ ihm nur noch einige Tage Zeit, um sein Unternehmen gegen die Piemonteser zu

vollenden. Doppet beſprach ſich ſogleich mit Dubois-Cranc hinſichtlich des Sturmes der Höhen von Sainte-Foy. Alle wurde auf die Nacht vom 28. auf den 29. September vorb reitet. Gleichzeitige Angriffe wurden im Norden gegen Croix Rouſſe, im Oſten der Morand-Brücke gegenüber, im Süde auf die Mulatiere-Brücke, welche unterhalb der Stadt am Zu ſammenfluſſe der Rhone und Saone liegt, verabredet. De Hauptangriff ſollte über die Brücke von Oulin gegen die Hö hen von Sainte-Foy ſtatt haben. Er fing erſt um fünf Uh Morgens an, eine oder zwei Stunden nach den übrigen An griffen. Doppet, ſeinen Soldaten Muth zurufend, ſtürzte ſid mit ihnen auf eine vordere Schanze, und führte ſie auf di zweite. Groß- und Klein-Sainte-Foy wurden weggenommen Zu gleicher Zeit hatte die Abtheilung, welche die Mulatiere Brücke ſtürmen ſollte, ſich derſelben bemächtigt, und war auf die Halbinſel ſelbſt eingedrungen. Sie wollte gerade in Lyon einrücken, als Precy mit der Reiterei herbeieilte, ſie zurückſchlug und ſo die Stadt noch rettete. Der Artillerie-Befehlshaber Vaubois, welcher die hufeiſenförmige Redoute an der Morand brücke angegriffen hatte, war zwar nach einem mörderiſchen Gefechte in dieſelbe eingedrungen, aber ſpäter wieder herausge worfen worden.

Von den ſämmtlichen Angriffen glückte ſomit nur der auf die Höhen von Sainte-Foy ganz; allein dies war auch die Hauptſache. Nun war aber noch übrig, von Sainte-Foy auf die Höhen von Fourvieres vorzudringen, welche viel regelmäßi ger verſchanzt und viel ſchwieriger anzugreifen waren. Dubois-Crancé, der nach den Regeln der Kunſt und als gelehrter Sol dat verfuhr, rieth, ſich den Zufällen eines neuen Sturmes nicht auszuſetzen; er unterſtützte ſeine Anſicht mit folgenden Gründen. Er wußte, daß die Lyoner nur noch auf wenige

Tage Lebensmittel hatten (schon jetzt lebten sie nur von Erbsenmehl), und daß sie sich also bald ergeben mußten. Sie hatten sich an der Morand- und Mulatiere-Brücke sehr tapfer geschlagen; er fürchtete deßhalb, ein Angriff auf die Höhen von Fourvieres könne fehlschlagen, das Belagerungsheer dadurch in Unordnung kommen und er genöthigt werden, die Belagerung aufzuheben. „Man kann," sprach er, „tapfern und verzweifelten Belagerten keine größere Gunst erzeigen, als ihnen Gelegenheit geben, sich durch eine Schlacht zu retten. Lassen wir sie hungern."

Couthon kam hier gerade mit einem neuen Haufen von 25,000 Bauern aus der Auvergne an. „Ich komme," rief er, „mit einem auvergner Felsen an, und will ihn in die Vorstadt Devaise wälzen." Er fand Dubois-Crancé als unumschränkten Herrn des Heeres, in welchem dieser die Regeln des militärischen Gehorsams eingeführt hatte, und bei dem er häufiger seine Offiziers-Uniform als seine Repräsentanten-Kleidung trug. Couthon war erzürnt darüber, daß ein Abgeordneter die Gleichheit durch militärische Abstufung ersetzte, und wollte namentlich vom regelmäßigen Kriege gar nichts hören. „Ich verstehe nichts von Taktik," sprach er; „ich komme mit dem Volke an, sein heiliger Zorn wird Alles niederwerfen. Man muß Lyon mit unsern Waffen überschwemmen und es im Sturme nehmen. Ueberdieß habe ich meinen Bauern Urlaub auf künftigen Montag versprochen, denn sie müssen ihr Herbstgeschäft besorgen." Es war Dienstag.

Dubois-Crancé, Mann von Fach und an regelmäßige Truppen gewöhnt, zeigte einige Verachtung gegen diesen zusammengerafften, schlecht bewaffneten Bauernhaufen; er schlug vor, die Jüngsten aus ihnen auszuwählen, sie in die schon bestehenden Bataillone einzutheilen, und die übrigen nach Hause zu schicken.

Brand; aber die erſtaunenswürdige Thätigkeit der Einwohner löſchte die ausbrechenden Flammen, ſo wie ſie zum Vorſchein kamen. 42 Mal loderten ſie in einer einzigen Nacht in dem Hoſpital der Stadt auf, und eben ſo oft wurden ſie unterdrückt.

Grauſamkeit und Standhaftigkeit wetteiferten mit einander. Um den Wirkungen des Geſchützes zu Hülfe zu kommen, nahmen die Belagerer von neuem ihre Zuflucht zur Liſt. Ein Trompeter wurde an das Volk abgeſchickt, um ihm kund zu thun, daß die Conventsdeputirten, den Geſetzen zufolge, nicht mit den proviſoriſchen Obrigkeiten unterhandeln könnten, ſondern mit dem Volk ſelbſt unterhandeln müßten. Die Adminiſtratoren zogen ſich während der Berathſchlagung des Volks beſcheiden zurück; gleichwohl fiel die einſtimmige Erklärung des Volks dahin aus, daß es ſich in keine Unterhandlungen einlaſſen würde, welche nicht an ſeine Adminiſtratoren gerichtet wären, in denen es nur die Ankündiger und Vollſtrecker ſeines Willens ſähe. 20,000 Unterſchriften begleiteten dieſe Antwort, in welcher alle Gründe wiederholt wurden, welche die Lyoner beſtimmt hätten, der Unterdrückung zu widerſtehen und Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Das Feuer der Belagerer, die ſich um dieſe Zeit durch 500 Artilleriſten und die von Valenciennes zurückgekommenen Truppen verſtärkt hatten, wurde immer lebhafter. Mitleidlos ſchoß man die Weiber und Kinder nieder, welche auf den Hügeln, den Batterien gegenüber, einige Früchte ſammelten. Unter dem Vorwande der Brüderſchaft lockte man lyoner Soldaten an ſich und ermordete ſie. Gefangene verſtümmelte man, und ließ ſie darauf in den Gefängniſſen ſterben. Die Entſchuldigung ſolcher Barbareien war — die Achtserklärung der Lyoner.

Am ſtärkſten war das Feuer der Belagerer während der

Nacht. Mehrere von Dubois Crancé bezahlte Verräther gaben durch Signale den Bomben ihre Richtung. Dieſe Treuloſigkeit heiſchte eine abſchreckende Beſtrafung. Sie wurde an einem Weibe ausgeübt, das man auf der That ertappte. Ein conſtitutioneller Prieſter von la Croix-Rouſſe entging der ihm zugedachten Beſtrafung, wiewohl man ihn als denjenigen kannte, der die feindlichen Bomben auf das Zeughaus hingeleitet hatte, als es in einen plötzlichen Brand gerieth und 107 Häuſer um und neben ſich in einen Aſchenhaufen verwandelte.

Bis dahin hatte es den Lyonern noch nicht an Lebensmitteln gefehlt. Vermittelſt der Poſten, welche ſie zu St. Chamont, St. Etienne und Montbriſon hatten, erhielten ſie Getreide aus der Ebene von Forez. Um den Belagerten dieſen Vortheil zu nehmen, ließ Dubois Crancé das Städtchen Rive de Gier beſetzen. Zwar machte der Commandant Servan einen Verſuch, dies Städtchen anzugreifen; aber von den zwei Colonnen, welche er zum Angriff gebrauchte, mußte ſich die eine nach einem ſechsſtündigen Kampfe zurückziehen und die andere wurde ganz in Stücke gehauen. Servan ſelbſt wurde verwundet, gefangen genommen, nach Vienne gebracht und im Lager erſchoſſen.

Dieſe Niederlage hatte die Räumung von St. Chamont zur Folge. Zu St. Etienne glaubten ſich 300 Lyoner halten zu können; aber ein von dem Jacobinerclub unter den Einwohnern dieſes Orts angeſtifteter Aufſtand zwang ſie zum Rückzug, während welchem man aus den Kellern von allen Seiten her auf ſie ſchoß.

Die in Montbriſon gelegenen Lyoner überfielen, von dem Adel der Provinz du Forez unterſtützt, den Brigadegeneral Nicolas in dem Dorfe St. Anthelme, wo er ſich mit 120 Freiwilligen und 50 Huſaren von Berchini befand. Der größte Theil dieſer Mannſchaft

Nimes.

Schon ehe die Römer Gallien unterwarfen, war Nim ein großer blühender Ort. Obgleich der Zeitpunkt seiner Grü dung nicht genau bekannt ist, so scheint aus aufgefundenen Ju schriften doch hervorzugehen, daß es nicht viel später als Ma seille entstand. Römische Colonie geworden, nahm es den Na men des ersten Kaisers an, und hieß: Colonia Augusta Ne mausensis. Jederzeit war es, von Lage und Klima begünstig ein Lieblingsaufenthalt reicher und ausgezeichneter Männer Rom sie schmückten die Stadt mit jenen der Zeit trotzenden Den mälern, deren Ueberreste schon allein eine Reise nach dies Hauptstadt des Gard-Departements belohnen.

Nimes liegt in einem fruchtbaren, einem blühenden Gart gleichenden Thale, das von zwei parallellaufenden Hügelreih umgeben ist, die sich von Nordost nach Südwest öffnen, un bildet ein unregelmäßiges, großes, längliches Viereck, welche von Norden nach Süden hinlaufend, in zwei Haupttheile, d Stadt und ihre Vorstädte, zerfällt. Erstere ist schlecht gebau mit engen winkeligen Straßen, kleinen Häusern, deren unter Stockwerk oft in der Erde angebracht ist, daher auch ungesun und finster; freundlicher, regelmäßiger und luftiger sind die Vo städte, besonders Crucimele und Richelieu, mit breiten, große Straßen, schönen öffentlichen Plätzen und Häusern und alle liebsten Gärten.

Unter den römischen Alterthümern daselbst sind besonder merkwürdig: das Amphitheater. Es ist elliptischer Form. D Mauer der Façade mit hinzugerechnet, beträgt dessen größere Durchmesser 67 Toisen 3 Fuß, der kleinere 52 Toisen 5 Fus der äußere Umfang 190 Toisen und die Höhe vom Fußbode bis zur Attika 10 Toisen 5 Fuß. Es besteht aus 2 Stockwerke und einer Attika, die dem obern Stockwerk zur Bedeckung dien

Das untere Stockwerk oder Erdgeschoß bildet einen Po tikus von 60 hohen Arkaden, von gleichem Abstande, welch als Eingänge zu dem Innern des Amphitheaters dienten. Jede Bogen ist mit einem Pilaster verziert, der 2 Fuß von de

DER TEMPEL LA MAISON QUARRÉE IN NEMES

DAS AMPHITHEATER IN NIMES.

Architrav abgeschnitten und einige Zoll eingerückt ist. Diese Pilaster haben fast 2 Fuß im Profil.

Mit einer gleichen Anzahl von Arkaden steht das obere Stockwerk auf dem Erdgeschoß, so daß die oberen Bogen senkrecht auf den unteren ruhen. Sie sind mit toscanischen Säulen verziert, und mit einer niederen Brustwehr von Mauerwerk versehen. Eine Art dritten Stockwerks bildet nun die auf der zweiten Etage ruhende Attika; jedoch ohne Säulen und Bogen ist sie gewissermaßen nur eine freie Terrasse, auf der man fast um das ganze Gebäude herumgehen kann. Hier sieht man noch die Löcher, wo die Stangen zur Ausspannung des sogenannten Velariums angebracht wurden.

Vier Hauptthore führten in das Innere dieses herrlichen Bauwerks, welches 32 Stufen oder Sitzreihen hatte, von denen nur noch die oberen 17 und auch nicht mehr vollkommen erhalten sind, und dessen äußere Umfangsmauer durchaus aus großen, 12 bis 20 Fuß hohen Werkstücken besteht, die ohne Mörtel blos durch eiserne Klammern zusammengefügt sind. Mehrere der Arkaden tragen noch Spuren ihrer früheren Verzierungen, unter denen 2 kämpfende Fechter, die römische Wölfin mit den 2 saugenden Kindern, 2 hervorspringende halbe Stierleiber und mehrere Priapen die wohlerhaltensten sind.

Ohne genau die Zeit der Erbauung dieses Amphitheaters bestimmen zu können, glaubt man allgemein, daß dieselbe unter der Regierung des Kaisers Antonius Pius entstanden sey.

Die Maison quarrée, wegen ihrer Bauart so genannt, einst ein den beiden Adoptivsöhnen des Augustus, Cajus und Lucius, geweihter Tempel, bis ins kleinste Detail der Verzierungen ein Meisterstück der römischen Baukunst, zieht auch durch das Ebenmaß und die Schönheit seiner Formen am meisten an. Es ruht auf einem Sokel von fünf Fuß Höhe und bildet ein längliches Viereck, welches 72 Fuß lang und 36 Fuß breit ist. 30 cannelirte korinthische Säulen, von denen 10 das Fronton der Hauptfaçade tragen, laufen um das Gebäude herum, welches von schönen weißen, ungefähr 2 Fuß breiten Steinen aufgeführt ist. Die Säulen bestehen aus mehreren Stücken, die so zusammengesetzt sind, daß man kaum die Fugen bemerken kann. Ihre Kapitäle sind mit Olivenblättern von ausgezeichneter Arbeit verziert. Die längs der Mauer des Tempels fortlaufenden Säulen sind bis zur Hälfte ihres Durchmessers mit denselben verbunden; die an der vordern Seite bilden einen

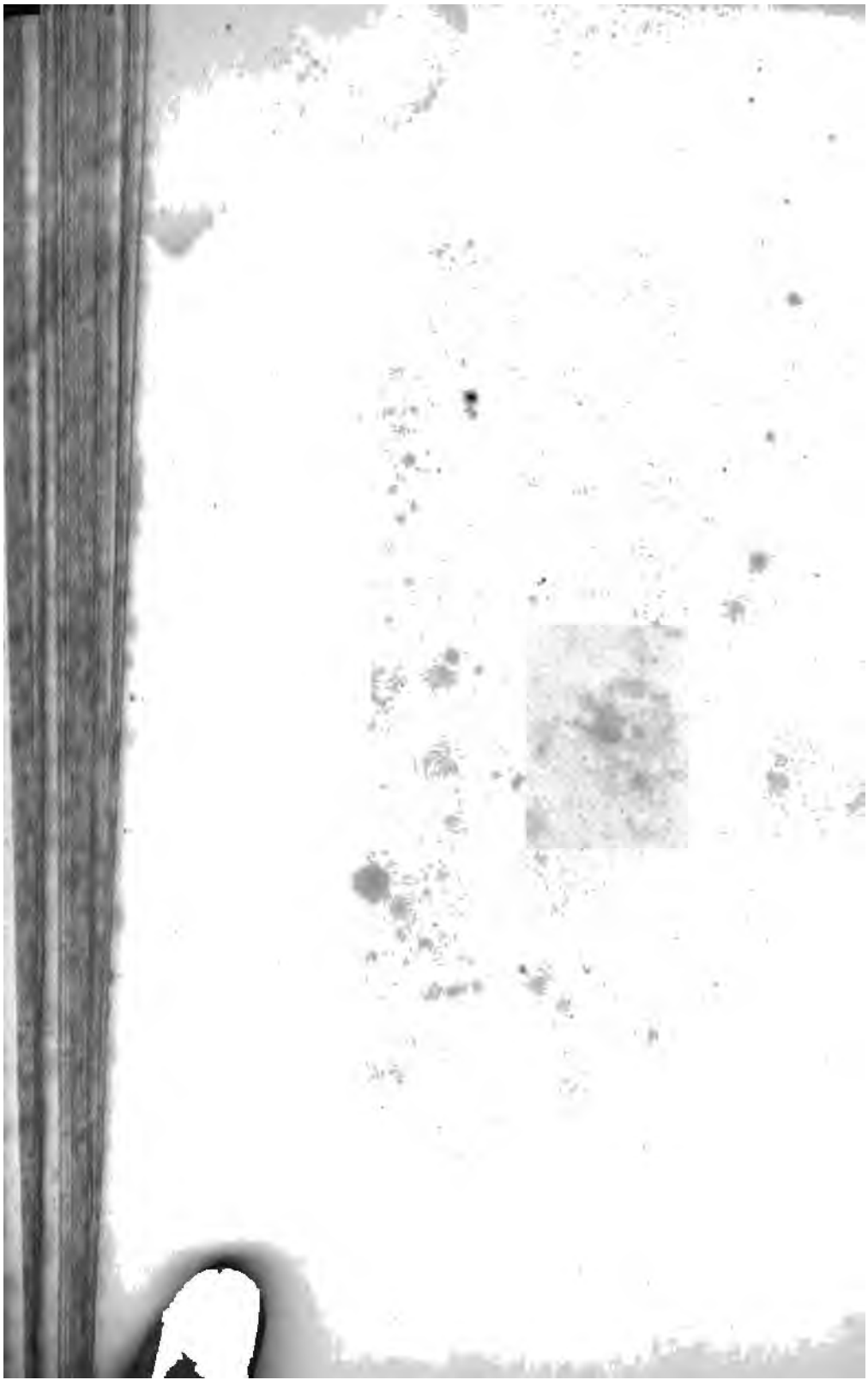
Portikus, zu deſſen Veſtibul man auf 12 Stufen emporſteigt. Durch eine Thür von 20 Fuß Höhe und 11 Fuß Breite betritt man das Innere, welches 48 Fuß lang, 36 Fuß breit und eben ſo hoch iſt. Das Gebäude ſcheint von oben erleuchtet geweſen zu ſeyn. Sein Gewölbe iſt tonnenartig, mit doppelten Bogen, welche abwechſelnd vor- und zurückſpringen. Obgleich dieſer prächtige Tempel zu verſchiedenen Zeiten zu den heterogenſten Zwecken benutzt worden iſt, z. B. bald als Kapelle, bald als Pferdeſtall, ſo iſt er doch noch ſehr gut erhalten und blos vorn am Periſtyl beſchädigt.

Die Tour magne, eine ehemalige Warte oder Wachtthurm, auf einem hohen Kalkſteinhügel und zu der früheren Umfaſſungsmauer von Nimes gehörig, beſtand wahrſcheinlich aus 4—5 Stockwerken, von denen nur noch die Ruinen von zweien vorhanden ſind, die etwa eine Höhe von 70 Fuß haben, und 80 Fuß im Durchmeſſer halten.

Unter dem Hügel, welcher den oben erwähnten Thurm trägt, quillt aus einem tiefen und breiten Becken die berühmte Quelle hervor, die unter dem Namen: Fontaine de Nismes bekannt iſt, und die von den Römern zu Bädern gebraucht wurde.

In der Umgegend von Nismes iſt der 4 Stunden entfernte, zwiſchen dem Schloſſe Saint-Privat nach dem Dorfe Rémoulins gelegene Pont du Gard, eines der ſchönſten aus dem Alterthum herſtammenden Monumente, beſonders zu bemerken. Es iſt dies der Ueberreſt einer von den Römern erbauten Waſſerleitung, um das Waſſer der bei dem Städtchen Uzès entſpringenden Quelle Eure nach Nismes zu leiten und die, dabei zwei hohe Felſenufer verbindend, über den Gardon, den ehemaligen Gard, führt. Sie beſteht aus 3 Stockwerken, von denen das unterſte 6 Bogen hat, 10 Toiſen hoch und 83 Toiſen lang iſt. Es dient dem zweiten Stockwerk zur Baſis, welches ebenfalls 10 Toiſen hoch, aus 17 Bogen beſteht und eine Länge von 133 Toiſen hat. Das obere oder dritte Stockwerk, von 136 Toiſen Länge, iſt nur 4 Toiſen hoch und hält 35 Bogen. Auf dieſem ruht die Waſſerleitung, die ſo hoch und breit iſt, daß man bequem darin herumgehen kann. Die Höhe des ganzen Bauwerks, vom Waſſerſpiegel bis zu dem obern Steinplatz, beträgt 24 Toiſen. Das Ganze beſteht aus großen ohne Mörtel zuſammengefügten Werkſtücken und reißt durch ſeine großartige Einfachheit unwillkürlich zur Bewunderung hin.

DIE GARDON-BRÜCKE BEI NIME'S



AVIGNON

DER PÄBSTLICHE PALLAST IN AVIGNON.

Avignon.

Die Stadt wurde von den Cavaren, einem Volksstamm der alten Gallier, erbaut, später eine der ersten römischen Kolonien in Gallien, im Mittelalter die Residenz einer Reihe von Päbsten und erst seit der Revolution Frankreich einverleibt, jetzt die Hauptstadt des Departements Vaucluse, liegt am linken Ufer der Rhone und an der Sorgue, auf einer sanft abhängenden Ebene sich hinziehend, ist alterthümlich gebaut, mit Mauern und Thürmen umgeben, hat enge winkelige Straßen, 30,000 Einwohner, eine Präfektur, ein Tribunal, Kollegium, eine öffentliche Bibliothek von 35,000 Bänden und 760 Manuscripten, einen botanischen Garten, ein Museum, ein Theater, literarische Gesellschaft u. s. w.

Das Klima von Avignon ist sehr gesund, wenn auch sehr abwechselnd, im Sommer oft glühend heiß, im Winter dagegen milde; der oft mehrere Tage anhaltend wehende Nordwestwind, Mistral, ändert manchmal die Temperatur plötzlich ab; selbst im Sommer sehr kühl, kann im Winter nichts gegen seine Kälte schützen, doch reinigt er die Luft und schützt vor Krankheiten. Die Einwohner sind munter, vergnügungssüchtig und zuvorkommend gegen Fremde, und leicht ist es diesen daher, sich Eingang in den besten Häusern zu verschaffen. Dieses freundliche Entgegenkommen und die billige Lebensweise machen die Stadt daher zu einem angenehmen Aufenthalt für die Reisenden.

Sehenswerth ist: der Pallast, der einst mehreren Päbsten zur Wohnung diente, auf hohem Felsen, mehr einer Feste gleichend und jetzt zum Theil zur Kaserne eingerichtet.

Wir machen noch aufmerksam auf die entzückende Aussicht von der Höhe des alten päbstlichen Pallastes und die schönen Promenaden, besonders auf die Promenade d'Ete an der Porte d'Oulo und die Promenade d'Hiver auf dem Cours St. Michel. Von der im 12. Jahrh. erbauten steinernen Brücke hat die Wuth der Wellen nur noch wenige Bogen übrig gelassen.

Avignon handelt mit Oel, Früchten, Branntwein, Wolle, Seidenſtoffen, die Florentes d'Avignon ſind ſehr geſucht; hat Kupfergießereien und Färbereien, und iſt die Vaterſtadt des Taktikers Folard.

Von Avignon macht man gewöhnlich einen Ausflug nach der 5 Stunden entfernten Quelle Vaucluſe. 3 Stunden von Avignon liegt das kleine alte Städtchen Carprentras. Es verdient einen Beſuch wegen des prächtigen Hoſpitals, das in der Mitte des vorigen Jahrh. der Biſchof Ingulmbert erbauen ließ. Auch hat die Stadt eine Bibliothek und ein nicht unbeträchtliches Medaillenkabinet. Von den ehemals hier befindlichen römiſchen Alterthümern iſt faſt nichts mehr zu ſehen.

Marſeille.

Marſeille (Maſſilia), die Hauptſtadt des Departements der Rhonemündungen in einer ſchönen, von Bergen umgebenen Ebene, an einem Buſen des mittelländiſchen Meeres gelegen, hat über 120,000 Einwohner, zieht ſich in Form eines Hufeiſens rings um den Hafen (den ſchönſten der franzöſiſchen Küſte am mittelländiſchen Meere), der 1200 Schiffe faßt, jedoch für größere Kriegsſchiffe nicht Tiefe genug hat. Die Stadt wurde von Koloniſten der Phozäer angelegt, bald durch Lage, Spekulationsgeiſt und Betriebſamkeit der Einwohner bedeutend als Mittelpunkt des Handels zwiſchen Britannien, Gallien, Italien, Afrika und der Levante, größer und größer mit dem Wachsthum des Luxus in Rom und ſeinen Provinzen, und damals ſchon berühmt durch ſeine Kunſt, den Thunfiſch und die Sardellen zu ſalzen und den leckeren Römern theuer zu verkaufen. Im 6. Jahrhundert blühte der Handel mit ſüdlichen Weinen, beſonders dem von Gaza, und ſchon 830 lieferte Marſeille über Egypten indiſche Spezereien und Arabiens Wohlgerüche, Seide

MARSEILLE.

und Zucker, zwei damals gleich seltene und kostbare Artikel. Bald begann die treffliche Bereitung von Leder, Seife und Oel den innern Betrieb zu vermehren und für alle europäischen Märkte wichtig zu werden. Die Versorgung der Kreuzfahrer in dem gegenüberliegenden Palästina hob die Stadt auf eine hohe Stufe von Glanz und Reichthum und verschaffte ihr manche Freiheiten und Privilegien.

Als nach dem Tode der Königin Johanna (1423) alle Greuel des Krieges unter Alphons von Aragonien über Marseille ausgeschüttet wurden, bemächtigten sich Genua und Venedig größtentheils des levantischen Handels. Doch die Weisheit des Herzogs René, dieses Heinrichs IV. der Provence, führte eine neue Zeit des Glückes für die Stadt herbei, indem er 1669 den Handel beinahe von allen Zwangsmaßregeln und Banden befreite. Diesen Freiheiten machte 1760 jenes königliche Auflagengesetz und 1790 die Revolution ein Ende. Während der Handel im Allgemeinen gestört war, erschienen jene Dekrete des berühmten Maximum (Bestimmung eines höchsten Preises für den Verkauf der Lebensmittel) und jene verderbliche Aufhebung aller im Jahre 1669 ertheilten Freiheiten und Privilegien. Was die Pest von 1720 nicht vermocht hatte, das brachte der ewige Krieg des Kaiserregiments zu Stande. Handel und Fabriken erlagen den ewigen Conscriptionen und der Stockung nach Außen, ganze Quartiere entvölkerten sich. Der europäische Friede führte wieder Menschen und Kapitalien in die herrliche Stadt und schenkte ihr am 16. Dec. 1816 Hafenfreiheit und unbeschränkte Schifffahrt. Als allgemeiner Ansicht gegen alle Privilegien gemäß auch diese wieder aufgehoben werden mußten, erhielt Marseille wenigstens eine specielle Verwaltung in Handels- und Seeangelegenheiten (1827) und Befreiung der sonst so schweren Abgaben für alle fremden Schiffe. Mit außerordentlicher Lebhaftigkeit erhob sich Fabrikation und Handel von neuem. Spanien, Griechenland, Italien, die Levante, Syrien und Afrika, die Ostsee und das schwarze Meer, England, Nordamerika, Westindien und Südamerika traten wieder in direkte Verbindung. Alles gestaltete sich so großartig, daß bereits 1832 wieder 7201 Schiffe mit 629,783 Tonne. die Einfuhr und 5842 Fahrzeuge mit 472,662 Tonnen Last die Ausfuhr besorgten und allein im Jahr 1833 von der Regierung über 8 Millionen Franken Ausfuhrprämien bezahlt wurden.

Die Einwirkungen der milden Seeluft, die Verwandlung

sämmtlicher Festungswerke in anmuthige Gärten und Promenaden, die fruchtbar blühende Umgebung der Stadt, zahllose Fremde aus allen Welttheilen und der heitere lebenslustige Sinn der Einwohner erheben Marseille zu einer der angenehmsten Städte in ganz Frankreich. Sie theilt sich natürlich in die Alt- und Neustadt. Jene zieht sich auf der Nordseite an einer Höhe zum Hafen hinunter, hat bei Uebervölkerung alle Unannehmlichkeiten der alten, finstern, winklichten Straßen und garstigen Häuser. Die über den Osten und Süden sich verbreitende Neustadt ist durch Eleganz der Häuser, äußerste Reinlichkeit der schnurgeraden, luftigen Straßen und die anmuthige, lebenvolle Lage rings um den Hafen ein höchst reizender Aufenthalt. Beide trennt der Corso, eine 1/2 Meile lange, schöne Straße, mit doppelten Alleen besetzt, in deren Schatten zahllose Buden ewigen Jahrmarkt halten. Das Stadthaus, die Börse, die Domkirche, das neue Theater, die beiden Arsenale, das Lazareth mit trefflichen Quarantäneanstalten zeichnen als Gebäude sich aus. Der neue Platz mit seinen 4 Fontainen und der St. Michaelsplatz sind wahrhaft schön. Das in länglichem Viereck tief in die Stadt eindringende, mit Steindämmen eingefaßte Hafenwerk mit dem ewigen Mastenwald und Gewimmel bildet ein imposantes Gemälde, im Verein mit den links und rechts aufsteigenden Vesten Fort Louis und Fort St. Jean, und jenem hochbefestigten Felsen, der im Hintergrunde frei aus der See emporstarrt. Die zauberisch schöne Straße nach Aix, der liebliche Hauch von Myrthen, Lorbeeren, Lavendel, Salbei, Melisse, Rosmarin, der aus Wiesen und Gärten, Auen und Weinbergen die Luft durchzieht, tausende von Bastiden (Villen, Landhäuschen und Palläste), welche blendend weiß aus dem Mattgrün der Olivenzweige und Büsche hervorleuchten, die milden Höhen der Bergkette mit dem ewigen Frühlinge zu ihren Füßen und dem geselligen, Bildung, Künste, Wissenschaft und Vergnügen liebenden, gastfreien Völkchen ringsumher erheben Marseille zu einem lachenden Aufenthalt, zu einem wahren Buen-Retiro für Körper und Geist, zu einer unvergeßlichen, wonnigen Erinnerung.

D 21.5 .F7 C.1
Die Wundermappe, oder, Saemmtl
Stanford University Libraries
3 6105 036 359 102

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305